

AUS DEM NEUEN TESTAMENT

JOACHIM THEIS

55 Gepriesen sei der Herr

Lk 1,68

Entdeckungen am Text

Gepriesen sei der Herr, der Gott Israels! Diese Worte führen in die Auswahl der Texte des Neuen Testaments ein.

Was aber muss geschehen, damit einer aus ganzem Herzen solche Worte sprechen kann? Woher kommen die Zuversicht und Hoffnung des Beters? Gibt es doch Hoffnung in dieser von Leid und unerfüllter Sehnsucht geprägten Welt? Und: Wo lassen sich die Spuren Gottes erkennen? All diese Fragen klingen an, wenn man die biblischen Schriften liest. Auch der Evangelist Lukas versucht darauf Antworten zu geben. Nicht historisch oder gar wissenschaftlich, sondern er verdichtet in Erzählungen und entfaltet darin seine Botschaft von Jesus Christus.

So bringt er zu Beginn seiner Verkündigung die Geschichte von Zacharias und Elisabet. In ihr kann er zeigen, dass sich die Verheißung Gottes erfüllt. Dies geschieht oft nicht nach den Regeln der Menschen und ihren Erwartungen: Die Legende erzählt von dem Priester Zacharias und seiner Frau, die kinderlos waren (vgl. S. 163ff.) *Eines Tages* (Lk 1,8) „erscheint“ Zacharias ein Engel. Er vermittelt ihm, Gott habe seine Gebete erhört. Zu deren Inhalt nimmt er keine Stellung.

Als Leserin oder Leser kann man an die Rettung Israels oder aber an den Wunsch nach einem Sohn denken. Zacharias selbst bleibt ungläubig: *Ich bin ein alter Mann und auch meine Frau ist*

in vorgerücktem Alter. Woran soll ich erkennen, dass das wahr ist? (Lk 1,18)

Das ist vermutlich die Frage, die dem Evangelisten häufig gestellt wurde und die sich auch heute immer wieder stellt. Denn die Erfüllung der Verheißung des Engels tritt nicht sofort ein, wie ein Blitz. Zacharias muss Geduld haben und warten; er muss mit einem Wachstum rechnen. Möglicherweise sind die Monate der Schwangerschaft Elisabets auch Zeichen dafür, dass Gottes Verheißungen wachsen müssen. Dafür braucht man Zeit – auch heute noch! Vielleicht kann man mit Lukas die Zeit bis zur *Vollendung* als eine Art „Schwangerschaft“ der Geschichte Gottes mit den Menschen betrachten.

Lukas erzählt weiter: Nachdem der Engel den Priester verlassen hat, verliert jener seine Sprache; er konnte nicht mehr mit den Menschen sprechen und blieb stumm (Lk 1,22). Doch die Botschaft des Engels erfüllte sich und Elisabet gebar einen Sohn. An dem Tag, als sein Kind in das auserwählten Volk eingegliedert wurde – dies geschieht in der Beschneidung und der Namensgebung –, *konnte er Mund und Zunge wieder gebrauchen* (Lk 1,64). Gegen alle Erwartung hat sich die Verheißung Gottes erfüllt. So preist Zacharias Gott in prophetischen Worten. Mit ihnen weist Lukas auch auf Jesus hin, von dem er nun in seinem Evangelium erzählen möchte.

Das Gebet des Zacharias (es wird auch *Benedictus* genannt) beginnt mit einem Segens-

spruch. Der Grund, Ort und Zeit, Gott zu preisen, bleiben im folgenden Text (Lk 1,68-76) unbestimmt. Für den Verfasser des Gebetes ist jedoch klar: Etwas hat angefangen! Er hat sein Volk besucht und ihm Erlösung bereitet. Aber Erfüllung und Verheißung brauchen Zeit zu wachsen und brauchen Menschen, die daran mitwirken.

Dialog mit dem Text

Was passiert mit Menschen, die sich unter Zeitdruck setzen? Oft erzeugt dies Ungeduld, Gehetztheit und Kälte. Vielleicht ist dies auch eine Ursache dafür, dass Menschen nicht zum Kern ihres eigenen Selbst gelangen. „Es gibt ein großes und doch ganz alltägliches Geheimnis. Alle Menschen haben daran teil, jeder kennt es, aber die wenigsten denken je darüber nach. Die meisten Leute nehmen es einfach so hin und wundern sich kein bisschen darüber. Dieses Geheimnis ist die Zeit ... Denn Zeit ist Leben. Und das Leben wohnt im Herzen" (ENDE S. 57). Wenn man aber keinen Zugang zum eigenen Leben – zum eigenen Herzen – hat, dann kann es auch nicht mehr gelingen Gott zu preisen. In dem bereits zitierten Märchen(-Roman) *Momo* von MICHAEL ENDE wird von einem kleinen Mädchen erzählt, das mitansehen muss, wie eine Zeitfirma mit grau in grau aussehenden

Gestalten versucht, den Menschen ihre Zeit zu rauben. Bei der Suche nach einer Lösung gelangt Momo mit Hilfe der Schildkröte Kassiopeia zu Meister Secundus Minutius Hora und mit ihm an den Ursprung der Zeit. Eine spannende Verfolgungsjagd beginnt. Es ist ein Kampf um die gesamten Zeitvorräte der Menschen. Momo muss viele Gefahren bestehen. Doch sie hat zum Glück Freunde, die ihr dabei helfen.

Denkanstöße

- Sachzwang, Zeitnot und damit auch Ungeduld bestimmen oft unseren Alltag. Vielleicht blockiert aber eine solche Sicht den Blick auf das Wort Gottes. Müssen wir nicht neu lernen, Geduld zu haben und uns Zeit zu nehmen?
- Effizienz und Optimierung von Abläufen sind die Parolen unserer Zeit. Oft opfern wir diesen modernen Göttern Mitmenschlichkeit und Lebensqualität.
- Vielleicht kann man seine Zeit manchmal für etwas anderes sinnvoller einsetzen. Oder man kann sie einfach nur einmal verstreichen lassen ...

Lesehinweis

ENDE, MICHAEL, *Momo*, Stuttgart 1973

56 Eine gute Nachricht

Lk 1,26-38

Entdeckungen am Text

Etwa im Jahre dreißig unserer Zeitrechnung wurde auf der Hinrichtungsstätte der Stadt Jerusalem JOSCHUA VON NAZARET gekreuzigt. Unter den Augen der Soldaten des römischen Kaisers starb dieser noch relativ junge Mann qualvoll. Er war von Pilatus im Namen des Kaisers wegen des Delikts der Staatsaufwiegelung zum Tode verurteilt worden.

Etwa vierzig Jahre später entstehen Schriften über sein Leben. Inzwischen war Jesus für seine Anhänger Erlöser geworden. Sie nannten ihn deshalb Messias (d. h. in griechisch: *Christos*) oder auch Sohn Gottes. Vermutlich gab es zwar schon etwa zwei Jahrzehnte nach seiner Hinrichtung erste Aufzeichnungen seiner Worte (vgl. S. 205f.). Doch die in den Kanon aufgenommenen vier Evangelien sind wahrscheinlich erst im letzten Viertel des ersten Jahrhunderts abge-

fasst worden. So waren selbst die Evangelisten auf die mündliche Überlieferung angewiesen. Es waren Jesusleute, die in dieser Person ihre Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens gefunden haben.

Das Leben, Denken und Wirken der frühen Christen orientierte sich an Jesus. Daher verwundert es auch nicht, dass die Beschäftigung mit ihrer Religion in der Frage mündete: Was bedeutet Jesus Christus für uns? Und vielleicht ist das der gemeinsame Kern der Evangelien: Es geht ihnen immer nur um Christusbilder. Dem historischen Jesus wird die Leserin/der Leser nicht unverstellt begegnen.

So stand auch Lukas vor der Frage: Wie kann man das Bekenntnis von Jesus Christus, dem Sohn Gottes, entwickeln? Der Anfang seines Evangeliums klingt wie ein fantasievolles Vorspiel auf einer Bühne. Wunderbare Dinge geschehen, Engel erscheinen. Und wie in Traumbildern wird die Geburt des göttlichen Kindes erzählt.

Anders als Markus und Johannes beginnt also Lukas sein Evangelium mit der Kindheit Jesu. Vielleicht will er dadurch auf das „wunderbare“ Eingreifen Gottes in die Menschheitsgeschichte aufmerksam machen. Vermutlich liegt ihm sehr daran zu verdeutlichen, dass in Jesus von Anfang an seine „Göttlichkeit“ hervorscheint. Dazu greift er in der so genannten „Verkündigungsgeschichte“ auf eine stark legendäre Erzählung zurück, die er wahrscheinlich aus der jüdisch-christlichen Tradition kennt. Deshalb darf man in ihr keinen Bericht von einem historischen Ereignis oder einem biologischen Faktum sehen. Lukas geht es um die Deutung der religiösen Wirklichkeit mit Hilfe eines Ursymbols: Gott wird mit der Geburt Christi einen neuen Anfang setzen. Der Ursprung Jesu Christi ist nicht im innerweltlichen Geschichtsverlauf zu finden, sondern er ist nur aus dem Handeln Gottes heraus zu verstehen.

Die Erzählung selbst entspricht alttestamentlichen Darstellungen, die die Verheißung einer Geburt eines besonderen Menschen beschreiben. Anklänge finden sich an die Geschichten von Hagar, der ein Engel erscheint und ihr die Geburt ihres Sohnes Ismael ankündigt

(Gen 16,11), von Sara, der die Geburt Isaaks verkündet wird (Gen 18,9-16/ **10** und **11**) oder von dem Engel, der im Buch Richter zu Manoach kommt, um ihr die Geburt des Kindes Simson (Ri 13,3) bekannt zu geben.

Die Ankunft des Engels

Zunächst werden die beiden Handelnden des Textes vorgestellt: Maria und der Engel. Dieser hat einen Namen, nämlich Gabriel. Der Name bedeutet „mein Mann ist Gott“. Sein Name ist Programm! Gott ergreift die Initiative und sendet ein Mittlerwesen aus. Dazu entwirft Lukas nun ein starkes Bild: Der Engel trifft Maria in Nazaret, einem unbedeutenden Ort in Galiläa. So kann der Evangelist in seiner Konzeption – *der Weg Jesu von Galiläa nach Jerusalem!* – den Ausgangspunkt festlegen. Von Galiläa aus beginnt die Heilsgeschichte. Lukas stellt nun die Hauptperson vor: *Maria*. Er bezeichnet sie als *Jungfrau*. Vielleicht will der Erzähler damit sagen, dass sie zwischen dem zwölften und vierzehnten Lebensjahr und im heiratsfähigen Alter war. Darüber hinaus erfährt der Leser, dass sie noch unverheiratet war. Jedoch war sie rechtlich mit Joseph durch ihre Verlobung verbunden. Durch den Hinweis, dass Joseph aus dem Hause Davids stammt, gelingt es Lukas die Verbindung zu der Verheißung eines neuen Davids herzustellen. Der Text erzählt, wie der Bote Gottes Maria auf menschliche Weise begrüßt. Allerdings spricht sein Gruß eine hohe Erwählung aus: Gott hat sich ihr zugewandt und begleitet sie. Gott hat sie ausgesucht, seinen Plan durchzuführen.

Marias Reaktion und der Engel

Lukas inszeniert weiter: Maria reagiert erschrocken und verwundert. Doch der Engel beschwichtigt sie und begründet seine Anwesenheit: Sie ist von Gott auserwählt worden, einen Sohn zu gebären. Ihm soll sie den Namen Jesus geben. Er ist der neue David, der König über ganz Israel wird. Der Evangelist zeigt: Wie David durch Gott sein Reich erhält, so ist Jesus als der Sohn Gottes Davids Erbe und erhält die Herrschaft über Israel.

Maria ist überrascht und fragt zurück: *Wie soll das möglich sein?*

In der Antwort des Engels heißt es, dass Maria das Kind nicht durch Zeugung, sondern durch die Macht Gottes empfangen wird. Lukas kann sich die Ankunft des Erlösers nicht anders denken, als dass Gott durch seine schöpferische Kraft einen neuen Anfang schafft. Dies fasst er in die Sprache der uralten Vorstellung von der Geburt des Gotteskindes durch die begnadete Jungfrau. Die Aussage ist theologisch und meint die Zeugung des Messias durch das Wirken des göttlichen Geistes. Sie weist auf den göttlichen Ursprung des Sohnes hin. Hier knüpft Lukas an die alttestamentlichen Weissagung in Jes 7,14, die „Adoptionstexte“ in Ps 2,7 (*Mein Sohn bist du, heute habe ich dich gezeugt*) und 2 Sam 7,14 (*Ich will für ihn Vater sein und er wird für mich Sohn sein*) an. In diesem Sinn verkündet der Engel, dass der Sohn Mariens *Sohn des Höchsten* und *Sohn Gottes* genannt wird. Über das „Wie“ dieses Geschehens gibt der Text keine Auskunft und interessiert sich auch nicht dafür.

Der Glaube des Ersten Testaments wusste schon darum, dass für Gott nichts unmöglich ist (vgl. Gen 18,14). Aber auch die außergewöhnliche Mutterschaft von Elisabet belegt, wie sehr die Macht Gottes auch gegenwärtig wirkt. Maria bekundet ihr Einverständnis und nimmt den Auftrag Gottes an. Ihr Glaube und ihre innere Kraft sind vorbildlich. Nun kann sich der Engel entfernen.

Dialog mit dem Text

Von der Kindheit Jesu erzählen das Matthäus- und besonders das Lukasevangelium. In beiden Evangelien bilden die so genannten Kindheitsgeschichten einen in sich geschlossenen Komplex, der sich von den Erzählungen über das Leben und Wirken Jesu deutlich abhebt. Jedoch erzählen beide Evangelisten unterschiedlich. Das wird deutlich, wenn man die Darstellungen vergleicht:

VERGLEICH DER KINDHEITSGESCHICHTEN VON MATTHÄUS UND LUKAS

Matthäus

Stammbaum Jesu (1,1-17)
Verheißung der Geburt Jesu an Josef (1,18-25)
Geburt Jesu (1,18.25)
Huldigung der Magier (2,1-12)
Bedrohung durch Herodes
Flucht nach Ägypten
Rückkehr nach Nazaret (2,13-23)

Lukas

Verheißung und Geburt des Täuflers (1,5-25)
Verheißung der Geburt Jesu an Maria (1,26-38)
Begegnung von Maria und Elisabet (1,39-56)
Geburt und Beschneidung des Täuflers (1,57-80)
Geburt und Beschneidung Jesu (2,1-39)
Der Zwölfjährige im Tempel (2,40-52)

Die beiden Kindheitsgeschichten unterscheiden sich nicht nur in der Abfolge der erzählten Begebenheiten, sie unterscheiden sich auch in ihrer Grundaussage. Nach Lukas wird Jesus von Anfang an als Messias erkannt. Dagegen steht bei Matthäus das Leben Jesu von Beginn an unter dem Zeichen der Ablehnung.

Die lukanische Version ist durch ihre innere Vielschichtigkeit gekennzeichnet. In ihr finden sich uralte Vorstellungen, wie man sie schon aus Mythen des Alten Ägyptens kennt und die von

der Geburt des göttlichen Menschen durch die Erwählung einer königlichen Jungfrau erzählen. Aus der ägyptischen Religion ist die Geschichte des Sonnengottes Amon-Râ und dem königlichen Kind Hatschepsut bekannt. Über den Botengott Thot wird der Mutter Iahmes die Geburt der Tochter verkündet. Sie ist auserwählt, das göttliche Kind auszutragen und zu gebären. Ein Vergleich zwischen dem ägyptischen Königsmythos und der lukanischen Geburtsgeschichte zeigt auffallende Parallelen:

- Ein Kind wird auf göttliche Verheißung hin empfangen.
- Dies wird durch einen von Gott gesandten Boten mitgeteilt.
- Nicht der menschliche Partner, sondern die Gottheit ist der Vater.
- Die Frau wird als Jungfrau gekennzeichnet.
- Der Name des Kindes wird vor der Geburt mitgeteilt und ihm auch später verliehen.

Auch die hellenistische Umwelt kennt die Vorstellung, dass große königliche Persönlichkeiten als Gottsöhne bezeichnet werden. So berichtet zum Beispiel der griechische Mythos von der Geburt des Lichtgottes und Arztes Asklepios.

Die Religionswissenschaften weisen darauf hin, dass es in vielen Religionen Erzählungen und Mythen gibt, die die Erschaffung von Leben ohne biologisches Zutun kennen und von wunderbaren Geburten berichten. Das Lukasevangelium greift die Bilderwelt dieser Geschichten auf, um das Geheimnis der Geburt Jesu auszudrücken.

Denkanstöße

- *Ein Engel erscheint:* Der Himmel arbeitet bei seinen Projekten anders. Rechnen wir damit? Nehmen wir wahr, wenn der „Himmel“ seine Boten sendet? Erwarten wir überhaupt noch, dass uns ein „Engel“ begegnen könnte?
- *„Wie soll das möglich sein?“*, fragt Maria. Sie ist die „Begnadete“ und besonders „Gesegnete“. Gott hat sie erwählt und befähigt ihre Lebensaufgabe voll zu erfüllen. Maria blieb immer ganz offen für Gott. Vielleicht ist sie gerade deshalb auch Zeichen der Hoffnung.
 - Nehmen wir unsere Erwählung wahr?
 - Wissen wir um unsere Fähigkeiten?
 - Wie offen sind wir, damit die Botschaft Gottes uns erreichen kann?

Lesehinweise

- DREWERMANN, EUGEN, Dein Name ist wie der Geschmack des Lebens. Tiefenpsychologische Deutung der Kindheitsgeschichte nach dem Lukasevangelium, Freiburg i. Br. – Basel – Wien 1986
- LANG, BERNHARD, Die Bibel neu entdecken. Drewermann als Leser der Bibel, Kempten 1995

57 Maria besucht Elisabet

Lk 1,39-56

Entdeckungen am Text

Zwei Frauen begegnen sich. Die schwangere Maria reist zur schwangeren Elisabet. Eindrucksvoll eröffnet diese Begegnungsszene Zärtlichkeit und Zuversicht zweier Frauen, die das Wunder des entstehenden Lebens erfahren. Lukas überliefert den *Lobgesang der Maria* in seiner Kindheitsgeschichte. Wahrscheinlich hat er diese nachträglich seinem Evangelium hinzugefügt. Damit möchte er seine Leserinnen und Leser auf das Evangelium einstimmen. Sie soll seine Deutungen des Lebens und Wirkens Jesu lenken. Die Vorgeschichte hat einen wohl durchdachten Aufbau.

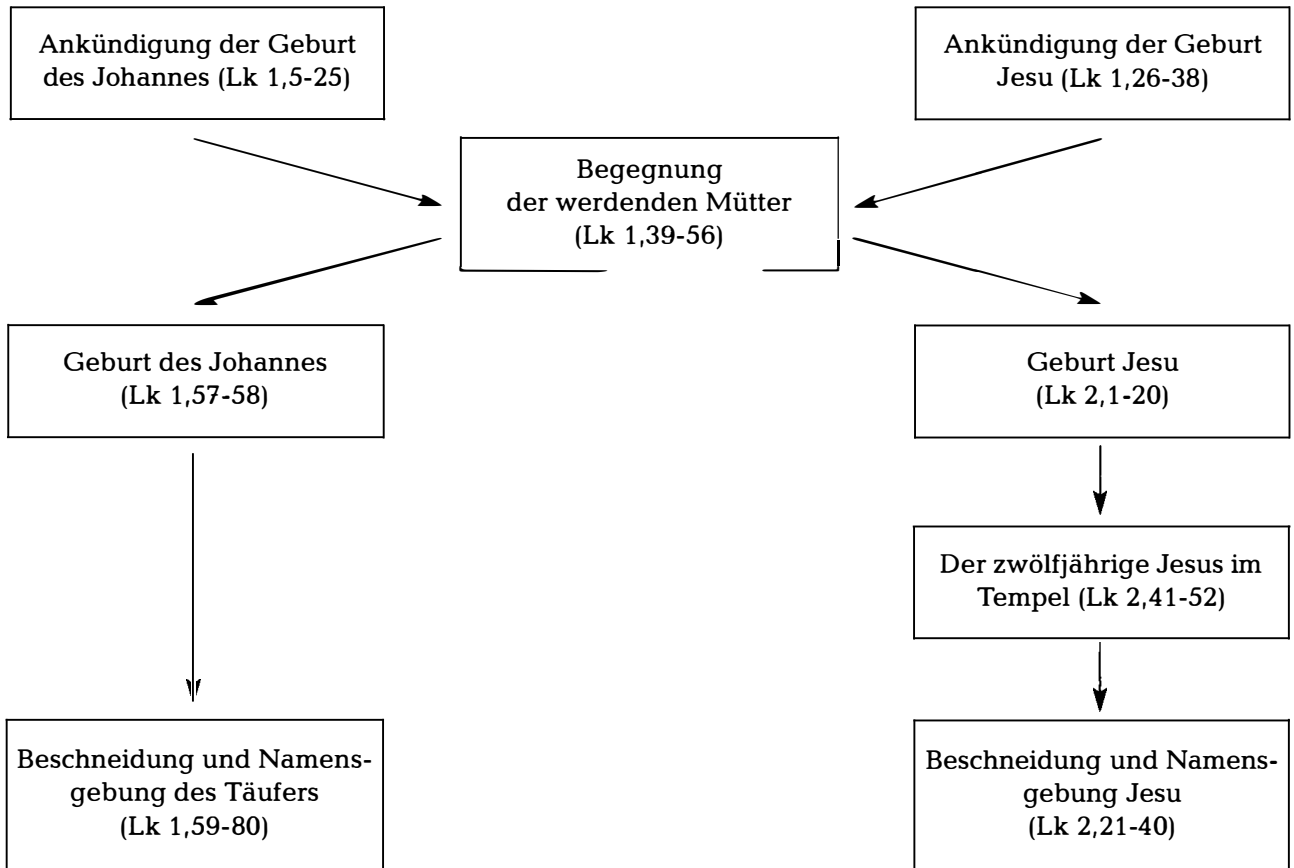
Die Übersicht auf S. 164 macht deutlich, dass die einzelnen Erzählabschnitte nicht unverbunden

nebeneinander stehen, sondern miteinander verknüpft sind. Die Jesusgeschichte ist mit der Täufergeschichte verwoben und zwar so, dass in überbietender Parallele die Überlegenheit Jesu zum Ausdruck kommt.

Das Mädchen und die Frau

Der Abschnitt von der Begegnung der beiden Mütter und ihrer noch ungeborenen Kinder bildet den Mittelpunkt der lukanischen Komposition: Der Evangelist erzählt, dass Maria, kurz nachdem sie von ihrer Schwangerschaft erfahren hat, aus ihrem Heimatdorf Nazaret aufbricht. Sie reist durchs halbe Land ins Bergland von Judäa. Dort lebt eine Verwandte von ihr. Es ist Elisabet, die Frau des Zacharias. Diese ist im sechsten

DIE GEBURTSGESCHICHTEN VON JOHANNES UND JESUS NACH LUKAS



Monat schwanger. Von Elisabet muss man wissen, dass sie als unfruchtbar galt und nun auf wunderbare Weise in hohem Alter schwanger geworden ist, wie einst Sara, die Frau Abrahams (vgl. **11** S. 57f.). Ihr Sohn wird Johannes heißen. Er wird als „der Täufer“ Menschen zur Umkehr zu Gott aufrufen. Er wird auch Jesus begegnen, ihn taufen und so den Auftakt zu Jesu öffentlichem Wirken setzen (vgl. **60** S. 171f.). Warum Lukas dieses Zusammentreffen inszeniert hat, kann man nur vermuten. Er schafft damit die Möglichkeit, dass sich Maria mit einer erfahrenen Frau unterhalten hat. Über Elisabet hat er zuvor erzählt, was es heißt, „Werkzeug Gottes“ zu sein. Vermutlich kann er in dem Gespräch zwischen Maria und Elisabet die überlieferte Gotteserfahrung der Maria verdeutlichen und verständlich machen.

Zwei Szenen prägen nun das Geschehen: die Seligpreisung Mariens und deren Antwort im Lobpreis Gottes, dem *Magnifikat*.

Die Seligpreisung der Maria

Lukas gestaltet das Zusammentreffen der beiden Frauen. Dadurch kann er über Elisabet die Position Mariens vorstellen. Er will erzählen, dass Johannes schon im Mutterleib die Größe von Jesus anerkennt. Nach der Begrüßung beider Frauen spürt Elisabet, wie ihr Kind sich bewegt – es *hüpft*, heißt es in der Bibel. Werden bei dieser ersten Begegnung Kräfte und Erkenntnisse frei, die die beiden Frauen wohl nicht bei sich erwartet hätten? Der Freudenhüpfer des Ungeborenen lässt Elisabet erkennen, wer da vor ihr steht: *die Mutter meines Herrn*, die Mutter

Gottes. Der freudige Ausbruch Elisabets und ihre nun folgende Rede erweist sie als vom Heiligen Geist erfüllt. In prophetischer Sprache preist sie Maria, die eine besondere Stellung im Heilsplan Gottes hat. Sie hat sich ganz von Gott in Anspruch nehmen lassen und erwartet in ihrem Glauben die Erfüllung der Verheißung.

Der Lobpreis Marias

Als Antwort darauf dankt und lobt Maria Gott, so wie es die Beter der Psalmen getan haben. In diesem Preislied, das der Evangelist Maria in den Mund legt, entfalten sich zentrale Gedanken lukanischer Theologie. Das dreistrophige Gebet (das nach den ersten Worten der lateinischen Übersetzung *Magnifikat* genannt wird) betont den tiefen Glauben des jüdischen Mädchens. Gott ist Mittelpunkt ihres Lebens. So führt Lukas eindrucksvoll vor Augen, dass das Judentum Wurzel und Urgrund des christlichen Glaubens ist.

In dem Gebet reagiert Maria auf die Begrüßung durch Elisabet und beschreibt, wie sie Gott erlebt hat: Er hat sich ihrer angenommen, obwohl sie nur ein unbekanntes und unscheinbares Mädchen war. Sie jubelt über diese Bestätigung. Gott ist Gegenstand ihrer Freude, denn er hat auf sie geschaut; er vergisst sie nicht. Sein Blick kann richten, aber vor allem retten und erwählen. Deshalb greift der Hoffnungspalm im zweiten Teil die Machttaten Gottes auf. Stellvertretend betet Maria für alle, die von Gott erlöst werden. Nicht nur sie, sondern alle früheren und kommenden Geschlechter haben Grund zu jubeln. Er ist ein Gott für alle und ein wirkmächtiger, der das Niedrige, das Schwache und die Hungernden erwählt. Man kann und muss zuversichtlich sein, denn dieser Gott achtet auf alle Menschen, besonders aber auf die, die seine Hilfe brauchen. Die Umkehrung der bestehenden Verhältnisse ist sein Programm! In diesen Worten Mariens steckt der Sprengstoff der Veränderung. Das Magnifikat zementiert nicht die herrschenden Verhältnisse, sondern im Gegenteil: Die Welt mit ihrem Oben und Unten und ihrer Wertschätzung von Macht und Geld ist nicht in Gottes Sinn.

Vielleicht möchte Lukas, indem er diesen Gedanken im Lied der Maria so stark betont, deutlich machen: Gott plant die Revolution! Das „Groß-Machen“ soll also durchaus nicht nur auf geistliche Vorgänge bezogen sein, sondern hat realpolitische Konsequenzen. Lukas stellt sich dies nämlich nicht als Szenario für das Reich Gottes am Ende aller Zeiten vor. Für ihn sind sie durchaus Realität für diese Erde. Dazu sendet er seinen Sohn!

Der dritte Teil beendet das Gebet. Er unterstreicht das Heilshandeln Gottes an seinem Volk Israel und bestätigt, dass dieser seine Verheißungen erfüllen wird. Gott ist also jemand, der sich im „wirklichen Leben“ erfahren lässt. Das Volk Israel hat dies in seiner Geschichte immer wieder erlebt und in Psalmen besungen. Das Magnifikat regt an, die Rettungsgeschichte Gottes an den Menschen immer wieder neu zu betrachten und sich auch daran zu erinnern, dass der Gott Abrahams der Gott des Judentums, der Muslime und der Christen ist.

Dialog mit dem Text

Immer wieder hat sich die Literatur mit Maria und ihrem Magnifikat auseinandergesetzt. In frommen Liedern und Litaneien hat sich dies niedergeschlagen: JOHANN SEBASTIAN BACH, weniger bekannte Komponisten wie JOHANN RUDOLF AHLE und auch die Brüder der Ordensgemeinschaft in Taizé haben das Magnifikat vertont. Mit Hingabe und Begeisterung singen christliche und weltliche Chöre diese Worte aus dem Lukasevangelium. Häufig gehen diese Lieder zu Herzen und stimmen fröhlich. Aber oft wirkt dieser Umgang mit dem *Kampf- und Freudenlied* der Maria abschwächend und beruhigend. Die Sprengkraft geht verloren und der „Gesang der Maria“ wird besinnlicher Trost oder unpolitischer Kulturgenuss. Doch das Magnifikat ist alles andere als verträöstend und erst recht alles andere als verharmlosend. Diesen Gesichtspunkt hat vor allem die Befreiungstheologie wieder neu entdeckt. In dem lateinamerikanischen Katechismus „Vamos Caminando“ (S. 151) ist ein „indianisches

Festlied“ aufgenommen, das den Blick auf den marianischen Hoffnungspalm verändern kann:

*Voll Freude singe ich dem Herrn,
meinem Retter.
Er schaut auf sein armes Bauernmädchen,
das ausgenutzt wird und leidet.
Jetzt werden all die vielen zu mir sagen:
„Gott hat dir geholfen“.
Er ist gut und er steht immer
auf der Seite der Armen.
Wir wissen jetzt: Er ist groß,
den groben Angeber hat er verjagt.
Die Unterdrückten richtet er auf
und die Herren bringt er zu Fall.
Er gibt Brot denen, die Hunger haben,
und die Reichen tritt er mit Füßen.
Wie er es gesagt hat,
immer kämpft Gott an der Seite des Volkes.*

Denkanstöße

- „Gott erbarmt sich“, jubelt Maria: Gott sei Dank lässt Gott die Menschen, die ihn brauchen, nicht links liegen. Er kümmert sich um die, die aus eigener Kraft nichts mehr schaffen können. Diese Haltung nennt das Magnifikat „Gott fürchten“. Vielleicht bedeutet „Gott fürchten“, seine eigenen Grenzen, Fehler und

Bedürfnisse zu kennen und zuzugeben. Wer Gott so gegenüber tritt, kann vermutlich erfahren, dass Gott Großes tut.

- *Gott hilft*: Für Lukas steht außer Frage, dass sich Gott denen zuwendet, um die sich sonst keiner kümmert, die in Not sind. Aber es gilt ebenso: Wer für die Not anderer verantwortlich ist, wer sich von Leidenden abwendet und wer nur auf seine eigene Stärke setzt, der muss Gott wirklich fürchten. Deshalb müssen die vor Gott zittern, die ihre Macht verherrlichen und missbrauchen, sich in ihrer Position bequem einrichten und nicht mehr den Boden der Tatsachen betreten. Womöglich kann man aus dem Lied Mariens auch die Hoffnung gewinnen, dass immer dann, wenn wir nicht mehr die im Blick haben, die machtlos sind und Unterstützung brauchen, wenn wir uns für besser halten als andere Menschen, Gott eingreifen wird.

Lesehinweise

- BAUM-RESCH, ANNELIE, Das Magnifikat. Arbeitshilfen für den Religionsunterricht, Werkstatt RU Bd. 4. Hrsg. vom Katechetischen Institut des Bistums Trier, Trier 1997
- EQUIPO PASTORAL DE BAMBAMARCA (Hrsg.), Vamos Caminando, Freiburg i. Br. – Münster 1983

58 Jesus kommt zur Welt

Lk 2,1-20

Entdeckungen am Text

Kaum ein Text in der Bibel ist so bekannt wie die Weihnachtsgeschichte. Lukas bietet eine kunstvolle Komposition, in der er die Frage nach dem Anfang von Jesus beantwortet möchte. Bevorzugte Themen und Motive seiner Theologie (z. B. die Liebe zu den Armen und Kleinen; geografische und zeitliche Einordnung) treten in dieser Erzählung hervor. Der Text entwickelt sich in vier Szenen: der Geburt Jesu, der Deutung durch die Engel, dem Entschluss der Hirten und der Reaktion von Maria.

Die Geburt Jesu

Der erste Abschnitt erzählt von der Geburt Jesu als einem alltäglichen Ereignis und gibt ihr einen historischen und (biblisch-)geografischen Rahmen. Es handelt sich dabei nicht um Geschichtsschreibung in unserem heutigen Verständnis. Die Tatsache der Volkszählung und die damit verbundenen Personen lassen sich geschichtlich nicht nachweisen. Vielmehr geht es Lukas um etwas anderes. Grundtenor ist der ausdrückliche Kontrast zwischen dem allen bekannten Kaiser Augustus und dem Messias.

Der weltliche Machtanspruch steht dem göttlichen Machtanspruch gegenüber. Dies ist ein Grund, weshalb der Evangelist überhaupt die Legende über den kaiserlichen Erlass überliefert. Ein anderer ist der, dass Lukas so erklären kann, weshalb Jesus in der Davidsstadt Betlehem geboren wurde. Damit ist die Verbindung zum „Haus Davids“ geknüpft. Die Geburt Jesu selbst verläuft unspektakulär in ärmlichen Verhältnissen. Maria wickelt das Kind in Windeln. Bis dahin nichts Außergewöhnliches.

Die Engel

Was sich sichtbar ereignet hat, bedarf der Deutung durch Gott selbst. Der Erzähler setzt neu ein. Fast banal beschreibt er, wie Hirten ihren Nachtdienst verrichten. Das ist der Schauplatz für die Botschaft des Engels, von der bisher nur Maria Kenntnis hatte. In der Symbolik von Licht und Nacht, Hell und Dunkel kommt zum Ausdruck, dass Gottes Handeln radikal ist. Sein Wort erleuchtet die Nacht. Die Reaktion der Hirten ist typisch menschlich: Furcht! Im Gegensatz dazu steht das göttliche Programm: Freude! Dies offenbart der Engel. Die Hirten erfahren, was der Leser schon längst weiß: *Heute ist für euch der Retter geboren!* Der Lobgesang des Engelchores unterstreicht die Botschaft von der Geburt Jesu. Gott und Mensch treffen sich im Weihnachtsgeschehen. Seine zu preisende Herrlichkeit ist in dieser Nacht offenbar. Sie bringt den Menschen die Erfüllung ihrer Sehnsucht.

Der Entschluss der Hirten

Zuerst sind es die Hirten, die von Gott erwählt wurden, diese Botschaft zu erfahren. Schon hier spiegelt sich die Jesusgeschichte wider: Jesu Verkündigung richtet sich an die Kleinen und Schwachen. Sie sind die ersten, die seine Göttlichkeit erkennen. Die Hirten gehen auf das Zeichen Gottes nach Betlehem. Das, was sie wahrnehmen, ist so unscheinbar und alltäglich: ein neugeborenes Kind. Doch sie erzählen weiter, was sie gehört und gesehen haben, und kommen zum Glauben. Für die Leserinnen und Leser

sollen die Hirten Vorbild sein. Sie sollen erfahren: Der Neugeborene ist der Christus und der Herr.

Das Vorbild Maria

Wie die Menschen zu dieser Botschaft einen Zugang finden können, zeigt der Evangelist nun im Verhalten von Maria. Sie lässt sich auf Gott ein, erlebt bewusst, was durch sie geschieht; behält das, was sie hört und sieht, in ihrem Herzen. Sie erkennt darin das Wirken Gottes.

Dialog mit dem Text

Die frühe Christenheit feierte Ostern, aber nicht Weihnachten. So sind die Kindheitsgeschichten in den Evangelien erst relativ spät entstanden. Doch schon die frühe Kirche hatte unter dem Einfluss bestimmter orientalischer Bräuche den Geburtstag Jesu auf den 25. Dezember festgesetzt. Christus – das wahre Licht – ist die unbesiegte Sonne.

Ab dem vierten Jahrhundert verbreitete sich die Feier der Geburt Christi. Das hatte auch dogmatische Gründe: Wenig zuvor hatte der so genannte Arianismus die Kirche gespalten. Arius vertrat die Auffassung von der Einzigartigkeit Gottes. Mit der Existenz eines wesensgleichen Sohnes Gottes sei diese nicht zu vereinbaren. Allenfalls könne man von einer Art nachträglicher „Adoption“ Jesu durch Gott sprechen. Gegen diese Lehre wandte sich das Weihnachtsfest. Mit ihm konnte die Menschwerdung Gottes deutlich hervorgehoben werden. Theologisch grundlegend war aber die Auffassung von der so genannten Präexistenz Jesu, weniger das historische Ereignis der Geburt Christi.

Dies hat sich bis heute verändert. Im Mittelpunkt der Weihnachtsfeier steht nicht mehr die Präexistenz des „göttlichen“ Christus. Die Sitten und Gebräuche lenken den Blick auf das Ereignis, das von der Geburt Jesu berichtet. Dabei ist kein christliches Fest so voller Brauchtum und dabei volkstümlich und kommerziell (über)belastet. Wird die eigentliche Bedeutung des Festes unscharf?

Denkanstöße

- *Jesus wird geboren:* Er kommt von Gott. Er ist Mensch, aber nicht „Produkt“ menschlichen Könnens. Unsere Zeit ist sehr stark dadurch gekennzeichnet, dass die Menschen sich auf das Machbare und das Produzieren konzentrieren. Oft werden sie selbst danach beurteilt bzw. beurteilen sich selbst danach. Beachten wir, dass auch wir mehr sind als die Summe unserer Fähigkeiten und Fertigkeiten? Wissen wir darum, dass auch unser Glaube kein Produkt menschlichen Könnens ist?
- *Der Retter ist geboren:* Gott ist in Jesus wahrhaft Mit-Mensch geworden. Was bedeutet heute Mitmenschlichkeit? Wo sind wir als Mit-Menschen herausgefordert?
- *Die Hirten loben Gott und danken:* Menschen machen immer wieder die Erfahrung, dass

man „Heil“ nicht selbst produzieren kann. Das wird uns immer dann bewusst, wenn wir Glücksmomente in unserem Leben erfahren. Wie reagieren wir darauf? Für die Hirten im Text ist die Reaktion auf die Frohe Botschaft selbstverständlich: Sie loben und danken ihrem Gott.

Lesehinweise

- DREWERMANN, EUGEN, Tiefenpsychologie und Exegese. Wunder, Visionen, Weissagung, Apokalypse, Geschichte, Gleichnis, Band 2, Olten – Freiburg i. Br. 1986, S. 174-188
- LANGER, WOLFGANG, Die Erzählungen von der Geburt des Messias, in: MILLER, GABRIELE / NIEHL, FRANZ W. (Hrsg.), Von Babel bis Emmaus. Biblische Texte spannend ausgelegt, München 1993, S. 238-247

59 Sterndeuter suchen den neuen König

Mt 2,1-12

Entdeckungen am Text

Eine wundersame Geschichte wird erzählt, die seit mehr als zweitausend Jahren die Fantasie der Christen beschäftigt: Geheimnisvolle Magier kommen aus einem unbenannten Land aus dem Osten – dort wo einmal das Paradies war – nach Jerusalem. Ausgerechnet diese Fremden wissen, dass ein König der Juden geboren wurde! Ist das ein Märchen? Ist es eine Legende?

Die Erzählung lebt von Kontrasten. Hier die reichen Sterndeuter – dort die arme Familie Josefs im Stall; hier das Neugeborene – dort die große Hoffnung auf einen König, der das Volk Israel befreien wird. Hier Herodes, der König über die Juden, und dort Jesus, der König der Juden, hier Jerusalem – dort Betlehem.

Der Evangelist Matthäus berichtet als einziger im Neuen Testament von der Anbetung durch die Sterndeuter. Der Text selbst schildert ein irdisches Ereignis (Huldigung der Sterndeuter), das in Verbindung mit einer himmlischen Erscheinung steht (Stern) und die alttestamentliche Verheißung (vgl. Mi 5,1ff.) erfüllt. Die Koppelung

von diesen drei Elementen ist für den Evangelisten typisch.

Die Geschichte von den Magiern ist schwierig zu verstehen, besonders weil die Einwohner von Jerusalem so negativ dargestellt werden. Deshalb ist es wichtig, zwischen sprachlicher Gestaltung, dem historischen Kontext und dem theologischen Anliegen zu unterscheiden. Der exegetische Befund weist aus, dass sich diese Erzählung auf kein historisches Ereignis bezieht. Es geht um eine theologische Botschaft. Dazu greift sie auf eine ausmalende Auslegung zurück. Eine solche sprachliche Form nennt man Haggada!

Um die erste Szene richtig zu verstehen, ist die Zeit, in der Matthäus sein Evangelium schrieb, zu beachten. Die Spannungen zwischen Juden und Christen werden immer schärfer. Matthäus und seine Gemeinde begannen sich vom Judentum stärker abzugrenzen und gehörten wahrscheinlich nicht mehr zum jüdischen Synagogenverband. Der Bruch zwischen matthäischer Gemeinde und Synagoge ist deutlich und diese Spannung führte dazu, dass der Evangelist

das Judentum oft in harten Worten verurteilt. Er nimmt sogar geschichtliche Ungereimtheiten dazu in Kauf. So wird verständlich, warum in der Geschichte von den Sterndeutern die Schriftgelehrten und auch das Jerusalemer Volk weitgehend negativ dargestellt werden. Historisch gesehen war nämlich Herodes bei der Bevölkerung so unbeliebt, dass die Kunde über einen neuen König eher Freude ausgelöst hätte. Die negative Haltung des Evangelisten gegenüber Jerusalem kommt dadurch zum Ausdruck, dass sie als die Stadt, in der Jesus zuerst abgelehnt und dann ermordet wurde, vorgestellt wird. Ihre Einwohner werden über Jesus sagen: *Sein Blut komme über uns und unsere Kinder* (Mt 27,25). Der Text gliedert sich in zwei Szenen, die in Jerusalem und Betlehem spielen.

Jerusalem

Nach einer knappen Angabe über die Geburt Jesu setzt die Handlung ein und Sterndeuter treten auf. Über die Anzahl der Personen gibt es keine Auskunft. Schauplatz ist die Tempelstadt Jerusalem. Herodes und mit ihm die Bewohner von Jerusalem erschrecken über die Frage nach dem Messias. Der König über die Juden erkundigt sich bei den Schriftgelehrten nach dem Geburtsort des Königs der Juden (Vom König der Juden ist erst in der Passionsgeschichte wieder die Rede!).

Der Stern scheint nicht über Jerusalem. Von Anfang an wird hier der zuvor beschriebene Gegensatz deutlich: Jerusalem und seine Bewohner lassen sich nicht auf die Führung Gottes ein, obwohl sie die Verheißung (vgl. Mi 5,2) kennen. Sie glauben nicht, dass jetzt die Zeit der Erfüllung ist, und ziehen keine Konsequenzen. Ganz anders die Sterndeuter: Sie hatten sich auf den Weg gemacht, weil sie die Zeichen der Zeit (des Himmels) erkannt haben. Herodes aber versucht in heuchlerischer Absicht die Magier in seine Planung einzubeziehen. Er beabsichtigt den Messias, den neuen König der Juden, zu töten. Die Leserin/der Leser durchschaut dieses Tun. Am Ende des Textes wird erzählt, dass die Sterndeuter nicht mehr nach Jerusalem zurückkehren werden.

Bethlehem

Erst nachdem die Sterndeuter von dem Ort der Menschen, die Gott verlassen haben, weggegangen sind, finden sie ihre Führung (den Stern) wieder. Er leitet sie zum Ziel nach Betlehem und zum Höhepunkt ihres Weges: Sie finden das Haus, das Kind und seine Mutter. Dort huldigen sie dem Sohn Gottes und ehren das Königskind mit Geschenken. Danach kehren sie in ihre Heimat zurück.

Dialog mit dem Text

Die Heiligen Drei Könige

Die Kunst und die Volksfrömmigkeit haben diese Erzählung häufig aufgegriffen. Besonders der Vorstellung von den *Heiligen Drei Königen* ist viel Platz gewidmet worden.

Zu Königen wurden die Sterndeuter erst in nachträglichen Interpretationen. Möglicherweise hat man das Wort „Magier“ missverständlich übersetzt. Vielleicht spielt auch die alttestamentliche Verheißung aus Jesaja 60 eine Rolle. Sie spricht von der endzeitlichen Wallfahrt der Heiden und ihrer Könige, die zum Berg Gottes (Zion) führt. Diese und andere Stellen aus dem Alten Testament (vgl. Hld 3,6) haben dazu beigetragen, dass sich in der Volksfrömmigkeit die Vorstellung von den Heiligen Drei Königen verbreitet hat. Mit keiner Silbe wird in der Bibel gesagt, wie die Anbeter heißen oder wie viele es überhaupt waren. Die Namen Kaspar, Balthasar und Melchior werden zum ersten Mal um 500 n. Chr. in einer in armenischer Sprache abgefassten Kindheitsgeschichte Jesu genannt. Im Matthäusevangelium ist nur von „Weisen“, „Magiern“ bzw. „Sterndeutern“ die Rede. Dass es drei gewesen seien, wurde aus den drei Gaben – Weihrauch, Myrrhe, Gold – zurückgeschlossen (oder man hat die in der Bibel so wichtigen Zahl Drei auf die Anbetung im Stall zu Betlehem übertragen).

Die Gebeine der Heiligen Drei Könige werden noch heute im Kölner Dom verehrt. Dorthin kamen die „Könige“ bzw. deren Gebeine im

Jahr 1158 auf Veranlassung von Friedrich Barbarossa aus Mailand. Die Mailänder hatten die Reliquien angeblich Ende des 4. Jahrhunderts vom Kaiser aus Byzanz als ein Geschenk erhalten.

Die drei dunklen Könige

Der Text berichtet davon, wie ein Kind universeller Hoffnungsträger wird.

WOLFGANG BORCHERT beschäftigt sich in der Nachkriegsliteratur mit der Frage, ob und wie in einer dunklen Zeit (nach dem Zweiten Weltkrieg, nach dem Holocaust und nach der Ermordung vieler Unschuldiger im Krieg) Hoffnung überhaupt möglich ist.

In seiner Kurzgeschichte „Die drei dunklen Könige“ geht es um eine hungrige Familie (Mann, Frau, neugeborenes Kind), die an Weihnachten von drei Männern Besuch bekommt. Die Handlung spielt höchstwahrscheinlich im Krieg oder kurz danach. Am Anfang überwiegen dunklere, Unheil bringende Bilder. Es gibt keinen Mond, keine Sterne ... keine Hoffnung. Dies ändert sich im Laufe der Erzählung. Die Hauptperson der Geschichte ist der Mann. Er sorgt sich um seine Frau und sein Kind. Doch er muss seine Hilflosigkeit wahrnehmen, ihnen richtiges Essen zu beschaffen oder ihnen Wärme zu geben.

Als die drei uniformierten Männer an seine Tür klopfen, will er sie zuerst nicht hereinlassen. Er hat Angst. Die drei Männer sind vom Krieg gekennzeichnet. Einer hat keine Hände, der andere hat Wasser in den Beinen und der dritte zittert die ganze Zeit. Die Männer werden als dunkle und tiefgründige Personen beschrieben. Doch sie geben Hoffnung, denn sie bringen dem Kind (und der Familie) Geschenke.

Das Kind – ein Junge – ist zwar erst eine Stunde alt, jedoch ist es schon ziemlich stark: „Aber da stemmte das Kind seine Beine gegen ihre Brust und schrie so kräftig, dass die drei Dunklen die Füße aufhoben und zur Tür schlichen.“

Das Kind ist der Hoffnungs- und Sinnträger der Geschichte. Es wehrt sich gegen die Dunkelheit.

Denkanstöße

- *Einen Stern sehen:* Eine Führung Gottes wird zur Illusion, wenn man nur von ihr erzählt.
 - Wo erleben wir heute Führung Gottes?
 - Wo erkennen wir die Taten Gottes?
- *Sich vom Stern leiten lassen:*
 - Wie sieht der Stern (Sinn) aus, der unser Leben leitet? Nehmen wir wahr, wenn uns „Sterne“ in unserem Leben auf bestimmten Wegen begleiten?
 - Wie reagieren wir, wenn wir unsere Ziele erreichen? Erkennen wir dann immer noch die Führung Gottes und huldigen ihm?
- *Man kann seinen Stern verlieren:*
 - Wie verhalten wir uns, wenn wir führungslos werden?
 - Welche Möglichkeiten gibt es, den Weg und seinen Stern wiederzufinden?
- *Die Sterndeuter waren Heiden.* Sie erkannten den Königsohn.
 - Wie gehen wir mit Menschen um, die eine gute Beziehung zu Gott haben, die aber kulturell und religiös nicht unseren christlichen Religionsgemeinschaften angehören?
 - Verhalten wir uns „erschrocken“ oder ziehen wir die Konsequenzen auch dann, wenn die Botschaft nicht von offiziellen Vertretern der Religion kommt?
 - Beachten wir, dass Gott oft durch und in Personen wirkt, von denen es nicht erwartet wird?

Lesehinweis

BORCHERT, WOLFGANG, Die Drei Dunklen Könige, in: Textsammlung moderner Kurzgeschichten, Frankfurt 1958

Entdeckungen am Text

Was ist aus Johannes, dem Sohn von Elisabet und Zacharias, geworden (57 vgl. S. 163-166)? Inzwischen ist er erwachsen und ein Mann Gottes, ein Prophet. Markus stellt ihn als Prediger vor, der in der Wüste lebt.

Johannes der Täufer

Johannes selbst predigt die Bußtaufe zur Vergeltung der Sünden. Aufgrund dieser Tätigkeit wurde ihm der Beiname *der Täufer* gegeben. Die Reaktion der Menschen auf sein Auftreten war phänomenal: Ganz Judäa und die Bürger Jerusalems zogen zu ihm. Damit hat der Evangelist wohl etwas übertrieben. Vielleicht wollte er die besondere Stellung des Täufers betonen. Die Taufe fand im fließendem Wasser des Jordans statt. Mit ihr war ein Sündenbekenntnis verbunden. Die Wassertaufe wurde von denjenigen, die sie empfingen, als letzte Möglichkeit angesehen sich mit Gott zu versöhnen. Der Bußfertige konnte sich der göttlichen Vergeltung gewiss sein und ein unbelastetes Gottesverhältnis erlangen.

Johannes der Täufer lebte das, was er verkündete! So stilisiert Markus den Täufer als einen „apokalyptischen“ Propheten. Dies zeigt sich in seinem Auftreten und seiner Lebensweise. Kleidung (Kamelhaar und ein lederner Gürtel) belegen seine Armut. Die Ernährung (Heuschrecken und wilder Honig) entsprach den Nahrungsmitteln der Wüstenbewohner und bezeugt seine asketische Lebensform. Sein Reden und Handeln wies ihn als Propheten aus. Ob sich Johannes selbst als JAHWE-Prophet sah, kann der Text nicht belegen.

Man kann diese Perikope auch als Prolog des Markusevangeliums bezeichnen. Diesen Vorspann überliefert der Erzähler, um die Umkehrtaufe und die Verkündigung des Johannes als Wegbereitung zu deuten. Der markinische Johannes weiß, dass es höchste Zeit ist, sich auf das Neue vorzubereiten. Seine

Ankündigung (verstärkt durch das Bildwort vom Aufbinden der Schuhe), dass in naher Zukunft ein Stärkerer kommen wird, öffnet den Blick auf die nun beginnende Jesusgeschichte.

Der Evangelist komponiert diese Erzählung und stellt einander gegenüber:

Zeit des Johannes	↔	Zeit des Stärkeren
Juda/Jerusalem	↔	Galiläa/Nazaret
Irdisches	↔	Himmliches
Wassertaufe	↔	Geisttaufe

Der Kontrast zwischen der Wassertaufe des Johannes und der Geisttaufe beendet den ersten Textabschnitt. Johannes hat seine Aufgabe erfüllt!

Jesus lässt sich von Johannes taufen

Nun tritt Jesus auf. Er kommt aus Nazaret – einem ganz anderen Gebiet als diejenigen, die zu den Anhängern des Propheten Johannes gehören. Waren die beiden sich schon einmal begegnet? Kannte Jesus Johannes schon länger? Lebte er mit ihm zusammen? War er gar ein Schüler von ihm? Auffällig ist, wie viel Mühe sich Markus gibt, Johannes als Vorläufer Jesu und als den ersten Christuszeugen darzustellen. Dieser Aufwand ist dann erklärlich, wenn der Evangelist das Anliegen hatte, Jesus gegenüber Johannes aufzuwerten und die Rangfolge deutlich und für immer zu klären. Dennoch ist es Johannes, der Jesus nun im Jordan tauft und zum Zeugen des Geschehens wird. Von einer Umkehr Jesu oder einem inneren Wandel wird nichts erzählt.

Entscheidend ist das Geschehen, als Jesus aus dem Wasser steigt: Der Himmel öffnet sich, der Geist Gottes kommt herab und eine Stimme ist zu hören: *Du bist mein geliebter Sohn!* Ist es die Stimme Gottes?

Zwei Dinge werden also hervorgehoben: Zum einen wird Jesus als Geistträger gekennzeichnet und zum anderen wird der Leserin/dem Leser (nochmals) mitgeteilt, wer Jesus ist: Er ist der Sohn Gottes! Die Zeit des Wartens ist zu Ende.

Dialog mit dem Text

Wer war Johannes? Ein Wüstenmensch, ein Asket, ein Moralprediger oder ein Prophet? Alle vier Evangelien erzählen von Johannes dem Täufer und stellen ihn als prophetischen Rufer dar. Nach heutiger Umgangssprache wird jemand, der die Zukunft voraussagt, oft als Prophet bezeichnet. Und im gewissen Sinn war Johannes – wie ihn die Evangelisten schildern – einer, der auf Jesus hinwies und dessen Vorläufer er war. Nach biblischem Verständnis aber sind Propheten Männer und Frauen, die von Gott in Dienst genommen werden. Sie erhalten einen Auftrag. Diesen werden sie in schonungsloser Offenheit und großer Deutlichkeit erfüllen, oft ohne Rücksicht auf ihr eigenes Leben. Auch in dieser Linie war Johannes Prophet: Er war vor allem Mahnredner und Warnbote, aber auch einer, der den Menschen einen Weg zum richtigen Handeln zeigte. Das Markusevangelium beginnt mit dem Auftreten des Täufers in der Wüste. Bewusst hat der Evangelist diesen Ort in Anlehnung an Jes 40,3 gewählt: *Eine Stimme ruft: Bahnt für den Herrn einen Weg durch die Wüste!* Damit hat er Johannes eine Vorläuferrolle zur Ankündigung von Jesus, dem Messias, zugewiesen. Er verweist auf die Verbindung zwischen der Zeit der Verheißungen und Erwartungen und der Zeit der Erfüllung dieser.

Mehr über Johannes den Täufer erfährt man im Lukasevangelium (vgl. Grafik S. 164). Dort wird die Geburt und Kindheit des Täufers überliefert. Die Geschichte von der Ankündigung der Geburt durch einen Engel (Lk 1,5-25) berichtet zunächst von der Herkunft beider Elternteile (Lk 1,5). Trotz ihres hohen Alters wurde Elisabet auf wundervolle Art und Weise schwanger (Lk 1,7). Dies wurde dem Vater Zacharias während seines Dienstes im Jerusalemer Tempel durch den Engel Gabriel angekündigt (Lk 1,8-20). Dieser teilte ihm auch den Namen und die Bedeutung seines zu erwartenden Sohnes mit (Lk 1,13-17). Zacharias verlor nach der Begegnung mit dem Engel seine Sprache (Lk 1,22). In der Erzählung von der Geburt, der Beschneidung und der Namensgebung Johannes

(Lk 1,57-80) liegt die Betonung auf der Schilderung seiner außergewöhnlichen Namensgebung (Lk 1,59-66).

Die Erwähnung des Johannes in der lukanischen Vorgeschichte endet mit der Notiz, er hätte seine Jugend in der Wüste verbracht, um dort an Körper und Geist zu wachsen bis zu dem Tag, an dem er seinen göttlichen Auftrag vernehmen sollte (Lk 1,80).

Denkanstöße

- **Berufen:** Johannes konnte nur so handeln, weil er eine Berufung hatte.
 - Wie sehen unsere Berufungen aus?
 - Nehmen wir sie in unserem Alltag wahr?
- **Hören:** Aber dann geht Johannes zunächst einmal in die Wüste. Er braucht eine Zeit der Ruhe, in der er hören kann, was Gott ihm sagen will.
 - Wo sind unsere Orte der Ruhe und des Nachdenkens?
 - Wo finden wir Zeit, in der wir unsere Akkus wieder neu aufladen können?
 - Wo finden wir Orte, an denen wir Dinge hören, die uns verändern können?
- **Verändern:** Eine Zeit – so Markus – geht zu Ende und eine neue Zeit beginnt. Solche „Brüche“ erleben auch wir heute. Damals hat Jesus die Veränderung dadurch erfahren, dass er dem „Alten“ – repräsentiert durch Johannes – begegnet ist und seine eigene Berufung erkannte.
 - Wie sehen unsere Begegnungen mit der Vergangenheit aus? Was lernen wir daraus für die Gegenwart und Zukunft?

Lesehinweise

- BROER, INGO, Einleitung in das Neue Testament. Ergänzungsband 2/I (Die neue Echterbibel), Würzburg 1998
- BRUNERS, WILHELM, Wie Jesus glauben lernte, Freiburg i. Br. 1988, S. 45-64
- IMBACH, JOSEF, Jesus begegnen. Biblische Erfahrungen heute, Zürich 1992

Entdeckungen am Text

Mit einem Paukenschlag beginnt das Markusevangelium. Völlig überraschend findet sich schon zu Beginn des öffentlichen Wirkens Jesu das Resümee seiner Verkündigung. Dabei fallen wichtige Stichworte: *Evangelium, frohe Botschaft Gottes* und *Reich Gottes*. Diese fassen die markianische Verkündigung zusammen und sind eigentlich erst dann verständlich, wenn man das ganze Evangelium gelesen hat. Und möglicherweise war das von Markus auch so gedacht. Man muss sich nur die damalige frühchristliche Gemeinde vorstellen, der diese Schriftrolle vorgelesen wurde. Ähnlich wie in unseren heutigen Gottesdiensten hat man die einzelnen Textteile aufeinander folgend vorgetragen. War das Evangelium zu Ende gelesen, begann man wieder von vorne.

Nun hat aber das Markusevangelium einen ungewöhnlichen und schwer zu verstehenden Schluss. Es endete nicht, wie in seiner jetzigen Form, mit dem Erscheinen des Auferstandenen und der Aussendung der Jünger, sondern mit dem Bericht von den Frauen, die das leere Grab finden. Der Stein, der es verschließen sollte, so erzählt Markus, lag weg gewälzt daneben (vgl. Mk 16,1-4). Damit verweist der Stein auf Jesus und seine Auferstehung. Die Frauen fürchteten sich vor dem Geschehenen und flohen (vgl. Mk 16,8). Furcht und Zittern ist ihre Reaktion auf die Begegnung mit dem Göttlichen. Wird man mit der Erkenntnis, dass Jesus gestorben und auferstanden ist, allein gelassen? Diese Frage blieb ursprünglich bei Markus unbeantwortet, denn seine Darstellung vom Leben Jesu endete hier. Die Hörerinnen und Hörer der Botschaft standen also in einer ungeheuren (Glaubens-) Spannung. Doch für uns ist es nun wichtig sich vorzustellen, dass im damaligen Gottesdienst wieder der *Anfang des Evangeliums von Jesus Christus* (Mk 1,1) vorgetragen wurde. Dadurch fällt ein ganz anderes Licht auf die Geschichte vom leeren Grab und man beginnt zu ahnen, was das Auferstehungsgeschehen bedeutet und

warum Markus in 1,15 schreibt: *Jetzt ist die Zeit da!* Für den Evangelisten liegt der Glaube an Christus nicht oberflächlich auf der Hand, sondern ist – wie sein Evangelium bezeugt – ein Such- und Lernprozess. Er schließt Leid und Tod nicht aus, mündet aber in die Osterbotschaft, die Jesus Christus schon am Anfang seines Wirkens verkündet: *Das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium (Gottes)*.

Es zeigt sich, dass gerade in diesen beiden Versen eine ungeheure Dramatik liegt und wie schwierig der Glaube an das Reich Gottes aus der Sicht von Markus ist. Will der Mensch aber nicht in Hoffnungslosigkeit angesichts von Leid und Tod enden, so ist er herausgefordert, sich in die Nachfolge zu begeben. Das heißt für Markus, den Lern- und Lebensprozess von Jesus nachzuspüren. Auf der einen Seite ist also die Gegenwart durch das Handeln von Jesus in Tod und Auferstehung als Heilszeit qualifiziert, aber auf der anderen Seite steht die Erfahrung von Leid, Versagen und Tod. Auch der Evangelist kann es dem Menschen nicht ersparen, diese Spannung in seinem Leben wahrzunehmen und sich entscheiden zu müssen. Jetzt beginnt der Lernprozess für einen Christen. Markus hat wie kein zweiter erkannt, dass der Glaubensweg Jesu das Vorbild für den Glaubensweg seiner Jünger ist. Er berichtet davon, wie Jesus mühsam seinen Weg begonnen hat (Mk 1,12: *Danach trieb der Geist Jesus in die Wüste*) und wie er ihn gegangen ist. Hier wird nun verständlich, warum der Erzähler in den Versen 14 und 15 mit so großer Wucht vom ersten Auftreten Jesu berichtet. Es ist sozusagen seine Ostergeschichte. Mit Jesus Christus, mit dessen Wirken, Verkündigen und Leben hat das Reich Gottes begonnen.

Dialog mit dem Text

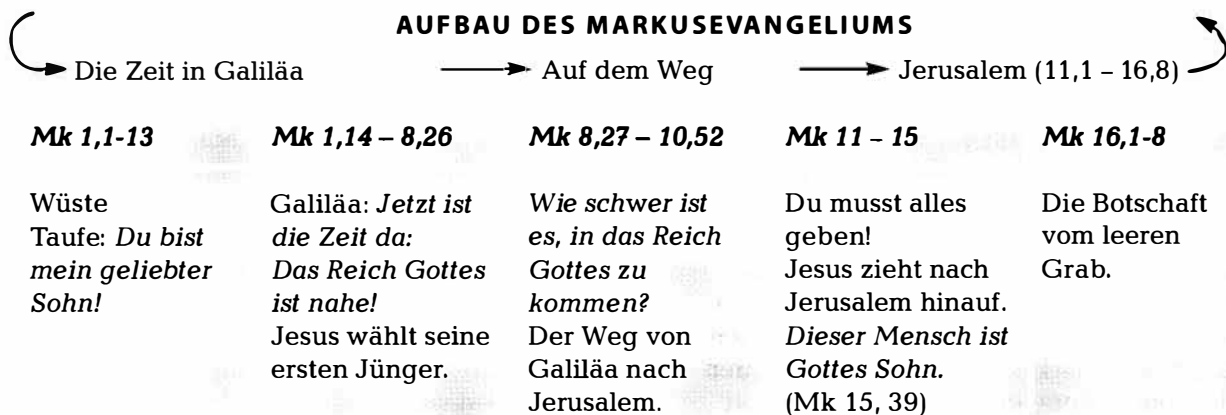
Wenn man nach dem Aufbau des Markusevangeliums fragt, muss man das Alte Testament zur Hand nehmen. Es ist gut sich vorzustellen, wie in der jüdischen Synagoge den ersten Christen

parallel zu den Lesungen der Hebräischen Schriftrollen die Geschichte von Jesus weiter erzählt wurde. Die Zielidee des Markus könnte man wie folgt beschreiben: Markus schaut sich in seiner Gemeinde um, nimmt sie und ihre Probleme wahr. Er weiß um das Bedürfnis, Geschichten aus dem Leben und Wirken Jesu zu hören und dachte: „Wenn ich dies so sehe, dann muss ich so und nicht anders die Geschichte von Jesus erzählen!“

Deshalb stellt er sein Evangelium unter den Leitfaden: „Wie kann man in der Beziehung zu Jesus bleiben, wenn sich die Naherwartung auf

das Wiederkommen des Herrn nicht erfüllt?“ Markus vermittelt die Botschaft: Er ist auferstanden, er ist nicht hier, er geht euch voraus nach Galiläa (vgl. Mk 16,6-7)! Das Grab wird zum Entscheidungsort. Aber vor allem führt der Weg vom Grab zunächst in die Wüste. Wie das Volk Israel nach der Befreiung aus der Knechtschaft in Ägypten, folgt der Befreiung aus den Zwängen des Todes die Zeit der Wüste. Es ist der gleiche Weg!

Man kann das Markusevangelium als eine nach vorne gezogene Passionsgeschichte bezeichnen. Es hat folgenden Aufbau:



In dieser Sicht ist der von Markus präsentierte Text mehr als eine Einleitung am Beginn seines Werkes. Er soll die Grundzüge, Prinzipien und Ziele des Evangeliums erläutern. Solche Texte werden *Präambel* genannt. Besonders häufig finden sich Präambeln als Einleitung zu Verfassungen oder wichtigen Staatsverträgen. Ein herausgehobenes Beispiel hierfür ist die Präambel des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland. Sie betont die Verantwortung des wiedervereinten deutschen Volkes innerhalb Europas und hebt seinen Willen zu Frieden und Freiheit hervor.

Man kann aber diesen Markustext auch mit einer *Ouvertüre* vergleichen: Die Ouvertüre ist das Instrumentalvorspiel zu Bühnenwerken wie beispielsweise Oper, Schauspiel oder Ballett. Bei den ersten Opern im frühen 17. Jahrhundert wurde zu Beginn einer Aufführung noch die

nachfolgende Handlung von den Sängern zusammengefasst und vorgetragen. Später haben Komponisten Material aus ihren Opern in die Ouvertüre eingearbeitet. Besonders deutlich wird dies in der MOZART-Oper *Don Giovanni* (1787), bei der Höhepunkte der dramatischen Handlung bereits in der Ouvertüre vorkommen.

Denkanstöße

- Was bedeutet es, wenn man mit der Erkenntnis, dass Jesus auferstanden ist, alleine ist?
- Wie gehen wir mit Hoffnung um?
- Ist der Glaube ein Lernprozess, in dem der Mensch sich weiterentwickeln darf?
- Welche Bilder entstehen in uns, wenn der Begriff „Reich Gottes“ fällt?

- Ist die Suche nach dem Reich Gottes nicht oft dadurch verbaut, dass dem „Himmel auf Erden“ nachgejagt wird?

Lesehinweis

DIBELIUS, MARTIN, Die Formgeschichte des Evangeliums, 3. durchges. Auflage mit einem Nachtrag von G. Iber, hrsg. von G. Bornkamm, Tübingen 1959

62 Jesus wählt seine ersten Jünger

Mk 1,16-20

Entdeckungen am Text

Eine ausgefallene Geschichte erzählt Markus hier: Jesus wandert am See Gennesaret. Zufällig(?) trifft er auf zwei Brüderpaare. Er fordert sie auf ihm nachzufolgen. Und sofort(!) lassen diese Männer alles stehen und liegen: Sie verlassen ihre Familien und ziehen mit Jesus durch das Land!

Warum bringt Markus eine derartig fantastische Geschichte am Anfang seines Evangeliums? Er kann doch nicht davon ausgehen, dass seine Leser das für bare Münze nehmen. – Vielleicht ist das auch gar nicht seine Intention. Unter Umständen verfolgt er damit eine andere Absicht. Womöglich will Markus den ersten christlichen Gemeinden klarmachen, welche Tragweite die Nachfolge hat. Oftmals standen sie nämlich vor dem Problem, die Verkündigung Jesu in ihrem Alltag umzusetzen. Denn eines mussten die Christen der zweiten Generation lernen: Das Reich Gottes kommt anders als erwartet! Wahrscheinlich hatten die ersten Christen gedacht, die mit Jesus begonnene Zeit fängt mit einem Paukenschlag an, an dem sie zu ihren Lebzeiten teilnehmen. Nun aber sind schon die ersten, die Jesus persönlich gekannt haben, gestorben. Möglicherweise sind die Christen enttäuscht und verunsichert. Sie mussten neu fragen: Wie ist die Verkündigung Jesu, dass das Reich Gottes nahe ist, zu verstehen? Was heißt das, in der Nachfolge Jesu zu sein? Und wer garantiert, dass die überlieferte Botschaft auch mit der Verkündigung von Jesus selbst übereinstimmt?

Um das zu klären, präsentiert Markus die vorliegende Geschichte von der Berufung der vier

Männer. Hierzu greift er auf ein Erzählschema zurück, das er aus der Hebräischen Schrift kennt:

1. *Situationsangabe:* Im Alltag, bei der Arbeit, trifft der Berufende auf denjenigen, der berufen wird.
2. *Die Berufung:* Er fordert – durch einen direkten Anruf oder durch eine Symbolhandlung – auf ihm nachzufolgen.
3. *Die Reaktion:* Der Berufene verlässt seinen bisherigen Lebenskreis, seinen Beruf, seine Familie usw.

(Eine derartige Szene kann man zum Beispiel in 1 Kön 19,19-21 nachlesen. Dort wird die Berufung des Elischa erzählt.)

Die Berufung von Simon und Andreas

Situationsangabe

Harmlos, ja fast belanglos beginnt der Text. Mit einer unklaren Zeitangabe (*als*) und mit einer unscharfen Ortsbeschreibung führt der Evangelist in den Text ein. Es scheint Markus wichtig zu sein, dass Jesus von Nazaret zunächst in der Nähe seiner Heimat gewirkt hat. Ist dies das Gebiet, in dem er seine schönste Zeit verbrachte? Jedenfalls sind in Galiläa seine Lebensspuren zu finden. Dort hat er zuerst das Evangelium vom Reich Gottes verkündet. Interessant ist, dass Markus ausgerechnet von Simon und Andreas sowie Jakobus und Johannes erzählt. Es ist zu vermuten, dass diese vier Männer unter den ersten Christen eine

wichtige Rolle spielten. Sie wurden deshalb auch Apostel genannt. Vielleicht erzählt er aus diesem Grund, dass Jesus sie als Erste berufen hat. Damit will er seiner Gemeinde ein Vorbild geben, wie sie in die Lebensgemeinschaft mit Jesus eintreten und ihm nachfolgen können.

Die Berufung

Mit der Ortsangabe *am See von Galiläa* hat der Erzähler auch schon auf den Beruf der Brüderpaare hingewiesen. Sie sind Fischer! Jesus dagegen wird als ein umherziehender Wanderprediger vorgestellt. Er ist in der Geschichte der Beherrschende. Summarisch erzählt Markus: Jesus geht vorüber, sieht die Männer, spricht sie souverän an und gebietet ihnen ihm nachzufolgen. Als Fremder ruft er Simon und Andreas, denn es ist ihre Erstbegegnung mit ihm. Von den beiden wird Simon (Petrus) an erster Stelle genannt. Markus räumt ihm von Anfang an im Evangelium eine vorrangige Stellung ein. Stellt Markus die Apostel schon hier nach ihrem späteren Rang in der Urkirche vor?

Die Reaktion

Der Evangelist verdeutlicht am Beispiel der beiden Männer, was er unter Nachfolge versteht, wie Umkehr und Glaube aussehen: kein Zögern! Keine Rückfrage! Jesu Ruf bedeutet gleichsam die Aufforderung zu einer Wendung um 180 Grad. Wortlos und sofort gehen sie von ihrem Arbeitsplatz weg und folgen ihm nach. Den Beruf zu verlassen bedeutet für sie, ihre gesicherte Existenz, ihr altes Leben aufzugeben und in der Nachfolge in ein ungesichertes Dasein als Menschenfischer einzutreten. In dem Begriff *Menschenfischer* wird erkennbar, dass eine Analogie zwischen dem alten und dem neuen Beruf vorliegt. Markus formuliert mit Blick auf den Propheten Jeremia das Bildwort von den Menschenfischern. Dort wird überliefert, dass Gott sein Volk rettet und verspricht: *Ich bringe sie zurück in ihr Heimatland, das ich ihren Vätern geschenkt habe. Seht, ich hole viele Fischer – Wort des Herrn –, die sollen sie fangen* (Jer 16,15f.).

Wollte Markus damit ausdrücken, dass die Jünger Jesu als Menschenfischer Israel und *alle*

versprengten Kinder Gottes (Joh 11,52) zu einer neuen Gemeinschaft sammeln sollen?

Die Berufung von Johannes und Jakobus

Die erste Szene wird nun durch den Ruf an Johannes und Jakobus ergänzt und gewissermaßen zugespitzt: Jesus fordert sie auf, sich auch von ihrem Vater zu trennen. Ohne zu zögern verlassen die Zebedäussöhne ihren Beruf, ihre Heimat und ihre Familie. Sie gehen Jesus – im wörtlichen Sinn – hinterher. Für Markus nehmen diese zuerst Berufenen einen besonderen Platz in der jungen Geschichte der ersten Christen ein. Vielleicht deshalb, weil sie diejenigen sind, die die Verkündigung Jesu weiterführen und – wie auch das vorliegende Evangelium – dafür garantieren, dass sein Lebenswerk weitergeht!

Dialog mit dem Text

Der Evangelist macht deutlich, dass Jesus seine Jünger unmittelbar aus deren Lebensform beruft. Er begründet diesen Ruf nicht und macht keine moralische Qualität oder Vollkommenheit zur Voraussetzung. Das Thema der Nachfolge zieht sich wie ein roter Faden durch das Evangelium. Nachfolge ist für Markus immer konkrete Christus- und Leidensnachfolge. Dabei werden die Motive Berufung und Sendung, Nachfolge und Mission miteinander verknüpft. Nachfolge wird also als Mission und gleichzeitig als Kreuznachfolge verstanden. *Menschenfischer* (Mk 1,17) wird der Christ nur, indem er sich in die Hände der Menschen (Mk 9,31) begibt; in der Nachfolge des Menschensohnes, der nicht gekommen ist, *sich dienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben zu geben als Lösepreis für die Vielen* (Mk 10,45). Der Ruf Jesu ist spontan an den Menschen gerichtet, ohne dass er irgendwie vorbereitet ist. Nicht eine genaue Kenntnis der Person und auch nicht ein gewachsenes Vertrauen zueinander sind erforderlich, sondern eine ganz überraschende Direktheit. Dabei stellt Jesus keine Vorbedingungen. Es kommt ihm nur auf das entschiedene „Jetzt“ an. Was „Jesus nachfolgen“ bedeutet, kann man vielleicht in der Lebensgeschichte des FRANZ

VON ASSISI (1182-1226) erkennen. Er wollte ganz entschieden hinter Jesus hergehen. Doch zunächst musste er Jesus begegnen und dann seine „Rolle“ als Jünger Jesu finden. Das ist ein Prozess!

Franziskus wurde 1182 in Assisi (Mittelitalien) geboren. Sein Vater war Pietro Bernardone und ein reicher Tuchhändler. Eigentlich war Franz auf den Namen Johannes getauft. Doch sein Vater, der zur Zeit der Geburt in Frankreich auf Geschäftsreise war, nannte ihn Francesco („Französlin“).

Franz hatte lange nach seinem Lebensweg gesucht. Dann im Jahr 1206 fand das Ereignis, das sein Leben radikal änderte, statt. In dem Kirchlein San Damiano, das etwa einen Kilometer unterhalb der Stadt Assisi liegt, fühlte er sich von dem Gekreuzigten angesprochen und beauftragt: „Geh hin, Franziskus, und baue mein Haus auf, das am Einstürzen ist!“ Diese Weisung bestimmte fortan sein Leben. Zunächst brachte dies ihm nur Ärger und Streit ein. Bis zu dem Punkt, dass sein Vater vor dem Bischof von Assisi Anklage wegen Veruntreuung erhob. Franz hatte nämlich Stoffe und Pferd seines Vaters verkauft um damit den Wiederaufbau der Kirche von San Damiano zu finanzieren. Es kam zum öffentlichen Prozess. Franz verteidigte sich nicht, sondern tat etwas ganz Unerwartetes: Vor allen Leuten warf er Geld, das er noch hatte, dem Vater vor die Füße; danach seine Kleider, Stück für Stück – bis er völlig nackt dastand. In seiner Rede an die Anwesenden machte er klar, dass er nur noch Gott dienen würde. Von nun an war er ganz und gar frei sich der Nachfolge Christi zu widmen.

Zunächst begann er San Damiano wieder herzustellen, dann die Kirche San Pietro. Erst etwa zwei Jahre später, als er das Tagesevangelium las, wurde seine Berufung vollendet. Das Evangelium enthielt die Worte, die Jesus sprach, als er seine Jünger aussandte: *Geht und verkündet: Das Himmelreich ist nahe. Heilt Kranke, weckt Tote auf, macht Aussätzige rein, treibt Dämonen aus! Umsonst habt ihr empfangen, umsonst sollt ihr geben. Steckt nicht Gold, Silber und Kupfer-*

münzen in euren Gürtel. Nehmt keine Vorrats-tasche mit auf den Weg, kein zweites Hemd, keine Schuhe, keinen Wanderstab (Mt 10,7-10).

Denkanstöße

- *Hinter Jesus her:* Die Begegnung mit Jesus verändert. Menschen werden einander Bruder und Schwester und folgen Jesus auf seinem Weg.
 - Sind wir offen für Begegnungen mit Menschen?
 - Können wir ihnen Schwester oder Bruder werden?
 - Kennen wir Begegnungen mit Menschen, die uns verändern oder verändert haben?
- *Nachfolgen:* Die ersten Jünger verlassen sofort ihren bisherigen Lebenskreis.
 - Nach welchen Kriterien treffen Menschen ihre Lebensentscheidungen?
 - Ist Absicherung und ängstliches Festhalten an vorgegebenen gesellschaftlichen Erwartungen nicht oft der Anfang vom Verlust des eigenen Lebenssinns?
- *Gehen:* Nachfolge heißt für Markus: sich bewegen. Er lässt Jesus sagen: Hierher, mir nach!
 - Warum wird Christusnachfolge so oft statisch und nicht dynamisch verstanden?
 - Vertrauen wir darauf, dass Gott neu in die Geschichte eingreift?
 - Ziehen wir in Erwägung, dass Jesus auch heute noch Menschen verändert und ruft: „Auf, mir nach!“?

Lesehinweise

GOBRY, IVAN, Franz von Assisi in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Hamburg 1958

HENGEL, MARTIN, Eigentum und Reichtum in der frühen Kirche. Aspekte einer frühchristlichen Sozialgeschichte, Stuttgart 1973

THEISSEN, GERD, Studien zur Soziologie des Urchristentums, Tübingen 1979

Entdeckungen am Text

Wie soll man als Christ leben? Diese Frage bewegt nicht nur heutige Menschen, sondern schon die ersten Christen. Deshalb ist es nicht verwunderlich, wenn Matthäus nun einen Text bringt, der sich mit den Worten Jesu an seine Jünger beschäftigt, nachdem er erzählt hatte, wie Jesus seine Jünger berief (entsprechend ist auch *Meine Schulbibel* aufgebaut!). Was bedeutet es, sich zu Jesus Christus zu bekennen? Was sind die Merkmale des Christen? Und: Was bringt es, Christ zu sein?

Was hat Jesus selbst dazu gesagt? Wie lauteten seine Worte? Wichtige Fragen, die die Christen der zweiten Generation brennend interessierten und die sie wahrscheinlich immer wieder persönlich den Ohrenzeugen der Verkündigung Jesu stellten (oder gerne stellen wollten). Ob diese Zeugen der Botschaft noch lebten? Vielleicht waren die ersten schon gestorben. Es scheint wichtig zu werden aufzuschreiben, was Jesus gesagt hat. Gründe genug also, seine Worte zu sammeln und sie der Nachwelt zu überliefern. Zumal es auch erste Differenzen darüber gab, wie das, was Jesus verkündet hatte, zu verstehen ist. Deutlich kann man dies an dem vorliegenden Text veranschaulichen. Denn auch Lukas hat diese Worte von Jesus überliefert, aber anders (Lk 6,20-23):

Er richtete seine Augen auf seine Jünger und sagte:

Selig, ihr Armen, denn euch gehört das Reich Gottes.

Selig, die ihr jetzt hungert, denn ihr werdet satt werden.

Selig, die ihr jetzt weint, denn ihr werdet lachen.

Selig seid ihr, wenn euch die Menschen hassen und aus ihrer Gemeinschaft ausschließen, wenn sie euch beschimpfen und euch in Verruf bringen um des Menschensohnes willen.

Lukas bringt nur vier Seligpreisungen. Diese wenden sich direkt an seine Leserinnen und

Leser (*ihr*) und zielen auf ihre konkrete soziale Lage. Dagegen sind die Seligpreisungen bei Matthäus auf neun erweitert und berücksichtigen die innere Haltung der Zuhörerinnen und Zuhörer (*die arm sind vor Gott*).

Was hat sich Matthäus dabei gedacht, als er die Worte, die Jesus in unterschiedlichen Situationen und zu unterschiedlichen Zeiten gesprochen hat, so zu einer zusammenhängenden Rede – der Bergpredigt – zusammenstellte? Diese Frage ließe sich nur beantworten, wenn man den Evangelisten fragen könnte: „Wie hast du das gemeint?“ Und wahrscheinlich hat Matthäus diese Frage auch im Kopf gehabt um sie Jesus selbst zu stellen!

Uns heute bleibt als Leserinnen und Leser das Wissen, dass die Bergpredigt als einmalige Situation so nicht stattgefunden hat. Jesus hat die Rede auf dem Berg in der vorliegenden Gestalt nicht gehalten. Es bleibt das überlieferte Werk: eine vom Evangelisten gut durchdachte Komposition. Während Lukas die bekannten Worte von Jesus in anderen, geschichtlich wahrscheinlicheren Zusammenhängen überliefert, hat Matthäus diese in fünf großen Redegängen zusammengefasst:

Mt 5-7: Jesus redet auf dem Berg

Mt 10: Jesus redet für die Jünger mit Anweisungen zur Aussendung

Mt 13,1-53: Jesus redet über Gleichnisse

Mt 18: Jesus redet mit Anweisungen an die Gemeinde

Mt 24-25: Jesus redet über die Endzeit

Der Aufbau der Bergpredigt

Die Bergpredigt hat einen wohldurchdachten Aufbau. Ähnlich wie sich bei einer Babuschka-Puppe die kleinste Holzfigur aus einer größeren Hülle schälen lässt, hat Matthäus Jesu Rede auf dem Berg entworfen: Das Innerste ist das VATERUNSER; die Seligpreisungen stehen am Anfang.

DER KONZENTRISCHE AUFBAU DER BERGPREDIGT

Situation (5,1f.)

Einleitung mit den Seligpreisungen (5,3-16)

Einleitung in den Hauptteil (5,17-20)

Hauptteil

Antithesen (5,21-48)

Gerechtigkeit vor Gott

(6,7-13)

Vaterunser

(6,7-13)

Gerechtigkeit vor Gott

(6,14-18)

Hauptteil

Besitz, Richten und Bitten (6,19-7,11)

Abschluss des Hauptteiles

Die goldene Regel (7,12)

Abschluss (7,13-27)

Reaktion der Hörer (7,28-8,1a)

Zur Situation

Die Bergpredigt bringt die Leserinnen und Leser in innere Konflikte, denn Aussagen erscheinen manchmal unbarmherzig, aggressiv und unge-

recht. Und beim Lesen der Seligpreisungen sieht man nicht nur den geschriebenen Text, sondern hört zugleich die Worte, die zwischen den Zeilen stehen:

Selig, die arm sind vor Gott; ↔
denn ihnen gehört das Himmelreich. ↔
Selig die Trauernden; ↔
denn sie werden getröstet werden. ↔

Wehe denen, die reich sind vor Gott;
denn ihnen ist nicht das Himmelreich.
Wehe denen, die sich freuen;
denn sie bekommen keinen Trost.

Die Wucht des Textes springt ins Auge! Der Abschnitt fordert geradezu heraus, sich – wie möglicherweise die matthäische Gemeinde auch – zu fragen: Ist dies das Programm von Jesus? Wie kann man in seinem alltäglichen Leben dieser Botschaft folgen? Wen hat Jesus mit diesen Worten angesprochen?

Eine erste Antwort versucht der Evangelist dadurch, dass er Jesus als *den* Propheten beschreibt. Wie einst Mose vom Berg Sinai dem Volk Israel den Willen Gottes überbrachte und sie ins gelobte Land führte, so überbringt nun Jesus den Menschen den göttlichen Heilswillen. Als er nämlich die vielen Menschen sah, so schreibt der Evangelist, stieg er auf den *Berg*. Der *Berg* ist bei Matthäus der Ort, wo Jesus betet (Mt 14,23), Menschen heilt (Mt 15,29f.), sie lehrt (Mt 24,3ff.) und sich ihnen offenbart (Mt 17,1; 28,16).

Dort oben traten aber nicht die Volksmengen zu ihm, sondern seine Jünger. Sie waren ihm hoch bis auf den Berg gefolgt. Von jener Stelle lehrte er. Ist die Bergpredigt zunächst nur für die Jünger? Nur – wer oder was sind Jünger? Sind es die, die in besonderer Art und Weise die Botschaft Jesu hören? Aber alles, was Jesus gesagt hat, konnten auch die *Vielen* hören. War Jesus schon so bekannt? Hatte er das Interesse der Menschen (in Galiläa) geweckt? Matthäus malt ein Bild: Die Menschen lagern am Fuß des Berges – wie im Buch Exodus das Volk Israel (vgl. Ex 19,2.3.12) – die Jünger besteigen mit Jesus den Berg. Jesus beginnt seine Jünger und die vielen Menschen zu lehren.

Die Seligpreisungen

Die Seligpreisungen, die in ihrem Ursprung (namentlich die ersten drei) vermutlich auf Jesus selbst zurückgehen, sind zwar eine auf die Zukunft gerichtete Redeweise (*denn sie werden getröstet werden*), betreffen aber auch die

Gegenwart. Und ganz in diesem Sinn präsentiert Matthäus die Bergpredigt. Dabei legt er den Akzent auf die sittliche Haltung der Menschen. Deshalb klingen die Seligpreisungen auch wie ein eindringlicher Appell! Sind sie die zu erfüllenden Bedingungen, um in das Reich Gottes zu gelangen? Kann man nur so in die Nachfolge Jesu eintreten? Mutet Jesus dann aber den Menschen nicht zu viel zu? Damit ist das Hauptproblem des Textes angesprochen.

Selig, die arm sind vor Gott ...

Viele Menschen sehen heute Wissen, Macht und Reichtum als die entscheidende Voraussetzung zum Glücklichen an. Jesus dreht den Spieß um und nimmt seinen Schülern gleich von vorneherein alle Illusionen: Für ihn sind die, *die arm sind vor Gott*, auf dem richtigen Weg!

Im Lukasevangelium dagegen ist Jesus ganz parteiisch. Er sagt in der ganz ähnlich aufgebauten Feldpredigt: *Selig ihr Armen, denn euch ist das Reich Gottes* (Lk 6,20) – ohne den Zusatz *im Geist*. Hier geht es um irdischen Besitz. Diese Armenfrömmigkeit hat im AT seine Wurzeln (vgl. Ps 34; 37 u. a.). Arme sind Menschen, die nichts besitzen (vgl. S. 165). Vielleicht heißt „Armut vor Gott“, dass man „im Geist“, also in seinem Herzen nichts hat, nichts als Besitz ansieht. Spricht Matthäus hier die Haltung der Demut an? Findet sich hier die Erfahrung, dass echtes Glück nicht im Erwerb irdischer Besitztümer besteht?

Diesen Menschen wird das *Himmelreich* verheißen. Das ist die Überschrift über alle folgenden Seligpreisungen und gilt für alle, die nun genannt werden!

Selig die Trauernden ...

Jesus überrascht mit einer Aussage, die widersinnig erscheint: Wie kann ein Mensch, der trauert, „selig“ sein? Doch Jesus macht klar: „Selig“ sein ist nicht dasselbe wie „sich gut

fühlen“. Lenkt er hier wirklich den Blick auf die Ewigkeit? Gibt es dort erst Grund zur Freude? Was aber kann gut daran sein, in diesem Leben zu trauern? Trauernde sind Menschen, die etwas verloren haben: einen lieben Menschen, eine Lebenschance oder ihren Glauben. Wahrscheinlich ist die Situation eines Trauernden überwiegend dadurch gekennzeichnet, dass er den Verlust in seinem Leben bemerkt. Die entstandene Leere wird augenfällig! Und gerade darin zeigt sich die Leidenschaft für das Leben und für das, was es bisher ausgemacht hat. Dagegen bedeutet die Unfähigkeit zu trauern, Leben nicht wahrzunehmen und nicht zu durchleiden. Wird damit nicht auch die Chance vertan, neue Lebensmöglichkeiten zu finden? Vielleicht gibt diese Seligpreisung gerade der Trauer Raum und verbietet es, Trost als billige Vertröstung zu verstehen.

Selig, die keine Gewalt anwenden ...

Obwohl diese Seligpreisung nur von Matthäus überliefert wird, beinhaltet diese einen deutlichen Bezug zu Jesus. Hat nicht Jesus in seinem Leben Gewaltlosigkeit gelebt? Hat er nicht in seinem Leben gezeigt, wie man der Macht widerstehen kann ohne Probleme von oben herab oder mit Gewalt zu lösen? Mit den Gewaltlosen sind also keine Weichlinge angesprochen. Selig werden die gepriesen, die gegen die übliche Welterfahrung nach Möglichkeiten suchen, mit politischer Ohnmacht umzugehen, Ungerechtigkeiten und Unterdrückung zu überwinden. Ihnen wird das Land verheißen. Dieses Motiv der Landverheißung stammt aus der jüdischen Tradition. Es klingt Psalm 37,11 an: *Doch die Armen werden das Land bekommen, sie werden das Glück in Fülle genießen.*

Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit ...

Vielleicht hat diese Preisung zunächst die Menschen im Blick gehabt, die wirklich von Hunger betroffen waren. Und tatsächlich haben die ersten Christen nach dem Vorbild von Jesus alles geteilt (vgl. 98 S. 279ff.). Hatten die Mahlgemeinschaften mit Jesus Zeichen gesetzt und Wege für einen anderen Umgang miteinander eröffnet? Möglicherweise hatte die Praxis der

Jesusbewegung deutlich gemacht, dass bei entsprechender Verteilung der Güter Notlagen gelindert und Ungerechtigkeiten überwunden werden können. Matthäus hat hier den Begriff *Gerechtigkeit* hinzugefügt. Dieser Begriff war ihm wichtig! Er greift ihn insgesamt neunmal auf. Und in allen Stellen bezieht er ihn auf den zwischenmenschlichen Bereich. Es geht um Gerechtigkeit hier und jetzt! Hunger und Durst nach Gerechtigkeit betreffen also das ganze Leben. Wahrscheinlich ist gerade in unseren Breitengraden der Hunger nach Gerechtigkeit und der Durst nach einem sinnvollen Leben größer als der Durst nach Wasser und der Hunger nach Brot. Hunger und Durst nach Leben ist ein Motiv, das sich häufig in der biblischen Botschaft findet und das erfüllte, sinnvolle Leben meint (z. B. Jes 49,10; 65,13). Es geht hier um die Sehnsucht der Menschen nach „Heil“-Sein, nach Sinn.

Hungern und dürsten nach Gerechtigkeit bedeutet – so zeigen jüdische und hellenistische Parallelstellen –, nicht nur „sehnen nach“, sondern auch „sich bemühen um“. Möglicherweise spricht Matthäus hier nicht nur eine Hoffnung, sondern eine aktive Haltung an. Vermutlich werden diejenigen selig gesprochen, die sich um Leben und um „Heilsein“ im umfassenden Sinn bemühen. Ist damit nicht zugleich eine bessere Gerechtigkeit gefordert?

Selig die Barmherzigen ...

Es ist gute jüdische Tradition, *Barmherzigkeit* zu üben. Die Forderung nach Erbarmen ist Inbegriff der jüdischen Liebeswerke. Barmherzigkeit ist zugleich eine Grundhaltung Gottes (Ps 103,13). Und der Gerechte ist derjenige der diese Gesinnung übernimmt. Er ist barmherzig gegenüber seinen Mitmenschen (Ps 37,21) und gegenüber allen nichtmenschlichen Lebewesen (Spr 12,10). Matthäus nimmt in seinem Evangelium diesen Bezug auf. Und wenn er die Geschichten über die Wunder Jesu erzählt, kann er verdeutlichen, wie das Erbarmen Jesu aussieht.

Selig, die ein reines Herz haben ...

Wie in den meisten antiken Religionen galten auch im Judentum bestimmte Gegenstände,

Lebewesen, körperliche Zustände und Handlungen als unrein. Reinheit ist nach traditionellen Vorstellungen eine wichtige Bedingung dafür, Gott gegenüber treten zu können. In kulturellen Gesetzen wurden deshalb Regeln für die äußere Reinheit festgelegt. Eine schwerwiegende Auswirkung dieser Vorschriften liegt aber darin, dass sie Menschen in „rein“ und „unrein“ aufteilen. Wer aber ist rein? Woran kann man Reinheit erkennen? Und vor wem muss man sich hüten, damit man nicht unrein wird? Unter dieser Voraussetzung bezahle ich die gewünschte Nähe zu Gott damit, dass ich Grenzen ziehe und Distanz zu Mitmenschen und Mitkreaturen schaffen muss.

Wenn aber nur äußerliche Kennzeichen darüber entscheiden, was rein und unrein ist, besteht die Gefahr von Ausgrenzung und Diskriminierung. Dies erzeugt Angst! Abstand von dem und Ächtung des Fremden und Anderen ist dann die Folge.

Aber schon die jüdische Psalmenfrömmigkeit versuchte den Sinn der Reinheitsgebote neu zu entdecken. So heißt es in Ps 51,12: *Erschaffe mir, Gott, ein reines Herz*. Im hebräischen Denken wird das Herz als Zentrum des menschlichen Denkens, Wollens und Fühlens beschrieben.

Wenn dann Jesus davon spricht, dass nicht das, was der Mensch von außen zu sich nimmt, ihn unrein macht, sondern das, was von ihm ausgeht (vgl. Mt 15,11), verweist er neu auf den tieferen Sinn der Reinheitstradition. Herzensreinheit kennt also keine Unterscheidung von außen und innen. Ist sie von Gott geschenkt? Zeichnet dies die Menschen aus, die keine Maskierung brauchen und die eine aufrichtige Gesinnung haben? Sind das die Menschen, die verlässlich sind, die ohne Falsch und Hintergedanken auftreten?

Selig, die Frieden stiften ...

Die siebte Seligpreisung meint den aktiven Friedensstifter (wörtlich: Friedensmacher). Möglicherweise klingt hier das Wort „*Schalom*“ (Friede) aus der hebräischen Tradition an. Dort meint es ein umfassendes Wohlergehen, und zwar nicht nur im Blick auf den individuellen persönlichen Bereich. *Schalom* ist keine Ruhezustand, sondern meint weit mehr als die Abwesenheit von Krieg

und Ungerechtigkeit. *Schalom* umfasst das aktive Bemühen um Frieden. Ist damit das Praktizieren einer bestimmten Ordnung gemeint? Darf man dann die Möglichkeit von einem heiligen Krieg überhaupt noch in Erwägung ziehen?

Vielleicht wollte Matthäus zum Ausdruck bringen, dass sich die „Friedensmacher“ aktiv um eine Welt bemühen, die durch Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und Reinheit des Herzens gekennzeichnet ist (vgl. 65 S. 186ff.).

Selig, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden ...

Wie schon in der vierten Seligpreisung bringt Matthäus in der achten Preisung das Kernwort *Gerechtigkeit*. Für ihn ist es an der Zeit Gerechtigkeit zu üben. Woran liegt es, dass in der Geschichte der Ruf nach Gerechtigkeit und Recht verhallt? Wurde nicht die neue Gerechtigkeit von Jesus gelebt und verkündet?

Die neue Gerechtigkeit vollzieht sich in Taten. Vielleicht hatte die matthäische Gemeinde wegen ihrer Treue zu Christus Ungerechtigkeit erfahren. Vermutlich spiegelt sich diese Erfahrung hier. Möglicherweise geht es um das Leiden am Unrecht und um die Leidenschaft für Christus.

Mit dieser Seligpreisung klingt auch das Schicksal der alttestamentlichen Propheten an. Oft war ihre Situation von Ohnmacht gekennzeichnet, weil sie nichts anderes als den Willen und die Gerechtigkeit Gottes kannten. Findet sich hier eine Ermutigung und Aufforderung dafür, dem selbst erkannten Lebenssinn zu entsprechen, auch dann, wenn Zustimmung ausbleibt und negative Konsequenzen drohen?

Selig seid ihr, wenn ihr um meinetwillen beschimpft und verfolgt und auf alle mögliche Weise verleumdet werdet ...

Die letzte Seligpreisung wendet sich direkt an die Jünger. Zur Zeit der Abfassung des Evangeliums (nach 80 n. Chr., zur Zeit des römischen Kaisers Domitian) ist es realistisch davon auszugehen, dass die Christen Verfolgungen erlebt haben sowie „Schimpf und Schande“ ertragen mussten. Aber nicht jeder Verfolgung gilt die

Verheißung. Es sind nur diejenigen angesprochen, die um Jesu willen und um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden. In ihrem Leben ist die Umkehrung der Verhältnisse sichtbar. Sind es die Armen, die Trauernden, die Gerechten, die Barmherzigen, die Herzensreinen, die Friedensmacher?

Dialog mit dem Text

Die Faszination der Bergpredigt reicht über den christlichen Kulturraum hinaus. Und sie hat – wie kaum ein anderer Text – die Christentumsgeschichte geprägt. Trotz Kreuzzügen, Inquisition, Hexenverbrennung, Segnung von Waffen und Heiligen Kriegen provoziert sie und stellt die Frage nach ihrer Entsprechung. Für wen gelten die Weisungen der Bergpredigt? Taugt sie als Impuls für politisches Handeln? Kann sie noch Grundordnung für das gemeindliche und kirchliche Leben sein?

Die Auslegungsgeschichte dieses Textes ist so reich, dass hier nur einige Aspekte benannt werden können. Vor allem lassen sich drei Grundtypen unterscheiden:

- a) Ein erstes Auslegungsmodell betont den *Gnadenzuspruch* in den Seligpreisungen. Dabei wird die Gnade oft vergeistigt und verinnerlicht: Selig sind die, die vor Gott leer sind ...!
- b) Diejenigen, die die ethische *Ermahnung* in den Vordergrund stellen, können sich auf eine lange altkirchliche und mittelalterliche Tradition berufen. Dort werden die Seligpreisungen als Weg verstanden, der zur Vollkommenheit führt.
- c) Eine dritte Interpretationsrichtung erkennt in den Seligpreisungen *die Lebensordnung der Gemeinde*. So ist es entscheidend, dass vom Leben in der Nachfolge Christi die Rede ist.

Vieles deutet darauf hin, dass die Bergpredigt mehr ist als verinnerlichte Frömmigkeit und moralische Aufforderung. Wahrscheinlich bleibt sie nur dann lebendig, wenn sie dem wirklichen Leben jeder und jedes Einzelnen sowie der Gesellschaft ausgesetzt wird.

Beispielhaft hat MAHATMA GANDHI (1869-1948) sich zu der Bergpredigt geäußert: „Die Botschaft Jesu ist in der Bergpredigt enthalten, ganz und unverfälscht ... Wenn nur die Bergpredigt und meine eigene Auslegung davon vor mir läge, würde ich nicht zögern zu sagen: ‚Ja ich bin ein Christ.‘ ... Ein Text hat mich immer wieder ergriffen, schon von meinen ersten Zeiten her, als ich die Bibel las: ‚Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und alles andere wird euch dazugegeben werden.‘ Ich sage euch, wenn ihr diesen Absatz versteht, bewahrt und in seinem Geiste handelt, dann braucht ihr nicht einmal zu wissen, welchen Platz Jesus oder irgendein anderer Lehrer in eurem oder meinem Herzen einnimmt“ (GANDHI S. 119).

Von Gandhi inspiriert und von der Lehre Jesu geprägt war der schwarze Gemeindepfarrer MARTIN LUTHER KING (1929-1968). Das Menschenbild Jesu, das in den Seligpreisungen zum Ausdruck kommt, wollte er auch im politischen Bereich und in Formen des gewaltlosen Widerstandes wirksam machen. Er führte die Bürgerrechtsbewegung in den USA gegen die Diskriminierung der Schwarzen an. Im ganzen Süden der USA organisierte er Aktionen gegen Rassentrennung, für bessere Schulbildung und Wohnungen für die Schwarzen. In der Parteilnahme für Leidende und Unterdrückte wurde King zum Anwalt der Möglichkeit dafür, dass die Botschaft der Bergpredigt die rassistischen, religiösen und nationalen Grenzen überwinden kann. Er hat die Hoffnung auf Freiheit, das Streben nach Gerechtigkeit, die Kraft der Barmherzigkeit und das Tun der Friedenstifter schon 1963 in seiner berühmten Rede „I have a dream“ („Ich habe einen Traum“) zum Ausdruck gebracht: „Ich sage euch: trotz der Schwierigkeiten, die sich heute und auch morgen vor uns türmen, habe ich noch einen Traum. Ich träume, dass sich diese Nation eines Tages erhebt, dass sie den wahren Sinn ihres Credo in ihrem Leben verwirklichen wird ...

Ich träume, dass eines Tages die Söhne der früheren Sklaven und die Söhne der früheren Sklavenhalter ... bereit sein werden, sich gemeinsam am Tisch der Brüderlichkeit niederzulassen. Ich träume, dass sich eines Tages selbst

der Staat Mississippi, welcher noch in der Hitze der Unterdrückung schmachtet, in eine Oase der Freiheit und Gerechtigkeit verwandelt. Ich träume, dass meine vier kleinen Kinder eines Tages in einer Nation leben, in der sie nicht nach der Farbe ihrer Haut, sondern nach dem Gehalt ihrer Gesinnungen beurteilt werden. Ich träume, dass eines Tages jedes Tal erhöht, jeder Berg und Hügel abgetragen werden, alle Unebenheiten geebnet, alles Gewundene begradigt wird ...“ (M. L. KING, Rede am 28.8.1963 in Washington; zit. nach: Religionspädagogische Projektforschung S. 141).

Denkanstöße

- *Auf den Berg gehen*: Menschen folgen Jesus nach. Sie gehen mit ihm „auf den Berg“ um ihn zu hören.
 - Auf den Berg zu gehen macht Mühe und ist anstrengend. Nicht alle Menschen sind bereit, die Strapazen der Nachfolge Jesu auf sich zu nehmen. Es ist eine Sache, gemütlich zuzuhören, aber eine andere, auch etwas zu tun und sich anzustrengen.
 - Auf dem Berg zu sein heißt eine gewisse Einsamkeit zu ertragen – normalerweise trifft man auf einem Berg nicht gerade allzu viele Leute.
 - Auf den Berg zu gehen bedeutet einen gewissen Abstand von „der Welt“ zu gewinnen. Vielleicht gewinnt man dort eine klarere Sicht der Dinge.
- *Trauern*: Der bekannteste Grund zur Trauer ist wohl, wenn der Verlust eines geliebten Menschen beklagt wird:
 - Bedeutet dies, dass wir letztlich bereit sein müssen, Beziehungen zu anderen Menschen notfalls um Jesu willen aufzugeben, wenn sie uns daran hindern, mit Jesus zu leben?
 - Trauer äußert sich auch in der Klage über den Verlust (eines lieben Menschen) und in der Anklage gegen das, was diesen Verlust verursacht hat. Wo findet sich der Ort und der Raum für uns, zu klagen und Anklage gegen die zu führen, die uns traurig machen – auch durch Ungerechtigkeit und Gewalt?
 - Es ist wichtig, dass wir uns von falschen Abhängigkeiten lösen. Gibt es in unserem Leben Dinge, die uns abhängig machen und die den Weg zu uns selbst und zu Jesus versperren?

Lesehinweise

GANDHI, MAHATMA, Freiheit ohne Gewalt, Köln 1968

JOHANNSEN, FIEDRICH, Selig sind die Friedensstifter. Der Streit um die Bergpredigt, in: BECKER, ULRICH / JOHANNSEN, FIEDRICH / NOORMANN, HARRY (Hrsg.), Neutestamentliches Arbeitsbuch für Religionspädagogen, Stuttgart 2. überarbeitete Auflage 1997, S. 39-60

Religionspädagogische Projektforschung, Stuttgart 1970



64 Die Goldene Regel

Mt 7,12

Entdeckungen am Text

Der griechische Philosoph THALES (um 600 v. Chr.) hat auf die Frage nach der besten Lebensführung geantwortet: „Wenn wir selbst nicht tun, was wir anderen übel nehmen.“ Der chinesische Weise KONFUZIUS (um 500 v. Chr.), gefragt, nach welcher Maxime man das ganze Leben hindurch handeln könne, führt das

Prinzip der Gegenseitigkeit an: „Was du selbst nicht wünschst, das tue keinem anderen an.“ Die *Goldene Regel* hat eine lange Geschichte. In vielen Kulturen, Zeiten und Religionen finden sich anschauliche Belege dafür. Vielleicht kann man die Goldene Regel als einen klassischen Grundsatz universaler Weisheit bezeichnen. Ihre Geschichte hat aber auch gezeigt, dass sie in ganz unterschiedliche

Lasset keinen von euch einen Bruder so behandeln, wie er selbst nicht behandelt werden möchte.

Islam

Bereiche eingeordnet wurde: Manchmal soll sie das Verhältnis eines Herrschers zu seinen Untergebenen regeln, manchmal gilt sie als „Moral eines naiven Egoismus“ (Bultmann). Und auch die Wirtschaftswissenschaftler, die den Begriff „Humankapital“ eingeführt haben, reklamieren die Goldene Regel für sich. Macht nicht die Vielfalt der Auslegungsmöglichkeiten den Spruch zu einer „Allerwärtsregel“? Oder bedeutet er, mehr als nur das Prinzip der Gegenseitigkeit zu beachten?

Was du nicht wünschst, dass dir dein Nächster tue, das tue du ihm nicht.

Judentum

Vielleicht hilft es, den Kontext zu bedenken, in dem Matthäus diesen Text überliefert: Der Evangelist hat die Goldene Regel als Jesuswort sehr wahrscheinlich aus Q (vgl. S. 205f.) übernommen. Dort war sie im Abschnitt über die Feindesliebe (vgl. S. 186f.) verankert. Matthäus hat sie nun an den Schluss des Hauptteils der Bergpredigt (vgl. S. 178f.) versetzt. Sieht er in ihr die Bergpredigt – einschließlich des Gebotes der Feindesliebe – zusammengefasst? Zunächst fällt auf, dass Matthäus den Text durch einen Zusatz (*Darin besteht das Gesetz und die Propheten*) ergänzt hat. Möglicherweise möchte er so darauf hinweisen, dass es ihm um den Willen Gottes geht, der im Gesetz und bei den Propheten verkündet wird. Vielleicht denkt der

Man soll für andere das Glück suchen, das man sich selbst wünscht.

Buddhismus

Evangelist bei der Erfüllung des Gesetzes an das Doppelgebot, das er in Kapitel 22 überliefert: *Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all deinen Gedanken. Das ist das wichtigste und erste Gebot. Ebenso wichtig ist das zweite: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst* (Mt 22,37-38; vgl. Lk 10,25-37; Lev 19,18). Es geht ihm also nicht nur um Gegenseitigkeit,

Die Goldene Regel ist, in Angelegenheiten anderer das zu tun, was du für dich tust.

Hinduismus

sondern um die Liebe. Der Evangelist macht nicht nur die bestehenden Verhältnisse zum Maßstab des menschlichen Handelns. Vielmehr soll die eigene Utopie von gelingendem Leben und geglückten Beziehungen Motor des menschlichen Verhaltens sein. Am Schluss des großen Hauptteils ruft die Goldene Regel noch einmal in Erinnerung, dass es bei den Aussagen der Bergpredigt um das ganze Leben der Christen geht. Vielleicht ist unter diesem Vorzeichen die Goldene Regel, so wie sie im Evangelium begegnet, auch ein Versuch, die radikale Forderung, die im Liebesgebot ausgedrückt wird, innerweltlich plausibel zu machen. Möglicherweise bekommt das Gebot gerade durch die Goldene Regel eine praktische und vernunftgemäße Komponente. Offenbar gehört für den Evangelisten zur Gottes- und Nächstenliebe, sogar zur Feindesliebe, auch Klugheit.

Dialog mit dem Text

1785 erschien die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ von IMMANUEL KANT. Darin formulierte der Philosoph einen berühmten Satz – den so genannten kategorischen Imperativ: *Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde!* Schon wieder eine Goldene Regel! In dieser Formulierung ist sie zwar nicht

direkt im religiösen, sondern im philosophischen Raum angesiedelt und hat dort eine große Wirkung erzielt; aber beschreibt sie wirklich eine Grundregel menschlichen Handelns? Beschreiben nicht vielmehr Spruch-„Weisheiten“ wie die folgenden heutiges Verhalten: „Als ich jung war, glaubte ich, Geld sei das Wichtigste im Leben; jetzt, wo ich alt bin, weiß ich, dass es das Wichtigste ist“ (OSCAR WILDE, irisch-englischer Schriftsteller, 1854-1900). „Werbung hält die Welt in Gang, nicht die Liebe“ (WILLIAM FAULKNER, englischer Schriftsteller, 1897-1962).

Denkanstöße

- Oft findet sich in Kommentaren zur Goldenen Regel (Mt 7,12) folgender Gedanke: Sie

formuliere die Einsicht des Menschen, dass angemessenes menschliches Verhalten auf Gegenseitigkeit beruhe. Daher könnten Menschen aller Religionen und Weltanschauungen ihr zustimmen. Solche Ausführungen klingen gut. Stimmt das aber mit unseren Erfahrungen überein? Was ist der Maßstab unseres Handelns? Ist es der eigene Nutzen oder bedenken wir das Wohl der anderen? Ist nicht unser Gesellschafts- und Wirtschaftssystem auf den Egoismus des Stärkeren hin ausgerichtet?

Lesehinweis

KANT, IMMANUEL, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, hrsg. Karl Vorländer, Hamburg 7. Aufl. 1994, S. 42f., 52

65 Liebt eure Feinde!

Lk 6,27-36

Entdeckungen am Text

Liebt eure Feinde! – Kann jemand dieses Gebot beherzigen? Wie beglückend wäre eine Welt ohne Gewalt. Mit dieser Aufforderung gibt Jesus das wohl radikalste Programm seiner Lehre vor. Ist dies das neue Gebot? Ein Gebot, das die Forderung des Alten Bundes nach Gerechtigkeit, die in dem Wort *Auge um Auge und Zahn um Zahn* (Ex 21,24) formuliert ist, übersteigt? Kann man überhaupt Feinde lieben?

Was Jesus hier fordert, wirft übliche Handlungsweisen und gesellschaftliche Regelungen der damaligen und auch der heutigen Zeit über den Haufen: Es gilt nicht mehr das ausgleichende, eigentlich gerechte Gesetz, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; sondern Jesus fordert hier radikale und aktive Gewaltlosigkeit. Das Prinzip der Gegenseitigkeit – eine der vermeintlichen Grundlagen des sozialen Handelns – und der Vergeltung werden außer Kraft gesetzt. Und für die Jünger Jesu soll die Feindesliebe zu einem charakteristischen Verhalten werden. Feindes-

liebe ist nicht Gefühl, sondern Haltung! Man gewinnt den Eindruck, dass Jesus mit seinen Forderungen im Widerspruch zu gewohnten Denkformen steht.

Lukas verdeutlicht in den anschließenden Beispielen, wie die Forderungen Jesu praktisch aussehen:

Gutes tun	⇒	statt	⇐	hassen
segnen	⇒	statt	⇐	verfluchen
beten	⇒	statt	⇐	misshandeln

Um die lukanische Veranschaulichung zu verstehen, ist es hilfreich, den geschichtlichen Kontext zu beachten. Bis zur Zeit der Abfassung des Evangeliums ist die Situation der Christen durch leidvolle Erfahrungen geprägt. Es gibt Verfolger und Feinde, die stärker sind! Vermutlich stehen die Erfahrungen von Krieg und Unterdrückung im Hintergrund, wenn Lukas hier die Forderungen aus der Bergpredigt (vgl. 63 S. 178-184) aufgreift. Hier gilt: Böses nicht mit Bösem zu vergelten.

Preisgabe		Festhalten
sogar des	⇒ statt ⇐	des Mantels
Untergewandes		
ausleihen	⇒ statt ⇐	Rückforderung des Geliehenen

Die lukanische Feldrede fordert Leserinnen und Leser heraus:

Empfiehl Jesus hier eine provozierende, aber gewaltlose Haltung, die die volle Aggression des anderen enthüllt? Ist die Bloßstellung von Unrecht der neue „Königsweg“? Macht ein solches Handeln deutlich, dass der andere zwar schlagen kann, aber man seine Menschenwürde dennoch nicht verliert? Können diese Worte helfen einen Weg zu finden, der zwischen Anpassung und exzessivem Widerstand liegt? Der Grundsatz, der am Schluss des Abschnittes genannt ist – auch als *Goldene Regel* bezeichnet – ist ein sehr guter Maßstab für diese Haltung: *Das, was ihr euch von andern wünscht, das sollt ihr selbst für sie tun.*

Drei (katechetische) Fragen fordern nun den Leser auf, sich ein eigenes Urteil über diesen Anspruch zu bilden. Dabei macht Jesus klar: Nur seine Freunde zu lieben ist kein Kunststück! Für Lukas ist dieses Verhalten, das aus der Nächstenliebe erwächst, anscheinend sehr wichtig. Hätte er sonst das Gebot der Feindesliebe hier wiederholt? Die selbst den Feind nicht ausschließende Nächstenliebe ist Zentrum seines Evangeliums.

Die Entdeckung der Liebe Gottes – so legt der Evangelist Jesus in den Mund – ist das Fundament für ein solches Handeln. Nicht das eigene Ich und die Erwartung von Belohnung, sondern das Handeln als ein Freigelassener und Befreiter steht im Vordergrund. Ist das die Vision vom Reich Gottes: eine Welt ohne Gewalt und Gegengewalt, Freiheit statt Zwang, Nächstenliebe statt Egoismus? Vielleicht wollte Lukas mit dem Hinweis auf die Barmherzigkeit Gottes am Ende des Textes deutlich machen, dass Nächstenliebe möglich ist, weil Gott sie möglich gemacht hat. Und vielleicht wollte er eindringlich darauf aufmerksam machen, was die Menschen auszeichnen könnte, wenn sie es tatsächlich wagten auf Gott zu vertrauen.

Dialog mit dem Text

Mit der Bergpredigt macht Jesus darauf aufmerksam, dass Menschen grundsätzlich anders leben können. In dem Roman „Die Elenden“ von VICTOR HUGO (1802-1885) wird ein solches Verhalten entfaltet. Nach dieser Vorlage hat Jean-Paul Le Chanois 1958 einen Film mit Jean Gabin und Daniele Delorme gedreht.

In dem Roman wird von einem Mann erzählt, der nach jahrelanger Haft aus dem Gefängnis entlassen wird. Aber keiner nimmt ihn auf und niemand gibt ihm eine Chance. Immerzu erfährt er Misstrauen und viele haben Angst vor ihm.

Um überleben zu können, scheint es ihm nur noch möglich, zum Dieb zu werden. Da nimmt ihn ein Bischof auf und gibt ihm für die Nacht ein Dach über den Kopf und für den Magen eine warme Mahlzeit. In dieser Nacht aber stiehlt der Mann das Tafelsilber des Bischofs und flüchtet. *Man muss nehmen, was man kriegen kann – und morgen ist ja auch noch ein Tag.* Mit seiner Beute kommt er jedoch nicht weit: Er wird von der Polizei entdeckt. Sie finden bei ihm das Silber des Bischofs. Sogleich wird er verdächtigt diese Gegenstände gestohlen zu haben. Die Polizei bringt den Mann zum Ort der Tat zurück. Sie wollen dem Geschädigten das Diebesgut wieder aushändigen. Doch dieser tut etwas Unerwartetes und Merkwürdiges: Er lügt und gibt vor, er habe das Silber selbst verschenkt. Dennoch sei er sehr froh, den vermeintlichen Dieb noch einmal zu sehen, da dieser die silbernen Leuchter vergessen habe, die er nun in Gegenwart der Beamten zu dem gestohlenen Silber hinzugibt.

Durch das Verhalten des Bischofs ändert sich etwas ganz Wesentliches im Leben dieses Mannes. Er findet sich selbst und den Glauben an die Menschen wieder.

Ein Jahr vor seinem Tod schrieb ERICH FRIED ein Gedicht, das ein Thema aus der Feldrede des Lukas aufgreift:

Eine Art Feindesliebe

Mitleid haben
auch mit denen
in denen das Leid
so schlecht wie keinen
Platz mehr gelassen hat
für ihr Mitleid

Schon 1981 hatte er ein Gedicht mit dem Titel „Weltfremd“ geschrieben und sich mit dem Begriff „Feindesliebe“ auseinandergesetzt. Er widmete es Helmut Gollwitzer.

Weltfremd

Wer denkt
dass die Feindesliebe
unpraktisch ist
der bedenkt nicht
die praktischen
Folgen
der Folgen
des Feindeshasses

Denkanstöße

- *Radikale Liebe*: Jesus ist hier bis aufs Äußerste radikal – aber nicht radikal im Sinne von unbarmherzig, von ungerecht; er ist radikal in seiner Forderung nach Liebe.
- *Seine Vision durchbricht den Teufelskreis der Gewalt*: Eigentlich liegt darin eine ganze einfache und befreiende Botschaft des Christentums: Es gibt die Möglichkeit, aus dem Teufelskreis von Gewalt und Gegengewalt auszubrechen; aus dem Kreislauf von Schuld und Vergeltung.
- *Nicht Leistung, sondern Antwort auf die Entdeckung der Liebe Gottes*: Es geht in all dem um eine angemessene Reaktion auf das, was Gott vor all unserer Leistung uns bereits geschenkt hat.

Lesehinweise

FRIED, ERICH, in: GROTTJAHN, FRIEDRICH, *Ist Feindesliebe unpraktisch?* Erich Fried und die Bibel, in: Imprimatur 1998, S. 171
HUGO, VICTOR, *Die Elenden*, Berlin 1983



66 Das Vaterunser

Mt 6,7-13

Entdeckungen am Text

Woher nehmen Menschen die Kraft zum Leben?
Woher nehmen sie die Kraft zum Glauben?
Vielleicht enthält das *Vaterunser* eine Antwort.
Matthäus hat es in die Mitte der Bergpredigt gestellt (vgl. S. 178f.). Vermutlich ist das *Vaterunser* das Herzstück der Bergpredigt.
Vielleicht wollte Matthäus damit zum Ausdruck bringen, dass in diesem Gebet die wesentlichen Aussagen der Verkündigung Jesu zusammengefasst sind. Möglicherweise wollte er auch darauf hinweisen, dass hier eine Antwort auf die Frage nach dem Leben zu finden ist. „Herrengebet“ nennt man das *Vaterunser*, weil es als das unverwechselbare Gebet Jesu gilt.
Matthäus legt Wert darauf, dass es nicht nur ein

Gebet für die Jünger ist, sondern für die ganze Gemeinde. Diese wird im Text durch das anwesende Volk repräsentiert.
Das *Vaterunser* erklärt sich fast von selbst. Ist es aber nicht seltsam, wie Jesus Gott anredet und welche Bilder er gebraucht?

Vater unser im Himmel

Mit dieser Anrede beginnt also das Gebet. Gott als Vater anzusprechen, das ist etwas Großes! Müsste Jesus nicht mit heiliger „Scheu“ und Ehrfurcht zu Gott sprechen? Hat er keine Angst vor dem Heiligen, jene Angst durch ein falsches und unehrerbietendes Wort Gott zu nahe zu treten? Jesus redet anders mit Gott! Anschei-

nend hat er ein unerschütterliches Vertrauen zu seinem Vater-Gott.

Jesus nennt diesen Gott *Abba*, ein Begriff aus der Familiensprache. Dort benutzen ihn die Kinder, wenn sie ihren Vater ansprechen. In diesem *Abba* findet er seinen Lebenssinn! Manchmal ist die Beziehung zum Vater auch belastet und mit Spannungen behaftet. Jesu Verhältnis zu seinem Vater ist anders. Gerade weil er ein gutes Verhältnis zu seinem Vater hat, lehrt er die Nähe zu ihm. Gott ist ein Vater, an den man sich als Sohn und Tochter wenden darf. In seine Gemeinschaft ruft er die Menschen.

Dein Name werde geheiligt

Bei aller familiären Nähe wird aber auch die Souveränität Gottes gewahrt. Im Judentum sagt man oft „der Name“, wenn man vom Schöpfer spricht. Er soll geheiligt werden. Vielleicht bedeutet „den Namen“ heiligen dann so viel wie: nach dem Willen Gottes leben. Die indirekten Bezeichnungen für Gott haben ihre Wurzeln in der Hebräischen Schrift (vgl. S. 84f. und S. 323ff.). Die Scheu vor dem unnötigen Aussprechen des Gottesnamen ist im dritten Gebot fest verankert: *Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen, denn der Herr lässt den nicht ungestraft, der seinen Namen missbraucht* (Ex 20,7).

In diesem Zusammenhang ist es hilfreich auf den biblischen Eigennamen Gottes, der JHWH geschrieben wird, zu schauen. Den vierbuchstabigen Gottesnamen spricht man *Adonai*, „Herr“, aus. Er bedeutet stets: Gott der Barmherzige. Auch heute noch sprechen Juden den vierbuchstabigen Namen Gottes nicht aus. Das geht so weit, dass sie selbst die Umschreibung *Adonai* vermeiden. Sie sagen stattdessen einfach *Haschem* (der Name) oder *Adoschem*. Die indirekte Bezeichnungen oder Umschreibungen für Gottes Namen sind vermutlich in der Ehrfurcht verwurzelt. Sie verweisen auf die Gefahr, Gott zu vereinnahmen und ihn für sich in Besitz zu nehmen.

Vielleicht macht gerade diese Vaterunser-Bitte darauf aufmerksam, dass Gott nicht erfasst, be-„griffen“ und verfügbar gemacht werden kann.

Und deshalb soll er geheiligt werden: Es gibt im Griechischen zwei Wörter, die ins Deutsche übersetzt „heilig“ bedeuten. Das eine davon, *hieros*, kommt hauptsächlich in religiösen Zusammenhängen vor und heißt übersetzt: „heilig, unnahbar, tabu“. Das andere, *hagios*, findet sich nur hier im Neuen Testament in einem religiösen Zusammenhang. Es bedeutet soviel wie „heilig, abgesondert, gereinigt, durch und durch sauber“. Wenn Jesus hier vom einem „heiligen Namen“ spricht, spricht er nicht von einem Gott, der fern von den Menschen, unnahbar, ja tabu ist. Aber vielleicht weist gerade diese Vaterunser-Bitte auf das „Anderssein“ Gottes hin. Vielleicht erinnert sie daran, dass die größte Gefahr für den Glauben von denen ausgeht, die meinen, viel von Gott zu wissen, sodass sie ihn bereits auf ihre Ebene herabgezogen haben.

Dein Reich komme

Reich Gottes, so wie Jesus es meint, hat mit den Menschen zu tun. Mit ihrem alltäglichen Leben, mit den Orten, an denen sie gerade sind und leben. Ist es etwas Machtvolles, etwas Dynamisches? Sicherlich ist „Reich Gottes“ nicht der Himmel und das Blaue über den Menschen, sondern das, was zwischen den Menschen geschieht. Für das erste öffentliche Auftreten Jesu wählt Markus das Motto: *Jetzt ist die Zeit da: Das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um* (ändert eure Lebensart, Lebensrichtung) *und glaubt an das Evangelium* (Mk 1,14-15, vgl. 61 S. 173ff.). Lukas überlieferte es sogar so: *Das Reich Gottes kommt nicht so, dass man es an äußeren Zeichen erkennen könnte. Man kann auch nicht sagen: Seht! Hier ist es! Oder: Dort ist es! Denn: das Reich Gottes ist schon mitten unter euch* (wörtlich: mitten in euch!, Lk 17,20-21). Möglicherweise kann auch das rabbinische Schrifttum helfen, diese Bitte zu verstehen. Dort heißt Gott manchmal: „der Ort“. Die Rabbinen deuten diesen Namen dann so: Gott ist der Ort der Welt, aber die Welt ist nicht sein Ort. Übertragen auf die Vaterunser-Bitte kann man möglicherweise so sagen: Das Reich Gottes ist der Ort der Welt, aber die Welt nicht ihr Ort. Wie aber sieht es aus,

das Reich Gottes? Matthäus gibt dazu einen Hinweis, wenn er das Reich Gottes mit einem Acker vergleicht, auf dem Weizen und Unkraut wachsen: *Lasst beides wachsen!* (Mt 13,30)! Mit anderen Worten: Im Reich Gottes gibt es Hell und Dunkel, Glück und Leid, Verstehen und offene Rätsel. Vielleicht erfährt man Reich Gottes mitten im Leben. Vielleicht beginnt es schon mit der Suche nach dem richtigen Leben. Womöglich ahnen die Menschen die Wirklichkeit Gottes erst dann, wenn sie der Liebe Raum geben. Überall dort, wo das Realität wird, was Jesu verkündet hat, ist Reich Gottes spürbar. Es ist sicher nicht das Schlaraffenland, der unendliche Himmel oder das Sternenmeer über uns. Es geschieht vielmehr für Menschen, in Menschen und zwischen Menschen. Und Paulus hat dies dadurch ausgedrückt, dass er den Begriff *Reich Gottes* ersetzt hat. Das Gemeinte hat er in dem Wort *Freiheit* bzw. *Gerechtigkeit, Friede und Freude* (Röm 14,17) aufgegriffen.

Dein Wille geschehe

Es gibt eine Geschichte, die helfen kann, diese Bitte besser zu verstehen. Das Markusevangelium erzählt: Nach dem letzten gemeinsamen Abendmahl gingen Jesus und seine Jünger hinaus zum Ölberg. *Sie kamen zu einem Garten am Ölberg, der Getsemani heißt. Jesus sagte zu seinen Jüngern: „Setzt euch und wartet hier, während ich bete.“ ... Und er ging ein Stück weiter und warf sich auf die Erde nieder. Er betete: „Wenn es möglich ist, dann lass mich diese schwere Stunde nicht erleben. Abba, lieber Vater, alles ist für dich möglich. Lass diesen Kelch an mir vorübergehen. Aber nicht, was ich will, soll geschehen, sondern was du willst.“* (Mk 14,32.35f., vgl. **83** S. 235ff.). Nach dem Gebet, so erzählt Markus, stand Jesus auf und ging seinem Lebensschicksal, dem Kreuzestod, entgegen! Bittet Jesus Gott nur darum, dass Gott tue, was er will? Oder bittet er auch um Kraft, seinen Weg zu gehen? Wahrscheinlich sind beide Bewegungen gemeint: Einerseits die Bitte, dass Gott handeln soll (tue deinen Willen bei den Menschen), und andererseits, dass der Mensch

den Willen Gottes im alltäglichen Leben verwirklichen soll (lass uns deinen Willen tun). Sollen die Jünger handeln wie ihr Meister? Sind sie gerufen, nach dem Willen Gottes zu leben? Was aber ist der Wille Gottes? Vielleicht bringt diese Bitte am klarsten zum Ausdruck, worum es beim Beten geht: Es geht um ein *In-Beziehung-Treten*; es geht um das wechselseitige Hören und Sprechen, um ein Handeln, in dem Gott und die Menschen aufeinander bezogen sind.

Wie im Himmel, so auf der Erde

Wir haben heute Mühe in diesem Modell von Himmel und Erde zu denken. Eine einfache Lösung lautet vielleicht: „Himmel und Erde“ ist die Umschreibung für die ganze Welt. Dann würde die Vaterunser-Bitte lauten: Überall soll Gottes Wille Maßstab des Handelns sein. Vielleicht ist aber diese Lösung zu glatt. Vielleicht bedeutet „Himmel“ eine größere Wirklichkeit, die immer wieder in unsere irdischen Verhältnisse hineinragt. In unseren Träumen und in unserer Sehnsucht nach Gerechtigkeit, nach Liebe und Frieden wird so ein Leben sichtbar, das befreien und erlösen könnte. Dann lautet die Vaterunser-Bitte in moderner Sprache: „Nicht in unseren Visionen und Utopien, sondern auch in unseren konkreten Beziehungen und Verhältnissen soll der Wille Gottes geschehen.“

Unser tägliches Brot gib uns heute

Wovon lebt der Mensch eigentlich? Natürlich ist es zuerst die tägliche Nahrung, die Menschen brauchen: Brot zum Sattwerden, Brot zum Teilen. Offensichtlich ist Jesus konsequent in seiner Parteilichkeit. Er speiste die hungernden Menschen (vgl. Mt 14,15-21; 15,32-39), spricht die Hungernden selig und ist empört über das Verhalten der Reichen (vgl. Lk 16,19-21). Wahrscheinlich gehört die vierte Bitte in eine Situation der sozialen Bedrängnis und meint mit *Brot* tatsächlich ein Nahrungsmittel, einen vitalen Lebensunterhalt. Vermutlich geht es um das Überleben-Können! Die Bitte um lebenswichtige Bedürfnisse des menschlichen Lebens stellt die

Frage nach den Dingen, die Menschen
elementar heute brauchen – Zeit füreinander,
Vertrauen, Hoffnung, Liebe, Geborgenheit ...

*Und erlass uns unsere Schulden, wie auch wir sie
unseren Schuldner erlassen haben*

Es ist ein Grundzug Gottes, dass er sein
Verhältnis zum Menschen weitgehend nach dem
Verhalten des Menschen ausrichtet. Der Vater ist
kein Despot, der über der Erde thront und die
Menschen richtet. Er ist einer, der sich zu ihnen
in einem Verhältnis der Gegenseitigkeit sieht.
Dies hatte schon der Beter in den Psalmen deut-
lich gemacht, wenn er sagt:

*Gegen den Treuen zeigst du dich treu,
an dem Aufrichtigen handelst du recht.
Gegen den Reinen zeigst du dich rein,
doch falsch gegen den Falschen. (Ps 18,26f.)*
Können wir Menschen deshalb von Du-zu-Du mit
Gott reden? Richtet sich Gott nach den Men-
schen? Gibt er ihnen damit auch die Möglichkeit,
sich nach seinem Verhalten auszurichten?

Und führe uns nicht in Versuchung

Was macht frei zu eigenen Entscheidungen und
zu eigener Verantwortung? Wer möchte dabei
nicht gut sein! Jeder möchte das Richtige tun
und auch erleben! Es gibt aber auch Situationen,
in denen es schwer ist sich frei zu entscheiden
und das „Gute“ zu tun; es gibt Umstände, die
bedrohend sind – manchmal das Leben und die
Existenz bedrohend! Dort hat man vielleicht
nicht immer die Möglichkeit, gut und verant-
wortlich zu handeln. Soziale und gesellschaft-
liche Verhältnisse schränken oft die Entschei-
dungsmöglichkeiten ein. Vielleicht bedeutet
diese Bitte dann auch, dass man Gott bittet, nicht
in Situationen zu kommen, die die eigenen
Fähigkeiten, gut zu handeln, überfordern.
BERTOLT BRECHT hat das in seiner „Dreigro-
schenoper“ so gesagt:

„Ein guter Mensch sein?
Ja, wer wär's nicht gern?
Sein Gut den Armen geben, warum nicht?
Wenn alle gut sind, ist Sein Reich nicht fern.“

Wer säße nicht sehr gern in seinem Licht?
Ein guter Mensch sein?
Ja, wer wär's nicht gern?
Doch leider sind auf diesem Sterne eben
die Mittel kläglich und die Menschen roh.
Wer möchte nicht in Fried und Eintracht leben?
Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so!“
(BRECHT S. 42-43)

Sondern rette uns vor dem Bösen

Ganz am Anfang, so erzählt die Bibel, schuf Gott
Himmel und Erde und alles, was darauf ist und
lebt. Als Letztes schuf er den Menschen, als Frau
und Mann schuf er ihn. Und dann heißt es: *Und
Gott sah an, alles was er gemacht hatte, und
siehe, es war sehr gut ... (Gen 1,31)*. Doch der
Mensch begann Gott zu misstrauen! Und dann
erzählt die Genesis: Adam und Eva haben das
Gefühl, dass Gott ihnen nicht alles gegeben hat,
was Menschen für ihr Glück und ihre Freiheit
brauchen. So nehmen sie selber ihr Leben in die
Hände. Sie versuchen den Maßstab von Gut und
Böse selber zu bestimmen und einzusetzen.
Verlieren sie ihre Gottesbeziehung? Jedenfalls
verlieren sie ihre Unschuld und auch das Para-
dies!

Matthäus hat diese letzte Bitte hinzugefügt. In
einer dem Urtext näheren Übersetzung klingt sie
wie ein Schrei: *Sondern reiße uns von dem
Bösen weg!* Es scheint, der Evangelist kennt die
Gefahren und Strukturen dieser Welt und ihrer
Menschen. Könnte es sein, dass er weiß, wie
schwer es ist, den eigenen Lebensweg aufrecht
zu gehen? Vielleicht macht er deshalb darauf
aufmerksam, dass man jemand – Gott (!) – dabei
braucht?

In seinem Roman „Alexis Sorbas“, hat sich
NIKOS KAZANTZAKIS mit diesem Problem
beschäftigt. „Wann wird der Mensch endlich ein
Mensch? Da tragen wir Hosen, Kragen, Hüte
und sind immer noch Maulesel, Wölfe, Füchse
und Schweine. Wir sind das Ebenbild Gottes,
heißt es. Wer, wir? Ich sch... darauf.“
Dann erzählt Sorbas, um diese Behauptung zu
begründen, aus seinem Leben: „Ich ging zum
Untergrund als Komitadschi. Eines Tages kam
ich um die Dämmerung in ein bulgarisches Dorf

und versteckte mich in einem Stall. Das Haus gehörte dem bulgarischen Popen, einem wilden, blutrünstigen Komitadschi. Nachts legte er seine Kutte ab, verkleidete sich als Hirt, nahm seine Waffen und überfiel die griechischen Dörfer. In der Frühe kehrte er vor Sonnenaufgang zurück, reinigte sich von Dreck und Blut und begab sich in die Kirche zur Messe. Er hatte gerade ein paar Tage zuvor einen griechischen Lehrer im Schlaf umgebracht. Ich legte mich also mit dem Rücken auf den Mist hinter den beiden Ochsen und wartete. Gegen Abend erscheint der Pope im Stall um seine Tiere zu füttern. Ich falle über ihn her und schlachte ihn wie einen Hammel. Dann schneide ich ihm die Ohren ab und stecke sie in die Tasche. Ich sammelte damals bulgarische Ohren.

Nach einigen Tagen kam ich wieder. Am hellichten Mittag. In der Rolle eines Hausierers. Ich hatte meine Waffen in den Bergen gelassen und wollte Brot, Salz und Schnabelschuhe für meine Kameraden kaufen. Vor einem Haus stoße ich auf fünf kleine Gören, barfüßig und ganz in Schwarz. Sie haben sich angefasst und betteln, drei Mädchen und zwei Jungen. Das größte mochte zehn Jahre sein, das kleinste war noch ein Säugling. Das älteste Mädchen trug ihn auf dem Arm und küsste und streichelte ihn, damit er nicht weinte. Ich weiß nicht wie – vielleicht aus einer göttlichen Eingebung –, ich fragte sie auf bulgarisch:

„Wem gehört ihr, Kinder?“

Der älteste Knabe hebt seinen kleinen Kopf und antwortet:

„Dem Popen, den sie vor einigen Tagen im Stall ermordet haben.“

Die Tränen traten mir in die Augen. Die Erde begann sich wie ein Mühlrad zu drehen. Ich lehnte mich an die Mauer und die Erde stand still.

„Kommt näher, ihr Kinder!“, sagte ich. „Kommt dicht heran!“

Ich zog meine Börse aus dem Gürtel. Sie war mit türkischen Talern gespickt. Ich kniete nieder und leerte sie: „Da! Greift zu!“, rief ich. „Das ist alles für euch!“

Dann laufe ich spornstreichs davon. Ich verlasse das Dorf, zerre die gestickte Hagia Sophia unter

dem Hemd hervor, reiße sie in Fetzen und nehme die Beine in die Hand, als sei die wilde Jagd hinter mir her. Und ich laufe immer noch! Heute noch!“ (KAZANTZAKIS S. 253-255)

Dialog mit dem Text

„Ora et labora – Bete und arbeite“ (Leitspruch der Benediktinermönche).

Als *das* Gebetsbeispiel hat Matthäus das *Vaterunser* weitergegeben. In dieser Form ist er zu dem Gebet aller Christen geworden. Vielfältig hat es auf Spiritualität, Liturgie und Dogmatik eingewirkt. Das Herrengebet ist zum Vorbild geworden.

Dass Jesus als Jude betete, bedeutet, dass der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs auch der Gott der Christen ist. Es ist unser Gott! Besonders eindrucksvoll ist die Nähe zu dem jüdischen Kaddisch-Gebet. Es ist wahrscheinlich eines der bekanntesten jüdischen Gebete überhaupt. Meistens wird es das „Totengebet“ genannt, was es aber nur indirekt ist, in Wirklichkeit ist es die Heiligung des göttlichen Namens und die Juden sagen es stellvertretend für den Verstorbenen:

„Erhoben und heilig wird sein großer Name in der Welt sein, die er nach seinem Wohlgefallen geschaffen hat.

Sein Reich entstehe in eurem Leben und in euren Tagen und dem Leben des ganzen Volkes Israel, bald und in naher Zukunft! Amen!

Sein großer Name sei gesegnet immer und für alle Ewigkeit.

Gesegnet und gepriesen, verherrlicht und erhoben, erhöht, gefeiert, erhaben und gerühmt wird der Name des Heiligen, gelobt sei er. Erhaben ist er über alle Lob- und Gesanglieder, Verherrlichungen und Trostorte, die in der Welt gesprochen werden. Amen.

Fülle des Friedens und des Lebens möge vom Himmel herab uns und ganz Israel zuteil werden. Amen.

Der, der Frieden in seinen Höhen schafft, schaffe Frieden über uns und über ganz Israel. Amen.“ (Seder ha-Tefillot. Das jüdische Gebetbuch S. 54-55)

Dass das Beten keine magische Wirkung hat und dass der Beter Gott nicht zu einem bestimmten Verhalten zwingen kann, erzählt folgende Geschichte:

Ein Rabbi hatte im Gebet die Zusage erhalten, dass Gott ihn aus jeder Gefahr retten würde. Einmal gab es im Städtchen eine große Überschwemmung. Die Nachbarn kamen zum Rabbi und sagten: „Rabbi, das Wasser wird noch steigen. Komm, wir bringen uns in Sicherheit.“ Der Rabbi aber sagte: „Ich bleibe hier. Gott wird mich retten!“ Das Wasser stieg und der Rabbi musste in die obere Stube ausweichen. Die Feuerwehr kam mit einem Boot und wollte ihn mitnehmen. Doch der Rabbi wollte nicht. „Gott wird helfen“, sagte er. Und das Wasser stieg weiter, der Rabbi musste aufs Dach steigen. Ein Rettungshubschrauber kam um ihn zu retten. Doch der Rabbi winkte ab. „Gott wird mich retten“, rief er. Doch nichts geschah. Und der Rabbi ertrank in den Fluten. Als er dann vor Gott stand, machte er ihm Vorwürfe. „Du hast mir im Gebet zugesagt, mich immer zu retten. Warum hast du es nicht getan?“ Da sagte Gott zu ihm: „Mein liebes Kind, dreimal kam ich um dich zu retten. Ich schickte dir die Nachbarn, die Feuerwehr, den Hubschrauber. Du aber wolltest dir nicht helfen lassen.“ (Quelle unbekannt)

Denkanstöße

- **Beten:** Für Matthäus ist das Beten eine wichtige Möglichkeit, *Kraft und Energie* zu schöpfen, das Leben und den Glauben in die richtige Spur zu bringen. Finde ich in meinem Leben Räume und Zeit, in die ich mich zurückziehen kann um zu beten? Finde ich die innere Ruhe?
Beten geschieht in Gemeinschaft (Vaterunser!). Auch dann, wenn ich alleine bin, bete ich mit der *Gemeinschaft* und auch stellvertretend für sie. Ist uns dies bewusst?

Besteht nicht die Gefahr, dass Individualisierung und Vereinzelungen in der gegenwärtigen Gesellschaft diesen Gedanken immer stärker zurücktreten lassen? Welcher Beter-Gemeinschaft gehöre ich an? Habe ich überhaupt Interesse am gemeinsamen Gebet?

- **Einen Namen zu haben:** Das ist etwas Wichtiges. Manchmal ist ein Name alles, was Menschen noch haben. Solange sie einen Namen haben, haben sie eine Identität. Sie unterscheiden sich und können sich mit ihrem Namen ausweisen und einander ansprechen. Vielleicht ist der Name Gottes gerade deshalb heilig, weil Gott, indem er ihn uns mitgeteilt hat, sich in Jesus Christus als Partner der Menschen vorstellt. Durch ihn gibt er die Möglichkeit, ihn selbst anzusprechen. Auch wenn es ein bitteres Klagen und ein langes Schweigen sind.
- **Den Namen heiligen:** Vertraue ich diesem Gott? Oder suche ich mehr meine Sicherheiten? Kann ich mit ihm in Verbindung treten? Welchen Einsatz habe ich, wenn es darum geht, den Willen Gottes – die Verwirklichung des Reiches Gottes – in die Tat umzusetzen?

Lesehinweise

- BRECHT, BERTOLT, Die Dreigroschenoper, Berlin, 10. Auflage 1974
- KAZANTZAKIS, NIKOS, Alexis Sorbas, Hamburg 1998
- KRIELE, MARTIN (Hrsg.), Lazarus, komm heraus. Drei Schriften von Valentin Tomberg. Mit einer Einführung von Robert Spaemann, Basel 1985, S. 131-222
- LEVINSON, PNINA NAVÈ, Einführung in die rabbinische Theologie, Darmstadt 1993
- LEVINSON, NATHAN PETER, Ein Rabbiner erklärt die Bibel, München 1982
- MAGONET, JONATHAN / HOMOLKA, WALTER (Hrsg.), Seder ha-Tefillot. Das jüdische Gebetbuch. Schabbat und Wochentage, Bd. 1, Gütersloh 1997
- Religionsunterricht in der Grundschule, Bd. 2, Düsseldorf 5. Auflage 1992, S. 373-398
- Vaterunser, in: LThK Bd. 10, S. 548-551

Entdeckungen am Text

Wer hätte gedacht, dass das Reich Gottes wie ein Baum sein könnte! Leicht ist sein Same verstreut und dann beginnt er schon zu wachsen. Wir kennen das aus der Natur. Der Evangelist Markus kannte das auch. Vielleicht hat er deshalb diese bildliche Sprache gewählt, um seiner Gemeinde auf ihre Fragen nach dem Reich Gottes eine Antwort zu geben. Und möglicherweise haben die frühen Christen dem Evangelisten Fragen wie diese gestellt: Wie wird das Reich Gottes kommen? Wird es überhaupt kommen? Ist es ausschließlich die Tat Gottes oder ist auch der Mensch daran beteiligt? Markus hätte mehrere Möglichkeiten gehabt, darauf zu reagieren:

- Er hätte auf die Heilige Schrift verweisen können.
- Er hätte eine redegewandte Abhandlung über das Thema schreiben können.
- Oder er hätte eine Geschichte dazu erzählen können.

Letzte Form hat er zumeist benutzt und rückt Gleichnisse zusammen. Dafür entnahm er Bilder und Motive aus dem Leben und der Umwelt der ihm zuhörenden Menschen. So wird der Hörer in das Geschehen mit einbezogen. Möglicherweise beginnt er sich das beschriebene Bild vorzustellen; vielleicht entdeckt er darin seinen Alltag – vertraut und neu zugleich.

Das *Gleichnis vom Senfkorn* findet sich außer bei Markus noch bei Matthäus und Lukas (vgl. Mk 4,30-32; Mt 13,31-32; Lk 13,18-19). Lukas beginnt damit, dass er das Gleichnis durch die einleitenden Worte mit den Geschichten, die er zuvor überliefert hatte, verbindet. Vermutlich soll es die vorhergehende Erzählung erklären und verdeutlichen. Dort hatte er geschildert, wie Jesus eine Frau, die von einem krank machenden Geist gefesselt war – ihre Krankheit wird für alle sichtbar durch den gebeugten Rücken – am geweihten Sabbat geheilt hatte. Lukas hat wahrscheinlich mit der Heilungs-

geschichte der gekrümmten Frau und dem daran anschließend gebrachten Gleichnis eine ganz bestimmte Absicht gehabt. Vermutlich wollte er darauf aufmerksam machen, wie konkretes Tun Menschen und ihre Beziehungen zueinander verändern kann. Für Lukas macht Jesus durch sein Handeln deutlich: Das, was einmal auf die Erde gesät ist – auch wenn es klein ist –, wächst und wird zu einem großem Baum.

Einen etwas anderen Gesichtspunkt betont Markus. Ihm geht es um das beginnende Wachsen und das Sich-Ausbreiten des Reiches Gottes. Vermutlich hat er dieses Gleichnis als Antwort auf aktuelle Fragen und Nöte seiner Gemeinde erzählt. Vielleicht wollte er ihr Mut machen: Verliert nicht die Hoffnung! Das Reich Gottes wird sich ausbreiten und wachsen.

Dieses so genannte „Wachstumsgleichnis“ vom Reich Gottes beginnt mit einer umständlichen Einleitung. Der Erzähler lässt Jesus fragen: *Womit sollen wir das Reich Gottes vergleichen? Mit welchem Gleichnis sollen wir es beschreiben?* Vielleicht haben die Menschen diese Fragen auch Jesus selbst gestellt. Vermutlich aber will der Evangelist mit dieser Doppelfrage andeuten, wie schwierig es ist, den Lesenden und Hörenden seines Evangeliums klarzumachen, dass das Reich Gottes Wirklichkeit wird.

Das Gleichnis erzählt von einem Menschen, der das Senfkorn in seinen Garten wirft. Dieses wächst zu einem großen Baum, in dessen Zweigen die Vögel nisten können (vgl. Ps 104, 12; Dan 4,7-9). Ähnlich wird bei Ezechiel eine Vision über die Taten Gottes erzählt: *Auf die Höhe von Israels Bergland pflanze ich ihn. Dort treibt er dann Zweige, er trägt Früchte und wird zur prächtigen Zeder. Allerlei Vögel wohnen darin; alles, was Flügel hat, wohnt im Schatten ihrer Zweige* (Ez 17,23).

Das eigentlich Wunderbare und für die Hörenden Entscheidende ist nicht nur der Kontrast, dass das kleine Senfkorn als das Kleinste von allen Samenkörnern zu dem Größten aller Gartengewächse wird (wie bei Lukas), sondern die Aussage, dass es wächst.

Markus geht es um den unscheinbaren Anfang, der, einmal gemacht, mit Gewissheit zu einem wunderbaren Ende führt. Das Reich Gottes fängt klein an. Vielleicht will Markus damit auch sagen, das Reich Gottes wächst auf eine andere Art und Weise als das Reich der Welt. Dort versucht man groß anzufangen und groß herauszukommen. Das Reich Gottes aber beginnt klein. Ist es nicht ein Wunder, dass sich Gott so in der Welt durchsetzt?

Vermutlich werden die Hörerinnen und Hörer in diesem Bildwort auch dazu aufgefordert, im eigenen Tun so zu wirken wie das Senfkorn. Gott wird es wachsen lassen! Vermutlich will Markus den Christen auch Mut machen. Vielleicht möchte er gerade denen, die denken, dass alle Anstrengungen die Welt zu ordnen, Gutes zu tun und bleibende Werte zu schaffen, wirkungslos bleiben, sagen: „Verzagt nicht, wenn die Sache Gottes manchmal so klein und winzig scheint! Das ist ganz in Ordnung!“

Dialog mit dem Text

Manchmal ist der Blick entscheidend. Dann erkennt man die Größe in den kleinen Dingen und das Kleine in den Dingen, die zunächst groß erscheinen. „Was ist wirklich?“ Vielleicht kann dies eine kleine Geschichte veranschaulichen: „Das Holzpferd lebte länger in dem Kinderzimmer als irgendjemand sonst. Es war so alt, dass sein Stoffüberzug ganz abgeschabt war. ‚Was ist wirklich?‘, fragte eines Tages der Stoffhase, als sie Seite an Seite in der Nähe des Laufstälchens lagen. ‚Bedeutet es, Dinge in sich zu haben, die summen, und mit einem Griff ausgestattet zu sein?‘ ‚Wirklich‘, antwortete das Holzpferd, ‚ist nicht, wie man gemacht ist. Es ist etwas, was an einem geschieht. Wenn ein Kind dich liebt für eine lange Zeit, nicht nur um mit dir zu spielen, sondern dich wirklich liebt, dann wirst du wirklich.‘ ‚Tut es weh?‘, fragte der Hase. ‚Manchmal‘, antwortete das Holzpferd, denn es sagte immer die Wahrheit. ‚Geschieht es auf einmal oder nach und nach?‘ ‚Du wirst‘, sagte das Holzpferd. ‚Es dauert lange. Darum geschieht es nicht oft an denen, die leicht

brechen oder die scharfe Kanten haben oder die schön gehalten werden müssen. Im Allgemeinen sind zu der Zeit, wenn du wirklich sein wirst, die meisten Haare verschwunden, deine Augen ausgefallen; du bist wacklig in den Gelenken und sehr hässlich. Aber das ist überhaupt nicht wichtig; denn wenn du wirklich bist, kannst du nicht hässlich sein, ausgenommen in den Augen von Leuten, die keine Ahnung haben.‘
‚Ich glaube, du bist wirklich‘, meinte der Stoffhase. Das Holzpferd lächelte nur“ (WILLAMS S. 17).

Denkanstöße

- *Sehnsucht nach dem Reich Gottes:* Damit Reich Gottes entstehen kann, bedarf es der Hoffnung und der Sehnsucht. Sind diese in unserm Leben zu erkennen? Gibt es Sehnsucht vor Fakten und Hoffnung vor Besitz?
- *Zeit und Geduld:* Will Markus klarmachen, dass sich die Christen immer wieder auf den unscheinbaren Anfang einlassen sollen? Nehmen wir uns dafür die Zeit? Haben wir Geduld mit uns und mit dem Wirken Gottes?
- *Wachsen:* Im Gleichnis wird vorausgesetzt, dass „jemand“ den Senfsamen aussät. Vielleicht veranschaulicht dies, dass das Reich Gottes auch die Initiative und die Mithilfe von Menschen braucht. Ist „Reich Gottes“ ein Prozess, an dem wir auch beteiligt sind? Möglicherweise braucht das Reich Gottes Menschen, die sich für sein „Da-Sein“ engagieren. Kennen wir Möglichkeiten uns einzusetzen? Vielleicht braucht Reich Gottes auch Orte, z. B. Schule, Lehrerzimmer und Klassenraum, damit es sich entfalten kann.

Lesehinweise

- BAUDLER, GEORG, Jesus im Spiegel seiner Gleichnisse. Das erzählerische Lebenswerk Jesu – ein Zugang zum Glauben, Stuttgart – München 1986
- BRUNERS, WILHELM, Wie Jesus glauben lernte, Freiburg i. Br. 1988, S. 101-105
- NIEHL, FRANZ, Vom Sämann und der Saat, in: KatBl 106 (1981) S. 303-306
- WILLAMS, M., in: Für jeden freien Tag. Biblische Texte, Gebete und Betrachtungen, Stuttgart 1978, S. 17

Entdeckungen am Text

Es gibt immer wieder Menschen, die nicht in gesellschaftliche Normen passen, und es gibt immer wieder Menschen, die an den Rand gedrängt werden. Möglicherweise ist dies der Ausgangspunkt der vorliegenden Geschichte: Zöllner und Sünder kamen zu Jesus. Er kümmert sich um sie und sie hörten ihm zu.

Er gibt sich mit den Sündern ab und isst mit ihnen, war – so berichtet der Evangelist – daraufhin die Beschwerde der Pharisäer! Wahrscheinlich führte dieser Protest der Schriftgelehrten und Pharisäer dazu, die vorliegenden beiden Gleichnisse zu erzählen. Auf der einen Seite sind also die Pharisäer, auf der anderen die Zöllner und Sünder.

Beide Geschichten berichten von drei Sachen: dem Verlorengehen, dem Finden und der Freude über das Gefundene.

Das verlorene Schaf wird gesucht

Vermutlich ist die Geschichte als Antwort auf die Kritik durch Schriftgelehrte und Pharisäer vorgebracht worden. Das eine verirrt Schaf, das verloren gegangen ist, wird gesucht. Der Hirte der Schafherde lässt die neunundneunzig übrigen Schafe in der Wüste zurück. Ist das ein normales Verhalten? Ist nicht die Wüste die Gefahrenzone für die Tiere? Dennoch macht sich der Hirte auf die Suche nach dem einen Schaf. Als er es wiederfindet, ist seine Freude so groß, dass er Freunde und Nachbarn zu einer Feier einlädt.

Die verlorene Drachme

Wieder wird dem Verlorenen nachgejagt. Gewissenhaft sucht die Frau, bis sie die letzte der zehn Drachmen gefunden hat. Danach ist ihre Freude riesig *bis vor die Engel*.

Wer ist aber in beiden Texten mit den Verlorengehenden gemeint? Sind es die Sünder oder gar die Pharisäer und Schriftgelehrten? Löst vor Gott nur das Verlorene Freude aus? Zählt man nur,

wenn man „als Sünder“ zu Jesus kommt? Häufig werden mit den Verlorengehenden zuerst die sittlichen Mängel verbunden. Aber sind es nicht oft auch gesellschaftliche Zustände, die Menschen „verloren gehen“ lassen:

Wohnungen, in denen Menschen verloren gehen, oder Arbeitsbedingungen, die Menschen die Würde nehmen? Das Verlorene muss gesucht und gefunden werden. Offensichtlich ist das auch eine Botschaft der beiden Gleichnisse: Es darf keine Verlorenen geben, weder sittlich noch sozial, weder gesellschaftlich noch religiös!

Dialog mit dem Text

Stark angeprangert wird in diesem Text auch die Arroganz und Scheinheiligkeit der Pharisäer. Das ist eine schlimme pauschale Verurteilung der Pharisäer und hat eine fatale, antisemitische Wirkungsgeschichte zur Folge. Bis in unsere Zeit werden Menschen, die scheinheilig etwas vortäuschen, als Pharisäer bezeichnet. Dabei ist auch von den Pharisäern Vieles zu lernen. Zum Beispiel: Wie wichtig der Glaube im Leben eines Menschen ist; wie grundlegend es ist, den Glauben konsequent zu leben.

Warum kam es aber dazu, dass diese Vorurteile entstanden, obwohl das Christentum (und auch der Islam) ohne das Judentum nicht denkbar wären?

Am prägnantesten hat sich die Auffassung verbreitet, die Pharisäer seien die Gegner von Jesus. Sie werden dabei meistens als Inbegriff eines alten Systems dargestellt, das von Jesus als veraltet erklärt wurde. Hat aber Jesus die jüdische Tradition aufgehoben? Oft begegnet unter Christen die Haltung, dass Jesus etwas Neues gebracht habe, im Gegensatz zum Alten. Und damit scheint für viele auch klar, dass mit dem Alten das Judentum gemeint ist. Doch Jesus selbst widerspricht einer solchen Vorstellung. Er sagt selbst: *Denkt nicht, ich sei gekommen um das Gesetz und die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen um aufzuheben, sondern*

um zu erfüllen. Amen, das sage ich euch: Bis Himmel und Erde vergehen, wird auch nicht der kleinste Buchstabe des Gesetzes vergehen, bevor nicht alles geschehen ist (Mt 5,17f.; vgl. Lk 16,17). Diese Haltung Jesu lässt sich auch an weiteren Stellen des Neuen Testaments zeigen. Er war Jude und dem jüdischen Erbe verbunden. Auch die ersten Christen wussten sich diesem Erbe verpflichtet.

Warum hat sich das Christentum zu einer eigenständigen Religion entwickelt; warum und wann haben sich Christentum und Judentum auseinander gelebt?

Uneinigkeiten und Vorwürfe lassen sich in den Evangelien und in der Apostelgeschichte erkennen. Die entstandenen Spannungen zwischen dem Judentum und der jungen Kirchen spiegeln sich in vielen Texten. Wann genau sich die beiden Richtungen, Judentum und Christentum, auseinander lebten, kann nicht mehr gesagt werden. Sicher ist, dass nach der Zerstörung des jüdischen Tempels durch das Römische Reich die Spannungen zwischen dem Judentum und der wachsenden Christenheit größer wurden. Im römisch-jüdischen Krieg wurde Jerusalem (70 n. Chr.) erobert und der „Zweite Tempel“ zerstört. Das hatte zur Folge, dass die Juden ihren zentralen Ort verloren und sich im ganzen Römischen Reich verteilten. In dieser Situation sammelten sich namhafte Rabbiner und Schriftgelehrte in Javne. Denn ohne Tempel musste sich das Judentum in Israel neu orientieren und strukturieren, die Traditionen sichten, bewahren und neu zusammenstellen. So prallen in dieser Zeit zwei unterschiedliche Bewegungen aufeinander. Einerseits das sich neu formierende Judentum und andererseits das immer selbstbewusster auftretende Christentum.

Erst die erbitterte Auseinandersetzung zwischen dem neu entstehenden rabbinischen Judentum und der wachsenden Kirche ließen Judentum und Christentum endgültig auseinander fallen. Auf der Seite des Christentums liegen unter anderem die Folgen darin, dass viele Christen das Neue Testament losgelöst von seinem jüdischen Hintergrund lesen. Doch es war nie als

eigenständiges Buch konzipiert worden, das dem Alten Testament gegenübersteht. Jesus und seine Schüler, aber auch Paulus später, haben sich ganz und gar auf die Heiligen Schriften Israels berufen. Die Begriffe Altes und Neues Testament haben leider viel zu häufig zu Missverständnissen geführt, die heute nur schwer auszurotten sind.

Denkanstöße

- *Gegen Scheinheiligkeit:* Heuchelei und Unaufrichtigkeit sind nicht die Kennzeichen einer bestimmten Religion, sondern immer wieder auftretende Verhaltensformen, die das Zusammenleben von Menschen untereinander belasten. Woher nehmen Menschen den Mut, ehrlich und aufrichtig miteinander umzugehen?
- *Vom Verlorengehen:* Eigentlich ist man doch froh, wenn man etwas Verlorenes wiederfindet. Dies gilt für Dinge, aber auch für Menschen, die man (aus den Augen) verloren hat. Oft aber stellt man sich die Frage: Lohnt sich der Aufwand? Soll ich mich darum bemühen? Soll ich das eine Verlorene suchen und dafür meine Familie belasten oder meine Freizeit opfern?
Man kann in seinem Leben aber auch anderes verlieren – manchmal ohne dass es einem direkt bewusst wird: Mut, (Selbst-)Sicherheit, (Selbst-)Vertrauen, Toleranz und Liebe, aber auch Selbstkritik.
- *Vom Suchen:* Kennen wir das Grundempfinden, dass Gott die Verlorenen sucht? Wo sind die Verlorenen in unserem Umfeld? Wie machen wir uns auf den Weg, diese zu suchen?

Lesehinweis

ZENGER, ERICH, Die grundlegende Bedeutung des Ersten Testaments. Christlich-jüdische Bibelhermeneutik nach Auschwitz, in: Bibel und Kirche 55 (2000), S. 6-13

Entdeckungen am Text

Eine alltägliche Geschichte: Eine Familie zerfällt! Denn ein Kind verlässt ins Ungewisse hinein seinen Vater. Vielleicht sind die Gründe für dieses Verhalten zunächst verständlich. Doch in der Fremde verschleudert es sein Vermögen, kehrt reumütig zurück und wird von seinem Vater wieder mit großer Freude aufgenommen. Aber, da ist auch von der Rivalität der beiden Geschwister die Rede.

Natürlich ist dieses Gleichnis vielen Menschen vertraut. Seit Kindheit an ist es ihnen vertraut und die Auslegung ist scheinbar klar: Ein reuiger Sünder steht Gott näher als ein Frommer, Gerechter, der sich bereit erklärt hat, Gottes Willen zu tun. Ist dies die wunderbare Botschaft von der vergebenden Liebe des Vaters? Ist das der einzig zentrale Sinn der Geschichte? Nein, mit dieser Antwort werden die Großartigkeit des Textes und seine Originalität zu schnell zugedeckt.

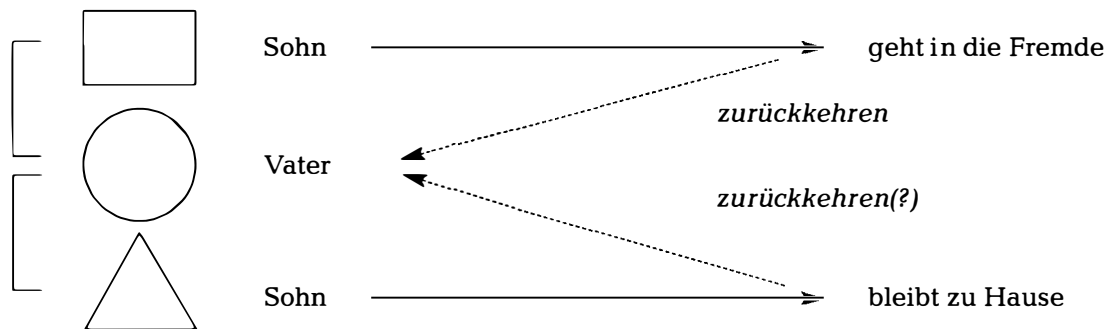
Die auftretenden Personen können gegensätzlicher kaum gedacht werden. Und die Leserinnen und Leser haben die Möglichkeit, für jeden der Akteure Partei zu ergreifen. Im Mittelpunkt des Textes steht der Vater. Er verbindet die beiden Söhne; mit ihm stehen sie in Beziehung.

Der jüngere Sohn ist der Wagemutige. Vielleicht sucht er seine Freiheit. Oder wollte er nur Abenteuer und Genuss? Er ist der Weltmensch, und zwar mit einem Verlangen nach zügelloser Freiheit. Der ältere Sohn ist das Gegenteil. Er verhält sich ganz den Erwartungen entsprechend und lebt nach den Normen seiner Familie. Er unterstützt seinen Vater, ist häuslich und gehorsam – so wie man sich einen gut geratenen Sohn oder Schwiegersohn wünscht!

An keiner Stelle sprechen die drei miteinander. Handeln die Personen nur für sich?

Die Verbindung stellt allein der Vater dar (siehe Grafik):

DAS BEZIEHUNGSGEFLECHT VOM VATER UND SEINEN SÖHNEN



Haben die Brüder keine (geglückte, gute) Beziehung (mehr)? Jedenfalls wird darüber nichts erzählt. Wollte Lukas es dem Leser bzw. Hörer selbst überlassen, sich ein Urteil über die beiden zu bilden?

Die Handlung selbst ist in drei Geschichten untergliedert. Zunächst wird vom jüngeren Sohn erzählt. Kurz und bündig wird der Abschied des Mannes von seiner Familie dargestellt. Was

bewegt ihn den Vater zu verlassen und mit seinem Erbteil in die Fremde zu ziehen? Ist es ihm zu Hause zu eng geworden? Sehnt er sich in die Weite der Welt, in das volle, reiche Leben? Meint er in der Fremde die volle Freiheit wie das volle Leben zu finden? Nur einmal von zu Hause weg! Er wird dabei aber bettelarm und erlebt sein Fiasko. Die ihm übertragene Aufgabe, die Schweine zu hüten, war für einen Juden die

tiefste Erniedrigung (vgl. Lev 11,7). In einem Selbstgespräch äußert er seine Einsicht. Erkennt er, dass die Freiheit, die er suchte, zum Verlust seiner Freiheit wurde?

In der zweiten Episode dominiert der Vater. Er sieht seinen Sohn schon von weitem kommen. Die Leserinnen und Leser erfahren seine emotionale Reaktion, seine Gefühle und sein darauf folgendes Handeln: Der Vater läuft dem Sohn entgegen, umarmt ihn, lässt ihn neu einkleiden und nimmt ihn wieder auf. – Kein Vorwurf, keine Frage, nicht einmal eine Rechtfertigung bzw. Entschuldigung des Sohnes! Wichtig scheint dem Vater nur, dass der Sohn „heimkehren“ will. Möchte Lukas damit sagen: „Ebenso ist Gott“?

In der dritten und letzten Szene steht der ältere Sohn im Mittelpunkt. Dieser lehnte sich nicht auf, ging nicht weg. Er blieb daheim, unterstützte den Vater und diente ihm. Machte er sich vielleicht dadurch zum Knecht? Der ältere Sohn ist bestürzt über das Verhalten des Vaters bei der Rückkehr des jüngeren Bruders. Er war es doch, der arbeitsam sich untergeordnet und Gehorsam gezeigt hat. Er ist erzürnt über das Verhalten des Vaters. Beneidet er im Stillen seinen jüngeren Bruder, der seine Freiheit suchte? Rächt er sich dadurch, dass er ihn verurteilt? Es scheint, dass er für seine eigene Bravheit, für seinen Gehorsam (und vielleicht auch für seinen Glauben) einen Vorzug bei seinem Vater haben möchte. Möchte er eine Sonderbehandlung? Zwar kommt der Vater auf ihn zu und spricht mit ihm, um ihm sein Verhalten zu erklären: *Alles, was mein ist, das ist auch dein. Du solltest dich aber freuen und dankbar sein, weil dieser dein Bruder, der tot war, nun lebendig, und der verloren war, gefunden ist.*

Handelt so ein gerechter und guter Vater? Zu einem Ende kommt das Gleichnis nicht. Wie wird es weitergehen? Feiern sie gemeinsam das Fest? Wird der Jüngere zu Hause bleiben? Werden sich die Brüder wieder vertragen? Das Gleichnis lässt viele Fragen offen. Es macht den Leserinnen und Lesern bewusst, dass sie sich ein eigenes Urteil über den Vater und die beiden Söhne bilden müssen.

Man kann das Gleichnis als Familiendrama

lesen, man kann es auch als Gleichnis von Gott lesen:

Kommt hier eine Grundwahrheit des Evangeliums, *dass Gott nicht nötig*, zum Ausdruck? Er lässt den jüngeren Sohn ziehen, ohne ihn zum Bleiben zu mahnen, und lässt dem Älteren seine Art. Der Vater muss sie machen lassen. Erfahrungsgemäß würde ein Eingreifen auch gar nichts nützen. Die beiden Söhne sollen ihren Weg finden.

Beide Söhne repräsentieren unterschiedliche Lebensentwürfe: Die Flucht in die Welt wird von dem jüngeren Sohn repräsentiert. Er ist der Vertreter der Weltmenschen. Und zwar derjenigen, die mit ihrem Verlangen nach zügelloser Freiheit die göttliche Mitgift vertun. Das braucht nicht immer in den verschwenderischsten und wildesten Formen zu geschehen. Vermutlich ist der Weg weg von Gott das Fiasko, das der jüngere Sohn erlebt. Aber es ist der Hunger nach Gott, der ihn wieder nach Hause zurückzieht. Der ältere Sohn repräsentiert einen anderen Typ Mensch, wie er zu Gott steht: Er ordnet sich unter. Sein Verhalten ist im Wesentlichen als Gehorsam zu verstehen. Er weiß nicht, dass Gott ihn freigelassen hat. Er weiß nicht, dass Gott nichts lieber hätte, als wenn er das wüsste und sich entsprechend verhielte. Seine eigene Bravheit, sein Gehorsam und auch sein Glaube hindern ihn daran Gott zu verstehen. Auch er hat sich von Gott getrennt. Ist nicht auch er – wenn auch auf andere Weise – verloren? Auf der einen Seite sind also die Kinder der Welt in ihrer weltverlorenen Freiheit, auf der anderen die Kinder Gottes in ihrem gottverlorenen Gehorsam. Auch das zeigt das Gleichnis. Der Vater wird immer wieder denjenigen aufnehmen, der erkannt hat, dass „sein“ Weg in die Irre führt. Müssen nicht beide Brüder ihren Vater neu verstehen lernen? Müssen sie ihn nicht – jeder in seiner Welt – immer wieder neu suchen?

Dialog mit dem Text

Diese kunstvolle Erzählung wird oft als *Evangelium im Evangelium* bezeichnet. Vermutlich, weil

es wie kaum ein anderes Gleichnis von der Liebe erzählt; weil es von alltäglichen Sehnsüchten und Erfahrungen mit Geschwistern oder Eltern berichtet. Wie kaum ein anderes Gleichnis hat es in der bildenden Kunst (von REMBRANDT über SLEVOGT bis CHIRICO und GRIESHABER) und in der Dichtung (GIDE, RILKE, KAFKA) seine Spuren hinterlassen. In der Literatur des 20. Jahrhunderts erscheint der Vater – außer bei ANDRÉ GIDE – nicht mehr. Dies wird besonders in FRANZ KAFKAS Parabel „Heimkehr“ deutlich. Dort steht der Augenblick der Rückkehr des verlorenen Sohnes, bevor er seine Familie trifft, im Zentrum. Kafkas Parabel ist ein „innerer Monolog“, eine innere Geschichte, in der sich der verlorene Sohn der eigenen Einsamkeit und Fremdheit bewusst wird. Diese Selbsterkenntnis führt zur Erstarrung (vor der Küchentür). Und kein Vater kommt ihm entgegen! Aber selbst wenn er käme, könnte er die Einsamkeit seines Sohnes heilen?

Ganz anders stellt MARC CHAGALL „die Heimkehr des verlorenen Sohnes“ dar. Hier ist sogar mit dem Vater die ganze Dorfgemeinschaft hinausgelaufen um den Sohn zu begrüßen. Kinder pflücken Blumen um den verlorenen Sohn damit willkommen zu heißen. Selbst die Tiere, Chagalls Symbolfiguren, gehören zur Begrüßungsgemeinschaft. Sogar die Sonne strahlt und macht die Begegnung hell. Diese Heimkehr endet nicht – wie in der Parabel von Kafka – in der Erstarrung. Es ist ein Freudenfest! Es ist bemerkenswert, wie sich der jüdische Künstler mit dem vermeintlich christlichen Gleichnis auseinander gesetzt hat. Doch gerade dieses Thema verweist auf gemeinsame Wurzeln zwischen Judentum und Christentum.

In einem Sammelband mit Texten zu den Trauer- und Bußtagen des Judentums findet sich folgende kleine Geschichte:

„Ein Königssohn war hundert Tagereisen von seinem Vater entfernt. Da sprachen seine Freunde zu ihm: ‚Kehre zu deinem Vater um!‘ Er antwortete: ‚Ich kann nicht.‘ Da schickte sein Vater zu ihm und ließ ihm ausrichten: ‚Geh so weit du kannst und ich werde den Rest des Weges dir entgegenkommen‘“ (zit. nach SUERMANN S. 323).

Denkanstöße

- *Suchen*: Vielleicht hat den jüngeren Sohn die Sehnsucht nach Freiheit in die Fremde getrieben. Wie sieht unsere Sehnsucht nach Freiheit aus? Haben wir Angst, dabei Gott zu verlieren? Haben wir Angst, die Sehnsucht nach Freiheit zu verlieren?
- *Heimkehren*: Ob der „verlorene Sohn“ nach seiner Rückkehr wirklich heimgekehrt ist, wird im Gleichnis nicht erzählt. Sind Elend und Verlorenheit wirklich überwunden? Gibt es vielleicht doch „die Verlorenheit“ schlechthin? Nicht immer ist ein Vater oder nur ein Vaterhaus in Sicht: nichts, was binden oder gar fragen kann. Gibt es eine Welt ohne Hoffnung? Welche Visionen haben wir?
- *Aufnehmen*: Wer könnte unser Vorbild in diesem Gleichnis sein? Mit wem möchten wir uns identifizieren: vielleicht mit dem jüngeren Sohn, der in die Welt zog? Oder dem älteren Sohn, der sich von der Welt entfernte? Kann der Vater Vorbild sein? Ein Vater, der seine Kinder ihren Lebensweg gehen lässt. Der sie akzeptiert und ihnen nicht vorschreibt, wie sie leben sollen. Ein Vater, der die Verlorenen sucht und sie aufnimmt! Ein Vater, der nicht Leistung verlangt, sondern die Freiheit der einzelnen Menschen beachtet.

Lesehinweise

CHAGALL, MARC, Die Bilder zur Bibel, Darmstadt 1983

KAFKA, FRANZ, Erzählungen. Hrsg. von KLAUS WAGENBACH, Frankfurt 1961

NIEHL, FRANZ W., Schwierige Verhältnisse (Lukas 15,11-32), in: MILLER, GABRIELE/FRANZ W. NIEHL (Hrsg.), Von Babel bis Emmaus. Biblische Texte spannend ausgelegt, München 1993, S. 220-237

SUERMANN, MANFRED, Das Gleichnis vom verlorenen Sohn in Kunstwerken der Vergangenheit und Gegenwart. Dargestellt an ausgewählten Beispielen mit didaktischen Anregungen zur Unterrichtsgestaltung, in: KatBl 106 (1981), S. 323-332

Entdeckungen am Text

Eigentlich kennt fast jeder die Erfahrung, dass man in schwierigen Lebenssituationen, in Not-situationen alleine ist. Von den Menschen, von denen man zuerst Hilfe erwartet, wird man oft enttäuscht. Aber dann tritt jemand, mit dem man eigentlich nicht gerechnet hat, ins Leben und hilft: eine bekannte Situation und eine alltägliche Geschichte. Von einem solchen Fall erzählt Lukas.

Er stellt ihn in einen größeren Zusammenhang. Vielleicht will er zeigen, wie sich Theorie und Praxis der Nachfolge Jesu zueinander verhalten. Das Gleichnis vom „barmherzigen Samariter“ wird vom Evangelisten an zentraler Stelle seines Evangeliums erzählt. Im Anschluss an die Aussendungsgeschichte in Lk 10,1-20 behandelt er wichtige Fragen, die das alltägliche Leben der Jünger Jesu betreffen. Der Text besteht aus einer *Beispiel erzählung*, die in ein *Schul- und Streitgespräch* zwischen Jesus und einem Gesetzeskundigen eingebunden ist. Im ersten Gespräch ergreift Lukas noch einmal die Gelegenheit deutlich zu machen, wie sehr das Christentum im Judentum verwurzelt ist. Hierzu klärt er das Verhältnis von Jesus zur Hebräischen Schrift. Im zweiten Schulgespräch bespricht der Evangelist die Frage nach der Nachfolge.

Hier hat Lukas seine Gemeinde im Blick. Wahrscheinlich werden dort die Fragen: „Wie verhalten sich Christentum und Judentum zuei-

einander?“, „Woran erkennt man Jesusjünger?“ oder „Kann nur ein Jude in die Nachfolge Jesu eintreten?“ immer wieder diskutiert. Faktisch jedoch hatte die hellenistische Gemeinde diese Fragen schon beantwortet. Judentum und Christentum gingen nach der Zerstörung des Tempels (70 n. Chr.) unterschiedliche Wege. Die lukianische Gemeinde war offensichtlich international und multikulturell ausgerichtet. Das Christentum war keine jüdische Sekte mehr. Vielleicht überliefert Lukas diesen Text auch, um die Entwicklung der hellenistischen Gemeinden zu begründen und zu bestärken. Dazu verknüpft er die Beispiel erzählung vom barmherzigen Samariter mit der Frage eines Gesetzeslehrers nach dem *Hauptgebot*. Das Liebesgebot ist doppelt: Es bezieht sich nicht nur auf die *Gottesliebe*, sondern auch auf die *Nächstenliebe*. Hierbei handelt es sich, wie insgesamt im Lukasevangelium, um einen wechselseitigen Vorgang: Die Liebe Gottes zu uns und die Liebe von uns zu Gott sind dialogisch miteinander verbunden und konkretisieren sich in der Nächstenliebe. Vielleicht gibt gerade der zweite Teil des Doppelgebotes, also die Verpflichtung zur Menschenliebe, dem ersten Teil seinen Sinn: Die Nächstenliebe ist Erprobung für die Echtheit der Gottesliebe.

Jesus und die Schriften des Judentums

Mit der Frage eines Gesetzeslehrers leitet Lukas einen neuen Gedankengang ein: *Rabbi, was muss ich tun, damit ich das ewige Leben bekomme?* Möchte der Schriftkundige Jesus prüfen? Will er wissen, ob sich die Verkündigung Jesu mit der jüdischen Tradition vereinbaren lässt? Mit der Gegenfrage lässt sich Jesus auf einen echten Dialog ein. Indem der Schriftgelehrte dann aus der Schrift zitiert (vgl. Dtn 6,5; Lev 19,18), wird deutlich, dass Jesus ganz und gar in der jüdischen Glaubens-tradition verwurzelt ist. Die beiden Gesprächspartner sind sich insofern einig, als sie sich beide auf die Schrift berufen und das Gesetz als Grundlage ihres Handelns ansehen.

AUFBAU VON LK 10,25-37

Schulgespräch:
Jesus und die Schriften des Judentums

Beispiel erzählung:
Der barmherzige Samariter

Schulgespräch:
Was heißt Nachfolge

Damit ist alles gesagt. Was aber bleibt zu tun? Die Aufforderung: *Tue dies und du wirst leben!* hat den Gesetzeskundigen in eine verteidigende Position gebracht. Ihm, der das Gesetz kennt und der danach zu leben strebt, könnte indirekt durch diese Aussage unterstellt werden, dass er es nicht getan hat. Möglicherweise fühlt er sich dadurch in die Enge gedrängt. Greift er deshalb den Faden des Gesprächs neu auf und fragt nach dem konkreten Nächsten? Mit dieser Frage bereitet Lukas das nun folgende Gleichnis vor. Offensichtlich möchte er mittels der nun folgenden Geschichte die Haltung der christlichen Gemeinde gegenüber Ausgegrenzten und Nichtvolksgenossen (hier: Samariter) verdeutlichen.

Der barmherzige Samariter

Das „Gleichnis vom barmherzigen Samariter“ erzählt eine kurze, erfundene und dennoch lebensnahe Geschichte. Sie hat das Ziel, den Hörer zu überreden und emotional anzusprechen. Die Darstellung ist in sich geschlossen – mit einem Anfang, einer Mitte, einem Ende – und stellt ein alltägliches Geschehen dar. Dabei entwirft die Beispielerzählung keine Zusammenhänge, die über das Wirkliche hinausgehen, sondern bezieht Erfahrungen und Kreativität der Leserinnen und Leser mit ein.

Der Text scheint auf den ersten Blick sofort verständlich: Dem Menschen, der Not leidet, sollen wir helfen. Wortlos tut der Samariter das Notwendige!

Der Evangelist stellt seine Leserinnen und Leser auf eine einsame, 27 Kilometer lange Straße. Diese führt von Jerusalem nach Jericho hinab und windet sich zwischen Felsen in die Tiefe. Dort war ein Mann überfallen worden; ihm wurden nicht nur seine Habe und seine Kleider geraubt, sondern er wurde misshandelt und halbtot liegen gelassen.

Nacheinander erscheinen zwei Personen, die ein (gleicher) Zufall an diese Stelle führt. Beide gehören der offiziellen religiösen Kultwelt des Judentums an. Zunächst kommt ein Priester vorbei. Er hat seinen Dienst getan und ist auf dem Heimweg. Möglicherweise hält er den

Überfallenen für tot oder er befürchtet, dieser könne unter seinen Händen sterben. Jedenfalls entschließt er sich, an dem Schwerverletzten vorüberzugehen. Parallel dazu schildert die Erzählung das Verhalten des folgenden Leviten. Sind Priester und Levit der Meinung, sie haben sich richtig verhalten? Darüber gibt der Text keine Auskunft.

Es kommt ein Dritter. Aber die Erwartung der Leserinnen und Leser wird zunächst enttäuscht; es kommt kein jüdischer Laie, wie die bisherige Abfolge der auftretenden Personen vermuten lässt. Es kommt ein Samariter! Möglicherweise öffnet Lukas hier ein Fenster und gibt einen Blick auf die Probleme seiner Gemeinde (um 90 n. Chr.) frei. Diese hat sich in der hellenistischen Welt etabliert. Sie ist multikulturell geprägt. Vielleicht möchte Lukas mit dem Auftritt des Samariters seiner Gemeinde auch sagen: „Es kommt nicht darauf an, aus welchen Ländern und Religionen ihr herkommt, sondern dass ihr in der Nachfolge Jesu lebt. Und wie konkret Nachfolge aussieht, könnt ihr am Beispiel des Samariters ablesen.“ Denn im Kontrast zu den zwei Zeugen der Unbarmherzigkeit wird nun das entschlossene Handeln Samariters ausführlich vorgestellt. Ohne Rücksicht auf die tiefe Feindschaft zwischen Juden und Samaritern tritt er an den niedergeschlagenen Mann heran und wird von Mitleid ergriffen. Schwindet angesichts der Verletzungen und der Hilfsbedürftigkeit des Beraubten der Hass zwischen ihnen? Werden die Schranken des Kultes, der Nation und der Partei gegenstandslos? Jedenfalls tut der Samariter das, was die eigenen Landsleute unterlassen haben: Er unterstützt den Überfallenen mit seinem Besitz (Reittier, Geld) und mit seiner Beziehung zum Wirt.

Was heißt Nachfolge?

An die Beispielerzählung hat der Evangelist ein kurzes *Schulgespräch* angefügt. Dieses enthält die Schlussfolgerung, entsprechend dem Samariter zu handeln. Hier bezieht Jesus den Fragesteller auffallend in die Problemlösung mit ein. Er fordert ihn zur Stellungnahme heraus. Kommt es zu einem inneren Einverständnis der beiden?

Der Auftrag: *Gehe und tue gleichermaßen* bezeugt, dass sich die Hauptregel des Gesetzes im konkreten Handeln erweisen muss. Gottesliebe und Nächstenliebe gehören zusammen. Dies gilt auch für die Leserinnen und Leser der Perikope.

Dialog mit dem Text

Die Erzählung vom barmherzigen Samariter ist leicht zugänglich. Nicht ohne Grund hat sich diese „Parabel“ durch die Jahrhunderte hin als eine der bekanntesten Geschichten erwiesen. Dies belegt auch der künstlerische Umgang mit ihr. In der christlichen Kunst ist das Thema des „barmherzigen Samariters“ unter verschiedenen Gesichtspunkten immer wieder behandelt worden. Die älteste erhaltene Darstellung des Gleichnisses ist im Codex Rossanensis aus dem 6. Jahrhundert überliefert. Entsprechend der Auslegung der frühen Kirchenväter findet sich dort ein christologisches Verständnis, das Christus als den barmherzigen Samariter darstellt.

Ab dem 16. Jahrhundert wird die Geschichte vom barmherzigen Samariter neu aufgegriffen. Nun wird besonders die ethische Perspektive der helfenden Liebe dargestellt. Häufig steht der Samariter im Vordergrund, der sich um den Verletzten kümmert. Im Hintergrund gehen Priester und Levit vorbei.

Auch VINCENT VAN GOGH (1853-1890) beschäftigt sich mit jener Szene, wo der Samariter den Niedergeschlagenen vorsichtig auf sein Lasttier (Pferd) hebt. Vielleicht ist es die Frage nach einem barmherzigen Menschen, die er in diesem Bild stellt. Zentrum des Bildes ist der Samariter, der einen Verwundeten mit großer Anstrengung auf sein Reittier stemmt. Das Tier steht ruhig. Der Verletzte scheint keine Energie mehr zu haben. Er ist ganz auf seinen Retter angewiesen und dieser muss all seine Kraft aufbringen. Die Szene ist farblich hell und warm gefasst. Neben dieser zentralen Szene erkennt man einen Weg, auf dem zwei Personen gehen. Beide haben der Bildszene den Rücken zugewandt. Ihr Weg führt in das Dunkel des Bildes.

Denkanstöße

- *Theorie und Praxis:* Oft wissen die Menschen recht gut, was Gottes- und Nächstenliebe heißt. Sie können es gut erklären. Aber dann, in konkreten Situationen, fehlen der Mut und die Kraft dieses Wissen auch in die Tat umzusetzen. Wer ist mein Nächster? Wie kann ich ihm helfen? Wem bin ich Nächster?
- ... *wie dich selbst:* „Deinen Nächsten sollst du lieben wie dich selbst“, zitiert der Schriftgelehrte im Text. Und im nachfolgenden Gleichnis wird der erste Teil dieses Satzes im Handeln des Samariters erklärt. Dadurch hören wir den zweiten Teil häufig nicht mehr. Wie geht das aber, sich selbst zu lieben? Wann habe ich mir zuletzt etwas Gutes getan? Achte ich darauf, dass ich meine Energien und Kräfte nicht verschleudere? Wann habe ich mir Erholung und Zeit gegönnt?
- *Im Innersten berührt sein:* Vielleicht zeigt das Handeln des Samariters, der ängstliches Festhalten an überlieferten Traditionen überwindet, einen Weg, sich auf die Nachfolge Jesu einzulassen. Manchmal stehen dabei auch Normen und Gesetze auf dem Prüfstand. Gesetze, die nur oberflächlich Sicherheit vorgaukeln, die das Innere jedoch nicht berühren!
- *Nachfolgen:* Nachfolgen bedeutet immer wieder neu nach Gott zu suchen. Das versuchen die Religionen oft auf unterschiedlichen Wegen. Und häufig wird dieser Prozess beim jeweils anderen nicht akzeptiert. Für Jesus war das anders. Er verweist auf die Schriften und findet im Doppelgebot, Gott und den Nächsten zu lieben, den Maßstab für alles Handeln! Der Reichtum des Alten Testaments, der sich im Liebesgebot spiegelt, darf nicht als Barriere zwischen den Religionen und Menschen stehen!

Lesehinweise

BAUDLER, GEORG, Jesus im Spiegel seiner Gleichnisse. Das erzählerische Lebenswerk Jesu – ein Zugang zum Glauben, Stuttgart – München 1986

KUDER, ULRICH, Zündstoffe. Die Gleichnisse Jesu.

Keine frommen Geschichten, Freiburg i. Br. 1988

THEIS, JOACHIM, Verstehen von Bibeltexten, in:
THOMAS SCHREIJÄCK (Hrsg.), Christwerden im
Kulturwandel. Analysen, Themen und Optionen für
Religionspädagogik und Praktische Theologie, Frei-
burg i. Br. – Basel – Wien 2001, S. 609-622

THEIS, JOACHIM, Biblische Texte verstehen lernen.

Eine bibeldidaktische Studie mit einer empirischen
Untersuchung zum Gleichnis vom barmherzigen
Samariter, Stuttgart – Berlin – Köln 2003

71 Fünf Brote und zwei Fische

Mk 6,30-44

Entdeckungen am Text

Es sind die besonderen Tage, an denen Menschen Geschenke bekommen. Da sind zuerst die Fest- und Geburtstage. Es gibt aber auch Tage, die man erst in der Rückschau als besondere Tage, an denen man außergewöhnliche Geschenke erhalten hat, erkennt. Vielleicht hat Markus aufgrund einer solchen Erfahrung diese Erzählung über die wunderbare Speisung überliefert. Sie handelt nämlich von einem *Geschenkwunder!*

Markus beginnt mit der Geschichte von der Rückkehr der Apostel zu Jesus. Alle zur gleichen Zeit? Dem Anschein nach war die Jesusbewegung auf dem Höhepunkt ihrer Wirksamkeit. Vermutlich hat der Evangelist Ereignisse, die typisch für die junge Kirche waren, in die Zeit Jesu zurückverlegt. Vielleicht wollte er zeigen, dass die Tätigkeit der Apostel in den frühen christlichen Gemeinden ihre Wurzeln in der Geschichte Jesu hat. Wollte er ihnen Mut machen? Offenbar, so erzählt Markus, geht es bei Jesus zu wie in einem Bienenstock. Es geschieht eine Menge: Die Jünger kommen, sie berichten von ihren Erlebnissen, ihrem Tun und ihrer Lehre.

Es liegt in der Logik der Erzählung, dass Jesus in dieser Situation das Bedürfnis nach Ruhe und Distanz hat, zumal er noch nicht einmal die nötige Zeit zum Essen findet. *Kommt mit an einen einsamen Ort, wo wir alleine sind*, fordert er seine Jünger nun auf. Aber auch das Boot, mit dem sie zu einem einsamen Ort fahren möchten, rettet sie nicht vor der Volksmenge. Ist das Bedürfnis nach Jesus und seiner Lehre so groß, dass die Menschen ihn immer und überall

suchen? Markus gestaltet die Szene als Volksauflauf – vielleicht um das nun folgende Geschenkwunder vorzubereiten. Er erzählt nicht, wie die Menschen auf Jesus aufmerksam wurden und woher sie wussten, wo sie Jesus finden konnten. Er stellt bloß fest, dass Jesus angesichts der Bedürftigkeit der herbeiströmenden Menge nichts übrig bleibt als sie zu lehren. Vermutlich hat Markus diese Bühne ganz bewusst geschaffen, um das nun folgende Speisungswunder zu erzählen. Es ja typisch für ihn, Jesus als den Lehrer zu kennzeichnen.

Die Speisungsgeschichte ist durchwirkt von vielen Anspielungen und Motiven, die Markus oder seine Vorlage aus der hebräischen Heiligen Schrift kennen. Möglicherweise denkt er an die wunderbare Hilfe in der Wüste, als Gott das Volk Israel durch die Mannaspende rettete (vgl. Ex 16 34). Der Text erinnert auch an die alttestamentlichen Speisungswunder (1 Kön 17,8-16 41 ; 2 Kön 4,1-7; Ex 12,3,4 30). Aber auch das Bild von der hirtlosen Herde (Ez 34,5; 1 Kön 22,17) entsteht dort, wo Jesus aus dem Boot steigt und die Volksmenge wahrnimmt. Ähnlich wird erzählt, dass Mose mit der Regelung seiner Nachfolge als Führer des Volkes dafür gesorgt hatte, dass *die Gemeinde Gottes nicht Schafen gleicht, die keinen Hirten haben* (Num 27,17). Möchte Markus Jesus als den neuen Mose vorstellen, dessen Hirtentätigkeit darin liegt zu lehren? Beginnt mit der Jesusbewegung ein neuer Auszug ins gelobte Land? Der Evangelist vermittelt den Eindruck: Jesus ist der Hirte. Er führt sein Volk und die Apostel sind seine Helfer. Sie sind von ihm beauftragt! Geht die Lehre so weit, dass sogar die Hauptessenszeit vernachlässigt wird? Die Jünger

denken in diesem Fall ganz praktisch: Sie weisen Jesus darauf hin, dass für die Menschen nun Zeit zum Essen ist; sie sollten jedenfalls die Möglichkeit haben sich um ihre Mahlzeit zu kümmern. Das Interesse des Erzählers liegt darin, das nun folgende Geschehen anzubahnen. Dabei stellt er die handelnden Jünger in die Mitte des Geschehens. Jesus beauftragt sie, der Menge Essen zu geben. Doch um Proviant zu kaufen, haben sie nicht genügend Geld. Auch müssen sie feststellen, dass nur fünf Brote und zwei Fische da sind. Das ist so wenig, dass nicht einmal die Jünger davon satt würden.

Nun übernimmt Jesus die Initiative. Auf seinen Befehl hin werden die Menschen gebeten sich in Gruppen zu lagern. Dieser Vorgang erinnert an die Familien- und Lagerordnung des Volkes Israel aus der Zeit des Wüstenzuges (vgl. Ex 18,21.25). Statt jetzt zu erzählen, wie Jesus das Wunder wirkt, beschreibt der Evangelist ein Mahl: Jesus eröffnet – wie es beim jüdischen Gemeinschaftessen üblich war – als Hausvater das Essen. Er betet zu Gott und vollzieht die dazugehörigen Gesten. Alle bekommen nun von dem Brot und den Fischen, die Jesus austeilen lässt! Und alle werden satt! Der Erzähler will deutlich machen, welche Fülle mit Jesus gekommen ist. Deshalb lässt er die Jünger nach dem Mahl sogar zwölf Körbe mit Resten einsammeln. Bestätigt sich darin der Erfolg des Handelns Jesu? Für den Evangelisten ist klar: Jesus schenkt den Menschen nicht nur seine Verkündigung und ernährt die Bedürftigkeit der Seele, er kümmert sich ebenso auch um das leibliche Wohlergehen und die Bedürftigkeit des Körpers. Beleg dafür sind die *fünftausend Menschen!* In dieser Geschichte lässt Markus offen, ob die Jünger die Wirklichkeit Jesu erkannt haben. War ihnen bewusst, mit wem sie zusammen waren? Oder sind ihnen die Begegnungen mit Jesus erst in der Rückschau als Wunder, als Geschenk erschienen?

Dialog mit dem Text

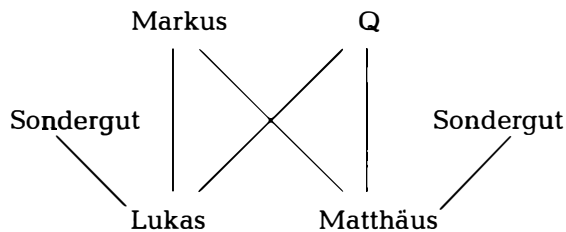
Hat Jesu wirklich solche Wunder gewirkt? Wie weit lassen sich die Überlieferungen zurück-

verfolgen? Führt ein Weg von den erzählten Wundergeschichten zu dem historischen Jesus? Eine Fülle von Fragen, die die Wundererzählungen aufwerfen. Diese hatten schon eine längere Überlieferungsgeschichte hinter sich. Erst danach wurden sie von den Evangelisten aufgeschrieben. Keine zeitgenössische Chronik und keine Inschrift berichten von den Wunderheilungen. Nur die Evangelien überliefern diese Geschichten.

Betrachtet man die vier Evangelien nebeneinander und vergleicht die Texte, so kann man viele Übereinstimmungen insbesondere bei Markus, Matthäus und Lukas (sie heißen deshalb synoptische Evangelien), aber auch Unterschiede feststellen. Wahrscheinlich hatte jeder der Evangelisten eine eigene Theologie, die er in seinem Buch und seiner Konzeption zum Ausdruck bringen wollte. Dabei unterscheidet sich das Johannesevangelium am deutlichsten von den drei anderen Evangelien. Die biblische Wissenschaft nimmt allgemein an, dass das Markusevangelium die älteste Schrift ist und dass sie von Matthäus und Lukas als Vorlage benutzt wurde. Dies bedeutet, wenn bei diesen drei Evangelien eine Überlieferung gemeinsam vorkommt, hat wahrscheinlich der Text bei Markus seine relativ ältere Form bewahrt. Die Änderungen, die Lukas oder Matthäus vorgenommen haben, geben dann gute Hinweise auf ihre Theologie und ihre Aussageabsicht. Der Vergleich dieser drei Evangelien untereinander zeigt ein zweites: Auch Lukas und Matthäus haben weitere Übereinstimmungen. Sie kennen Geschichten von Jesus, die Markus nicht aufgeschrieben hat. Offensichtlich haben sie eine weitere Quelle benutzt! Die Rekonstruktion dieser Schrift (sie wird *Logienquelle* oder *Q* genannt) ist sehr schwierig. Außerdem haben Lukas und Matthäus unterschiedliche Geschichten (*Sondergut*) gekannt und in ihren Texten überliefert, deren Ursprung kaum noch zu ergründen ist. Ob es mündliches oder schriftliches Traditionsgut war, lässt sich heute (noch) nicht ermitteln. Vielleicht liegt hinter den einzelnen Quellen eine Periode, in der die ersten Geschichten schriftlich fixiert wurden; wahrscheinlich wurden diese Erzählung

aber vorwiegend mündlich tradiert. Das vorliegende Material gliedert sich also vor allem in vier Hauptschichten: Markus, Q, matthäisches und lukanisches Sondergut.

DIE VORLAGEN DER EVANGELIEN



Wenn die Evangelisten eine Geschichte von Jesus erzählen, so spiegelt sich darin auf jeden Fall der nachösterliche Glaube der Jünger und der beginnenden Kirche. Dies trifft sowohl auf die so genannten Naturwunder – dazu gehört das zuvor besprochene Geschenk wunder – als auch auf die Heilungswunder zu. Die Evangelisten sind es, die diese „idealen Szenen“ aufgeschrieben haben. Möglicherweise enthalten diese Erzählungen einige Züge, die kaum erfunden sein können. Bedeutet dies, dass sich alles so abgespielt hat? Man darf diese Geschichten nicht mit der historischen Brille lesen, denn Wundergeschichten sind keine Dokumentationen. Im Vordergrund steht ihre Verkündigungsabsicht. Möglicherweise haben sich diese Geschichten aufgrund des Eindrucks, den das Wirken Jesu hinterlassen hat, und aufgrund der Erfahrungen der ersten Christen gebildet. Und vielleicht ist das, was zur Zeit Jesu geschah, erst in der (glaubenden) Rückschau mit der Erfahrung von Jesu Auferstehung in seiner wirklichen Fülle zu erkennen.

Was sich wirklich ereignet hat, lässt sich vermutlich nicht mehr feststellen. So ist gerade das Speisungswunder von der Auslegung und Deutung durch die Evangelisten (christliches Abendmahl) und von biblischen Bildern (Hirtenmotiv, Mannaspende) geprägt. Die Geschichte von der wunderbaren Speisung befindet sich in allen vier Evangelien (vgl. Mk 6,30-44; 8,1-10; Mt 14,13-21; Lk 9,10-17; Joh 6,1-15). In allen Texten sind Geschehen und Interpretation eng

miteinander verwoben. Und wie der gewebte Teppich nur im Zusammenspiel der verwobenen Fäden seine Bedeutung bekommt, so können die in den Evangelien erzählten Wunder nur in ihrer Entfaltung und vorliegenden Gestalt Sinn erhalten. Vielleicht kann eine kleine Geschichte von WOLFDIETRICH SCHNURRE helfen verstehen zu lernen, welche Bedeutung Wunder haben:

„Und was ist mit den Wundern?“
 Vater lief erst ein paar Mal im Nachthemd im Zimmer herum und rieb sich fröstelnd die Oberarme dabei. Dann blieb er dicht vor mir stehen. „Liebst du die Menschen?“ Er schien die Luft anzuhalten; man hörte auf einmal seinen Atem nicht mehr.
 „Hör mal“, sagte ich, „wo wir so viel nette kennen.“ „Also.“ Vater atmete aus und stieg wieder ins Bett – „Was heißt ‚also‘?“, fragte ich. „Also“ heißt, dann kannst du auch Wunder vollbringen.“
 Ich hatte auf einmal Herzklopfen bekommen. „Du meinst, Wunder kriegt jeder fertig?“ „Jeder, der liebt“, verbesserte Vater und boxte sich sein Kissen zurecht“ (SCHNURRE S. 206).

Denkanstöße

- *Lehren:* Menschen müssen (immer wieder neu) lernen, zum Leben „Ja“ zu sagen. Und sie müssen wissen, wie man die Dinge, die hinter dem Vordergründigen und Handhabbaren liegen, erkennen und sehen lernen kann. Das sieht natürlich bei Kindern anders aus als bei Erwachsenen. Dazu brauchen aber alle Lehrerinnen und Lehrer! Lehrende, die helfen, Lebenszuversicht zu entwickeln.
- *Essen:* Dass der Mensch Nahrung und Kleidung zum Leben braucht, ist selbstverständlich. Aber nicht nur der Körper, sondern das Leben im umfassenden Sinn braucht Nährstoffe. Doch unser Gesellschafts- und Wirtschaftssystem kümmert sich fast ausschließlich nur um materielle Güter. Woher bekommen wir aber die Nahrung für unsere „Seelen“? Wodurch wird die Sehnsucht nach einem guten und gelückten Leben gesättigt?

- *Austeilen*: Vielleicht gibt es auch in unserem Leben Menschen, welche uns wie die Jünger „Brot und Fisch“ geben; Menschen, die unserem Leben Nahrung geben. Manchmal fehlt uns nur eines: Die Augen müssten uns aufgehen – wie den Emmausjüngern – damit wir das Geschenk, das Wunder wahrnehmen. Und möglicherweise könnten wir dann auch dort die Gegenwart Jesu erkennen.

Lesehinweise

- BROER, INGO, Einleitung in das Neue Testament, Ergänzungsband 2/I (Die neue Echterbibel), Würzburg 1998
- DREWERMANN, EUGEN, Tiefenpsychologie und Exegese. Wunder, Visionen, Weissagung, Apokalypse, Geschichte, Gleichnis, Band 2, Olten – Freiburg i. Br. 1986
- KATHOLISCHES BIBELWERK (Hrsg.), Die Logienquelle. Ein frühes Dokument über Jesus, in: Bibel und Kirche 54 (1999/2), S. 53-91
- SCHNURRE, WOLFDIETRICH, Der Schattenfotograf. Aufzeichnungen, München 1978

72 Jesus kommt über das Wasser

Mk 6,45-52

Entdeckungen am Text

Mobil zu sein heißt heute wenig Zeit haben. Kaum ist das Flugzeug gestartet, soll die Landung eingeleitet werden. Eine Flucht vor der Langsamkeit. Mit dem Auto losfahren heißt ans Ankommen denken. Jede Minute zählt. Neidvoll blickt man auf die Zeit zurück, als beispielsweise Menschen mehrere Tage brauchten, um ihr Reiseziel zu erreichen. Mit dem Verschwinden der Heimat am Horizont konnten sie Abschied nehmen und hatten die Möglichkeit zu verstehen, was geschieht. Die eine Welt blieb zurück und nach geraumer Zeit tauchte allmählich die neue Welt auf. Langsame Annäherung an das Neue, Erwachen der Neugier und Vorfreude. In der Welt von heute ist dafür kein Platz. Keine Zeit, die alte Welt loszulassen, keine Zeit, das Neue zu begrüßen. Wer ankommt, ist oft mental noch nicht weiter als am Ende der Startbahn. Man sieht viel und begreift wenig – vielleicht gewinnt man von hier aus eine Perspektive die Erzählung zu lesen. Vielleicht findet man aus diesem Zugang einen anderen Blick. Eine neue Welt bricht an und eine neue Zeit beginnt. Es bleibt keine Möglichkeit Abschied zu nehmen; man ist unvorbereitet. Das müssen die Jünger erst einmal verarbeiten. So ist es nicht verwunderlich, dass die erste Reaktion darauf Erschrecken ist. Die

Jünger sehen und hören viel – sie begreifen wenig! Möglicherweise wird diese Erfahrung in der vorliegenden Legende verarbeitet. Wir erfahren die Geschichte so, als ob wir am Rande des Sees Gennesaret stünden und das Geschehen beobachteten. Eine kleine Gruppe von Fischern ist mit dem Boot auf dem Weg nach Betsaida. Es ist noch dunkel; kurz vor Sonnenaufgang. Der See ist unruhig! Droht ein Unwetter? Wir sehen förmlich die drohenden Wolken am Horizont – eine alltägliche Situation. Plötzlich erschrecken die Bootsleute! Sind sie von der Anstrengung des Ruderns müde und abgekämpft? Haben sie sich überfordert? Sehen sie schon Gespenster? Auf jeden Fall – so Markus – ist ihre Angst berechtigt. Denn gegen alle Vorstellungen, gegen alle menschliche Realität erleben sie Jesus mitten im See. Sie hören sogar seine Stimme, die ihnen Mut zuspricht. Mit ihm hatten sie nicht gerechnet! Wie kann das geschehen? Beherrscht Jesus sogar Naturkräfte, wie es von Gott in der Heiligen Schrift erzählt wird? Keiner der Bootsinsassen stellt eine Frage. Undramatisch steigt Jesus ins Boot – so als wäre es das Normalste auf der Welt. Das Unwetter zieht sogleich ab! Und die Jünger? Sie sind verwirrt. Das kann man auch gut verstehen, sind doch die Verstehensgrenzen gesprengt. Widerspricht ein solches

Erlebnis nicht all ihren Erfahrungen? Muss man sich nicht – mit menschlichen Maßstäben gemessen – vor der Allmacht Jesu fürchten? Vielleicht liegt in der so lapidar berichteten Aussage Jesu der Schlüssel zum Verstehen: *Habt Mut, fürchtet euch nicht!* Jesus zeigt durch seine Worte und sein Handeln – er steigt zu den Jüngern ins Boot –, dass sie keine Angst vor dem Neuen haben müssen. Das Motto seiner Jünger heißt: Mut zum Neuen!

Für Markus ist mit Jesus eine neue Zeit angebrochen. Sie kommt. Keine Naturkräfte können sie begrenzen. Natürlich ist ein solches Ereignis für die Menschen zuerst einmal erschreckend und beängstigend. Sie brauchen Zeit zum Abschiednehmen. Sie brauchen Zeit, die neue Welt zu begrüßen.

Dialog mit dem Text

ERNST ALT hat das Thema der Jünger im Boot in seinem Bild „Um die vierte Nachtwache“ künstlerisch verarbeitet:



Ernst Alt, Um die vierte Nachtwache, 48 x 66 cm, 1973

Die Jünger sitzen im Boot und wollen ans andere Ufer. Es war nach der Brotvermehrung. Man war satt, hatte ein Fest erlebt und große Zeichen gesehen. Doch die hochgestimmte Innenwelt der Jünger fand nicht die Antwort, die sie wollte. Sie erlebten heftigen Gegenwind! Vielleicht hofften sie auf Beruhigung und auf den nächsten Morgen. Da aber nehmen die Jünger etwas „Ungeföhres“, nicht zu Erkennendes in der Dunkelheit wahr und schreien entsetzt auf! Womöglich ist schon die Mitte des Sees erreicht. Die wilden Fluten bedrohen das Boot, in dem die Jünger sich aufhalten. Einer der Jünger (Petrus?) scheint den Ton, die Stimme aus der Nacht zu hören. Er legt seine Hand hinter sein Ohr, um die Stimme besser wahrnehmen zu können. Möchte er aus dem Boot aussteigen? Wird er ertrinken? Einer der Männer im Boot versucht ihn zurückzuhalten.

Das ist die Situation im Bild.

Fünf weitere Männer sind zu sehen. Im Hintergrund ist der Beter zu erkennen. Er verschließt seine Augen und verschränkt seine Hände.

Sucht er die Adresse für seine Angst? Vor ihm

sitzt „der Aufgeklärte“. Seine Geste bringt zum Ausdruck, dass er die Situation für verrückt hält. Gespenster und Dunkelmänner, die Hoffnung geben, gibt es für ihn nicht! Vielleicht warnt er die anderen.

Neben ihm ein tief erschreckter Mensch. Sein Gesicht ist erstarrt. Wie gelähmt blickt er in die Richtung, aus der die Stimme zu kommen scheint. Der Ängstliche vor ihm verdeckt mit den Händen sein Gesicht. Zusammengekauert quetscht er sich in eine Ecke des

Bootes und geht in Deckung. Und da der Skeptiker von Anbeginn. Möglicherweise ist für ihn die Sicherheit im Boot wichtiger. Sie ist da! Aber die Stimme aus der Nacht – wer weiß?

Denkanstöße

- *Sturm und Unwetter*: Offenbar gehören „Unwetter“ – Not- und Bedrängnissituationen – zu unserem Leben. So allgemein gültig diese Feststellung ist, erlebt doch jeder Mensch seine persönlichen Krisen. Sie hängen mit unseren individuellen Lebensbedingungen, mit unseren Anlagen und unserer Umwelt zusammen; sie haben ihre Entwicklungsgeschichten. Manchmal ist uns das überhaupt nicht bewusst. Bisweilen wenden wir viel Energie darauf, unseren Krisen auszuweichen und sie zu vermeiden. Dazu entwickeln wir viele Techniken und Methoden um sie zu betäuben oder zu überspielen und zu leugnen. Solche Reaktionen lassen uns stagnieren; sie hemmen unsere Weiterentwicklung. Wer aber bereit ist sich mit seinen Krisen auseinander zu setzen, wird nicht allein gelassen: Jesus steigt zu ihm in das Boot! Diese Zuversicht hält der biblische Text bereit.
- *Angst haben*: Wer kennt nicht die Angst vor zu enger Bindung und die Angst vor dem Verlassenwerden? Viele haben schon die Angst vor dem Ungewissen, aber auch die Angst vor dem Endgültigen durchlebt. Angst

gehört unvermeidlich zu unserem Leben. Sie begleitet die Menschen von der Geburt bis zum Tod. Daher ist unser ganzes Leben auch dadurch geprägt, Angst zu bewältigen, zu vermindern oder zu überwinden. Magie, Religion und Wissenschaft haben sich darum bemüht. Doch es bleibt eine Illusion – eine Utopie zu glauben, ein Leben ohne Angst leben zu können; sie gehört zu uns. Vielleicht ist sie eine Spiegelung unserer Abhängigkeiten und des Wissens um unsere Sterblichkeit. Menschen haben nur die Möglichkeit, Gegenkräfte gegen sie zu entwickeln: Mut, Vertrauen, Erkenntnis, Hoffnung, Glaube und Liebe. Möglicherweise können diese Kräfte helfen Angst anzunehmen und sie immer wieder neu zu besiegen.

Vielleicht zeigt die Legende vom Gang Jesu über das Wasser auch, dass es keine Angstfreiheit gibt. Illusorische Erwartungen an den Glauben kann Jesus nicht versprechen! Aber er fordert auf Mut zu haben; es gibt die Hoffnung und das Vertrauen in das Leben!

Lesehinweise

- LANGER, WOLFGANG, Übers Wasser gehen, in: MILLER, GABRIELE/NIEHL, FRANZ W. (Hrsg.), Von Batscha – und andere Geschichten. Biblische Texte spannend ausgelegt, München 1996, S. 238-247
- RIEMANN, FRITZ, Grundformen der Angst. Eine tiefenpsychologische Studie. Mit einer Kurzbiografie von Ruth Riemann, Basel – München 1999

73 Jesus segnet die Kinder

Mk 10,13-16

Entdeckungen am Text

Es gibt eine Urangst von Menschen, dass sie verletzt, missbraucht und abgeschoben werden. Vielleicht ist diese Angst darin begründet, dass in der Welt der Erwachsenen das Kleine und Schwache oft übersehen wird und das Gesetz des Stärkeren zählt. Und dies nicht nur in der heutigen Gesellschaft! Schon in den ersten christlichen Gemeinden gab es dieses Problem. Darauf

geht Markus in seinem zehnten Kapitel ein. Anlass, es aufzuschreiben, sind Fragen, die das Leben in der Gemeinde betreffen. Im Gespräch zwischen Jesus und verschiedenen Fragestellern werden Streitpunkte und Schwierigkeiten, die dort diskutiert werden und im Interesse stehen, besprochen. Konkret spricht Markus Ehe, Besitz und Rangordnung an. Auch beschäftigt er sich mit der Frage, wie man mit Menschen, die am Rand der Gesellschaft leben, umgehen soll. Offensicht-

lich war es dem Evangelisten wichtig, seine Gemeinde auf diese Probleme hinzuweisen. An mehreren Stellen in seinem Evangelium macht er auf die Bedeutung der Kleinen und Schwachen und ihre Rolle in der christlichen Gemeinde aufmerksam (vgl. Mk 9,35ff.; 10,43ff.; S. 411ff.). Er berichtet davon, dass Jesus anders mit diesen Menschen umgegangen ist. Lukas in der Feldrede und Matthäus in der Bergpredigt fassen thesenartig die Auffassung von Jesus zusammen. Markus geht einen anderen Weg: Er erzählt Geschichten. So zeigt er in der anschaulichen Szene über die Kinder das Verhalten von Jesus auf.

Für den Evangelisten ist die Aufnahme dieser Kinder ein Beispiel für den Umgang mit den so genannten Kleinen und Geringen. Schon zuvor hat er überliefert, wie Jesus seinen Jüngern sagte, dass nur der eigentlich der Größte sei, der Letzter und Diener aller ist (Mk 9,35). Nun zeigt er, wie Jesus sich mit den Kindern identifiziert und solidarisch erklärt. Der Evangelist gibt hier ein Stück Gemeindeordnung wieder: Die Aufnahme der Kinder, deren Stellung in der hellenistischen Gesellschaft sehr gering war, geschieht im Namen Jesu, d. h. in seinem Auftrag und um seineswillen.

Wie in den Wundergeschichten erzählt die Einleitung, dass unbenannte Personen (hier: Kinder) zu Jesus gebracht werden, damit er sie berühre. Anders als in den Heilungsgeschichten geht es nun um einen „Segen“, den Jesus den Kindern spenden soll.

Die Jünger weisen jedoch die Kinder ab. Das zeigt, wie wenig sie Jesus verstehen. Sind sie noch nicht fähig in die Jesusnachfolge einzutreten? Möglicherweise gab es einen konkreten Anlass, vielleicht einen Konflikt, und vielleicht repräsentieren die Jünger die (ur-)kirchlichen Amtsträger. Soll diesen vor Augen geführt werden, dass sie sich am Beispiel Jesu orientieren sollen?

Jedenfalls stellt Markus den Unwillen Jesu heraus: *Als Jesus das sah, wurde er zornig.* Er fordert die Jünger energisch auf, die Kinder zu ihm kommen zu lassen.

Wenn gerade den Kindern das Reich Gottes verheißen wird, so wird damit keine bestimmte

Eigenschaft der Kinder hervorgehoben, etwa Einfachheit oder Unschuld. Die Aussage lautet vielmehr: Gott wendet sich auch denen zu, die sich noch keine Verdienste verschafft haben. Jesus wendet sich gegen ein Leistungs- und Verdienstdenken, das den Anbruch der Gottesherrschaft davon abhängig macht, dass Gebote und Vorschriften erfüllt werden.

Mit dem Amen-Wort ergänzt Markus den Text. Es geht nun nicht mehr nur um das Verhältnis zu den Kindern, sondern um die gesamte Gemeinde. Was bedeutet es, einem Kind ähnlich zu werden? Die Forderung meint, die Gottesherrschaft als ein Geschenk anzunehmen, sich mit der ganzen Existenz auf sie einzustellen, klein zu werden vor Gott und das Über-andere-herrschen-Wollen beiseite zu legen. Vielleicht ist der Appell, wie Kinder zu werden, die kürzeste Ausdrucksweise für die Forderung, auf Ansehen, Macht, Reichtum und Sicherheit zu verzichten.

Und vermutlich macht Markus auch darauf aufmerksam, dass der Mensch nach dem Prinzip der Umkehrung aller Dinge leben soll (vgl. Mk 9,33-37; 10,35ff.). Denn er geht davon aus, dass das Reich Gottes schon in der Gegenwart eine Größe ist, die man mitten in seinem Leben erfahren kann – so wie die Kinder, von denen er erzählt. Die Abschlusszene macht das sehr deutlich: *Dann breitete er seine Hände über sie aus und segnete sie.*

Dialog mit dem Text

Im 19. Jahrhundert gab es eine religiöse Mode: die Produktion von so genannten Gebrauchs- bzw. Andachtsbildchen. Sie wurden als Merkzeichen in das Gesang- und Gebetbuch gelegt. Ziel war die fromme Erbauung. Meistens griffen sie Motive auf, die dem Gefühl und vor allem der Sentimentalität einen großen Raum geben:

Bedauern	<i>statt</i>	echtem Mitleid,
Niedlichkeit	<i>statt</i>	Besinnung,
Kitsch	<i>statt</i>	Wahrhaftigkeit,
Gefühl	<i>statt</i>	Glaubensbekenntnis.

Einige solcher Motive beschäftigen sich auch mit der Segnung der Kinder. Manchmal wurden sie als Andenken an die erste heilige Kommunion verschenkt. So zeigt ein Kommunionbildchen vermeintlich mustergültige Kinder, denen Jesus die Kommunion reicht. Er steht im Zentrum des Bildchens, das den Betrachter und die Betrachterin bewegen soll: der segnende Heiland! Form, Farbe und Darstellung lassen die deutliche Absicht erkennen den Glauben augenfällig darzustellen. Schon ein erster Blick genügt und der Bildgehalt ist verstanden. Eine persönliche Aneignung des Motivs muss nicht stattfinden. Umrahmt wird das Bild durch einen blühenden Baum, der den Betrachter an das Paradies denken lässt. Jesus trägt ein pastellfarbenes und makellostes Gewand mit Gold besetztem Rand. In seiner linken Hand hält er einen Kelch und teilt mit der anderen die heilige Kommunion aus. Sein gepflegtes Antlitz wendet sich – leicht nach vorne gebeugt – einer Gruppe von Kindern zu. Diese stehen oder knien brav, andächtig und fromm im Sonntagskleid vor dem Heiland. Mit gefalteten Händen und verklärtem Blick erwarten sie den Segen des Erlösers. Vielleicht ist die große Verbreitung der frommen Gebrauchsbildchen auch Ausdruck des Wunsches nach Klarheit und Eindeutigkeit im Glauben. Und vielleicht ist die niedliche Darstellung einer heilen Kinderwelt Projektion einer naiven Illusion.

Denkanstöße

- *Kinder Gottes*: Markus zeigt ein neues Selbstverständnis des Jüngers auf. Er soll sich auf das Reich Gottes einlassen, gleich einem Kind. Wie sieht aber unser Selbstverständnis als Christen heute aus? Worin unterscheiden wir uns? Woran kann man erkennen, dass wir Kinder des Reiches Gottes sind?
- *Klein sein*: Der Evangelist macht darauf aufmerksam, dass das Verhalten dem Mitmenschen gegenüber, egal ob klein oder gering, Ausdruck der Jüngerschaft Jesu ist. Ist das alltägliche Handeln nicht auch heute noch von Machtbewusstsein, Überlegenheit (durch Wissen) und herrschsüchtiges Denken geprägt? Ist uns klar, dass dies Hindernisse auf dem Weg zur Gottesherrschaft sind?
- *Segnen*: Jesus gibt den Menschen Identität. Er fordert sie auf: „Werde, die oder der du bist!“ Dies belegen die Evangelisten (vgl. **74** s. u.; **76** S. 216ff.). Und „Ihr seid zur Freiheit berufen“, heißt es im Galaterbrief (Gal 5,13).

Lesehinweis

GRUBER, SIEGFRIED, Christusbilder. Zwischen Provokation und Tradition, hrsg. vom Religionspädagogischen Seminar der Diözese Regensburg, Regensburg 1997, VI

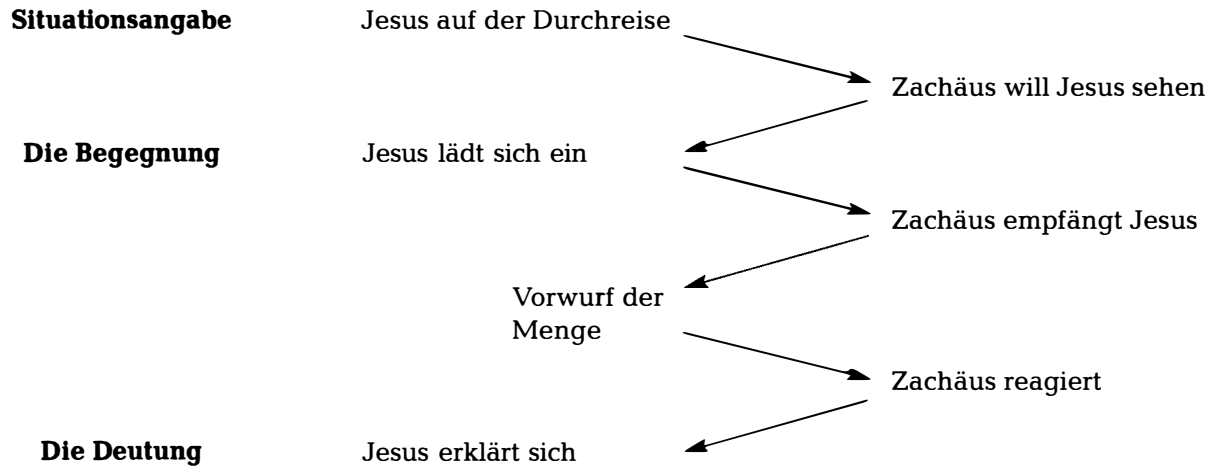
74 Jesus besucht einen Zöllner Lk 19,1-10

Entdeckungen am Text

Es gibt Geschehnisse, die eine überraschende Wendung nehmen und die dadurch eine besondere Bedeutung erhalten. In außerordentlicher

Weise betrifft dies die Geschichte, die Lukas vom Zöllner Zachäus erzählt: Jesus bittet gerade ihn ihm seine Gastfreundschaft zu schenken. Die Perikope lässt sich grafisch darstellen (siehe S. 212):

GLIEDERUNG VON LK 19,1-10



Situationsangabe

Der lukanische Jesus verlässt das idyllische Gebiet um den See Gennesaret. Sein Weg führt nun aus Galiläa hinaus durch das Jordantal nach Jericho. Diese Stadt ist etwa 25 Kilometer von Jerusalem entfernt und eine Oase. Dort spielt die Geschichte. Eigentlich ist sie eine Beispielerzählung, in der eine Begegnung zwischen Jesus und dem Zöllner Zachäus erzählt wird.

Lukas stellt jenen als einen sehr reichen Mann vor. Wahrscheinlich hat er genug von allem, was man sich so kaufen kann. Er ist der oberste Zöllner in der Stadt. Ob er sein Geld dadurch verdient hat, dass er Menschen Steuer abpresst und sich selbst durch Tarifaufschläge bereichert hat, überlässt der Erzähler der Fantasie seiner Leserschaft.

Als Zachäus davon hört, dass Jesus nach Jericho kommt, möchte er ihn gerne sehen. Weil der Evangelist kein Motiv für das Verhalten des Zachäus nennt, haben die Leserinnen und Leser Spielraum für ihre Vorstellungen. War Zachäus vielleicht trotz seines Reichtums innerlich leer und arm? Steckt hinter seinem Bemühen Jesus zu sehen die Sehnsucht nach Zuwendung und Heil? Oder war er nur neugierig?

Lukas lässt vermuten, dass die Menschen außerhalb Galiläas auch schon von Jesus gehört haben:

Als Jesus nämlich in die Stadt kommt, laufen sie zusammen. So viele Leute, dass Zachäus die Sicht versperrt ist. Zudem war er von seiner Figur *sehr klein*. Deshalb steigt er auf einen Maulbeerfeigenbaum um zu schauen.

Die Begegnung

Der Regisseur richtet seine Kamera erneut auf Jesus: Als dieser nun vorbeikommt, sieht er Zachäus an und spricht ihn an: *Zachäus, komm schnell herunter! Denn ich muss heute in deinem Haus zu Gast sein.*

Das Eigenartige an dieser (Selbst-)Einladung ist, dass Jesus Zachäus kennt: Er ruft ihn mit Namen. Lukas erklärt aber nicht, woher Jesus von ihm weiß, ob ihm sein Beruf und Ruf bekannt waren. Ohne zu zögern steigt Zachäus von seinem Baum und öffnet Jesus sein Haus. Wie so oft entwickelt Lukas ein Jesusbild, das durch die Solidarität mit den Verachteten und der im Leben Gestrauchelten gekennzeichnet ist. Auf Jesu Gemeinschaft mit Zöllnern, Prostituierten und Sündern wird mehrmals im Evangelium hingewiesen (vgl. Lk 5,27-29; 7,36-50; 15,1-2). Hier geht es um „Umkehr“ und „Versöhnung“: Jesus gibt den Ausgegrenzten ihre Würde und ihre Selbstachtung wieder. So *muss* Jesus Gast sein, auch und gerade beim Zöllner Zachäus. In

der Begegnung mit Jesus liegt für Lukas eine ungeahnte Möglichkeit sinnvoll zu leben. Vielleicht geschieht in ihr eine unvorhersehbare Verwandlung, so wie bei Zachäus. Wie viel Verwunderung und auch Widerstand das Handeln Jesu auslöst, zeigt der Erzähler in der Reaktion der Leute: Sie sind über das Verhalten von Jesus empört: *Er ist bei einem Sünder eingekehrt.*

Die lukanische Fassung greift in dieser Szene wahrscheinlich ein innergemeindliches Problem auf: Zu den entstehenden Gemeinden gehörten auch die Verachteten, die „Kleinen“, aber auch die gesellschaftlich Ausgestoßenen. Dies dürfte eine Ursache für Vorwürfe und Angriffe gegen die Jesusbewegung gewesen sein. Dagegen rechtfertigt der Evangelist das Verhalten der jungen Gemeinde durch den Hinweis auf das Handeln von Jesus selbst. Aber möglicherweise beschäftigt Lukas auch noch das Problem, wie man in der Gemeinde mit diesen so genannten „Sündern“ umgehen soll. Womöglich hat dies ihn dazu bewogen, die Geschichte vom Zöllner Zachäus aufzuschreiben. Als Antwort greift er auf die Autorität Jesu zurück und akzentuiert so die urchristliche Praxis. Der Evangelist stellt Jesus durchgängig als den „Heiland der Sünder vor“, der die Verlorenen sucht!

Schon im fünften Kapitel erzählte er, wie Jesus selbst gegenüber ähnlichen Vorwürfen reagierte: *Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken. Ich bin gekommen um die Sünder zur Umkehr zu rufen, nicht die Gerechten* (Lk 5,31f.). In der Erzählung von Zachäus muss Jesus sein Verhalten nicht rechtfertigen. Das übernimmt der Zöllner für ihn: Die Hälfte seines Vermögens gibt er den Armen, und was er zu viel eingefordert hat, erstattet er vierfach zurück. Das ist eine ganze Menge Geld!

Die Deutung

Die lukanischen Geschichte von Zachäus, dem Zöllner, erinnert auch an die Gleichnisse (vgl. 68 S. 196f. und 69 S. 198ff.): Hier praktiziert Jesus nun das, was in den Geschichten vom verlorenen und wiedergefundenen Schaf und von der verlorenen und wiedergefundenen Drachme anschau-

lich bildhaft erzählt wurde. Nachdem er Zachäus wiedergefunden hat, ist seine Freude groß: *Heute ist diesem Haus das Heil geschenkt worden.* Diese Zusage gilt nicht nur für Zachäus. Lukas begründet das Handeln Jesu damit, dass er ihn selbst sagen lässt: *Denn der Menschensohn ist gekommen um zu suchen und zu retten, was verloren ist.* Damit verweist der Evangelist auf den Propheten Ezechiel, der im Namen Gottes verkündete: *Die verloren gegangenen Tiere will ich suchen, die vertriebenen zurückbringen, die verletzten verbinden, die schwachen kräftigen, die fetten und starken behüten. Ich will ihr Hirt sein und für sie sorgen, wie es recht ist* (Ez 34,16).

Dialog mit dem Text

Ein beeindruckendes Werk, das Jesu Umgang mit den Menschen künstlerisch verarbeitet, ist ein Bild des Pfarrers und Malers SIEGER KÖDER. Er hat es „Das Mahl mit den Sündern“ genannt. Das 1973 entstandene Bild ist im Speisesaal des Studienkollegs San Pastore bei Rom zu sehen. Es zeigt eine seltsame Gesellschaft, die sich um einen Tisch zum Mahl versammelt hat. Der Maler stellt acht Personen dar. Sieben Menschen sind direkt zu sehen: ein Afrikaner – vielleicht verwundet im Kampf um seine Menschenrechte. Eine vornehme Dame; ein Intellektueller – vielleicht ein (Nach-)Fragender, einer der unbequeme Fragen stellt. Ein Clown; eine alte (blinde?) Frau, eine Dirne und ein jüdischer Rabbi. Sie scheinen auf die achte Person zu blicken. Der achte Platz wird vermutlich vom Gastgeber eingenommen. Von ihm geht eine Lichtflut aus, die die Gesichter der Gäste rund um den Tisch erhellt. Zu sehen sind seine Hände. Sie sind durch die Wundmale als Jesu Hände gekennzeichnet. Und sie teilen das Brot an die Ausgegrenzten und Unbequemen, an die Dahergelaufenen und die Bewegungslosen, an die Resignierten und Zweifelnden aus! – An uns? (Vgl. WIDMANN S. 129)

Denkanstöße

- *Anschauen*: Jesus schaut Zachäus an. Diese einfache Geste drückt Zuwendung und Nähe aus. Jesus schaut nicht weg! – Anschauen heute: Wie werden Menschen darauf reagieren? Werden sie sich darauf einlassen oder ist es ihnen unangenehm?
- *Mit Namen anreden*: Es ist in dieser Geschichte wichtig, dass von Zachäus mit einem Namen erzählt wird. Vor Jesus ist er kein namenloser Zöllner, sondern hat einen Vornamen.
- Manchmal vergisst man einfach Namen. Gerade in Berufen, in denen man vielen Menschen begegnet, gelingt es nicht immer sich alle Namen zu merken. Und manchmal versucht man diese Gedächtnislücke zu überspielen. Ist es aber nicht besser zu sagen, ich habe deinen Namen vergessen? Und meint damit: Mir ist es wichtig, dich mit deinem Namen anzureden! Du bist mir wichtig!
- *Begegnen*: Oft sind es Begegnungen mit Menschen, die mit ihren Geschichten Anstoß zur Veränderung geben und ermutigen, neu nach dem Sinn des Lebens zu fragen. Dazu gehört es „neugierig“ auf Menschen zu sein: ihre Nähe zu suchen, ihre Sehnsucht nach Heimat und Geborgenheit zu teilen. Wo sind unsre Zeiten und Räume einander wirklich zu begegnen? Wo verhindert unser alltägliches miteinander Umgehen, dass wir Menschen begegnen?
- *Umkehren*: Umkehrgeschichten gibt es in unserem Leben immer wieder. Sie werden dort geschrieben, wo wir erkannt haben, dass der eingeschlagene Lebensweg in eine Sackgasse führt. Dann müssen wir uns verändern. Für Außenstehende ist das nicht immer nachvollziehbar. Sie verstehen nicht, warum wir uns verändern wollen, und möchten an dem Bild festhalten, das sie sich von uns gemacht haben. Vielleicht entspricht es auch nicht immer der gesellschaftlichen Erwartung, wann die Wege der Umkehr beginnen und wie sie verlaufen. Was machen wir dann mit dem Gerede der Leute? Wie gehen wir mit ihrer Aufregung um?
- *Teilen*: Zachäus, einer, der auf seinen Reichtum verzichtet, weil er erkennt, worin er den Sinn seines Lebens findet: Er lässt andere daran teilhaben. Das muss nicht immer materiell sein! Das kann in einem Wort, in einem Bemühen und in einem „Anschauen“ zum Ausdruck kommen.

Lesehinweis

WIDMANN, GERTRUD (Hrsg.), Die Bilder der Bibel von Sieger Köder. Erschließende und meditative Texte, Ostfildern 1996

75 Geborgen und sicher

Joh 10,11-14

Entdeckungen am Text

Möchten Sie ein (dummes) Schaf sein? Auf den ersten Blick könnte man den Eindruck gewinnen, als würden die Menschen in diesem Text mit irrenden Schafen verglichen. Ein Schaf hat die Fürsorge nötig und kann allein nicht zurückfinden, wenn es sich verirrt hat. Doch im Text geht es nicht um Schafe, sondern um Jesus, der als Guter Hirte vorgestellt wird. Warum können viele Menschen heute aber mit dem Bild des *Guten Hirten* so wenig anfangen?

Vermutlich liegt es daran, dass das biblische Bild vom Hirten in den letzten Jahrhunderten durch romantische Vorstellungen einer ans Kitschige grenzenden Schäfer-Idylle überlagert wurde. Oder spielt die Tatsache eine Rolle, dass sich die Menschen – emanzipiert und individualisiert – gegen den Vergleich mit Herdentieren wehren? Vielleicht ist beides der Fall. Weil die Hirten unserer Zeit als Verkörperung von Mut und Wehrhaftigkeit nicht mehr taugen, sondern allenfalls mit Ruhe und Beschaulichkeit in Verbindung zu bringen sind, ist die biblische

Bedeutung des Hirten kaum noch zu verstehen. Und weil die Übertragung des Bildes von Hirt und Herde auf menschliche Verhältnisse die Menschen vordergründig in die Rolle von Schafen zwingt, wehren sich viele instinktiv gegen den wenig schmeichelhaften Vergleich. Eventuell lässt sich aber am Bild vom Guten Hirten noch eine andere Seite aufdecken. Um das Bild des Guten Hirten besser verstehen zu können, hilft es den Beruf in der damaligen Zeit zu betrachten.

Große Teile Palästinas, des Landes der Bibel, eignen sich nicht für Ackerbau; deshalb gab und gibt es bis heute neben sesshaften Bauern immer auch Nomaden, die mit ihren Schaf- und Ziegenherden die karge Steppenlandschaft durchziehen. Das Leben der Hirten war oft mit erheblichen Gefahren verbunden: Räuber lauerten den Herden auf, wilde Tiere mussten abgewehrt und Streitigkeiten um Wasser, Brunnen und Weidegründe durchgestanden werden.

Schon die Stammväter Israels – Abraham, Isaak und Jakob – werden als solche Hirten vorgestellt. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass das Bild des Hirten in einer nomadischen Kultur zum Bild des verantwortungsbewussten Herrschers wurde. So nannten z. B. die Sumerer, die Babylonier, die Assyrer und die Griechen zur Zeit Homers ihre Könige auch Hirten. In Israel blieb dieser Ehrenname immer nur Gott vorbehalten. Er wurde als der einzige und wahre Hirt verehrt.

Vielleicht greift der Evangelist auf die Tradition der Hebräischen Schriften zurück, wenn er Jesus als den Guten Hirten bezeichnet. Schon in Psalm 23 wird JAHWE als der Gute Hirte besungen: *Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir fehlen. Er lässt mich lagern auf grünen Auen und führt mich zum Ruheplatz am Wasser. Er stillt mein Verlangen; er leitet mich auf rechten Pfaden, treu seinem Namen. Muss ich auch wandern in finsterner Schlucht, ich fürchte kein Unheil; denn du bist bei mir, dein Stock und dein Stab geben mir Zuversicht. Du deckst mir den Tisch vor den Augen meiner Feinde. Du salbst mein Haupt mit Öl, du füllst mir reichlich den Becher. Lauter Güte und Huld werden mir folgen mein Leben lang und im Haus des Herrn darf ich wohnen für lange Zeit.*

Anscheinend knüpft Johannes an diese uralten Vorstellungen an, wenn er diese Bildworte überliefert und Jesus als den Guten Hirten vorstellt. Möglicherweise hat er Sehnsüchte der Menschen vor Augen, die die Menschen auch heute noch in sich tragen und die vom Guten Hirten repräsentiert werden: Die Sehnsucht nach Verlässlichkeit, nach Ehrlichkeit, nach Zuwendung, nach Geborgenheit und nach Sicherheit. Wahrscheinlich greift Johannes dieses Bildmaterial auf, um damit das besondere Verhältnis von Christus zu seiner Gemeinde zu beschreiben. Die Qualität des Hirten folgt nämlich aus seinem Einsatz für seine Herde. Der Text nennt zwei unterschiedliche Verhaltensformen: Da sind zum einen die bezahlten Knechte, auf die sich gerade in Notfällen niemand verlassen kann. Im Kontrast dazu steht Jesus Christus. Er wird als derjenige gekennzeichnet, der für die Seinen sein Leben hingibt.

Für Johannes ist klar: Jesus, der Gute Hirte, löst das ein, was er sagt: Er lässt tatsächlich sein Leben für die Seinen! In seiner Person erfüllt sich, was im Jesajabuch prophezeit ist: *Wie ein Hirt führt er seine Herde zur Weide, er sammelt sie mit starker Hand* (Jes 40,11).

Dialog mit dem Text

Ein zur Nachdenklichkeit anstiftendes Bild des Guten Hirten findet sich auf der Unterseite eines Becherbodens. Dieser wurde in einer römischen Katakomben gefunden. Er stammt wahrscheinlich aus dem vierten Jahrhundert und bildete den Boden eines Trinkgefäßes.

Darauf ist ein Brustbild zu sehen, das einen Hirtenjungen darstellt. Dieser trägt über seinen Schultern ein kleines Lamm. Das Bild ist von einem Quadrat umrandet, das auf der Spitze steht. Seinerseits ist es in ein zweites Quadrat eingebettet.

Wahrscheinlich weisen die ineinander geschachtelten Vierecke symbolisch auf die durch Christus neu gestaltete kosmische Ordnung hin. Der Becherboden besteht aus kobaltblauem Glas. Davon hebt sich das in Gold gemalte Bild des jugendlichen Gesichtes deutlich ab. Rechts



Christus, der Gute Hirte. Bemalte Glasscherbe aus einer römischen Katakombe, 4. Jh.

und links von seinem Kopf sind die Buchstaben Chris-tus aufgezeichnet und identifizieren die dargestellte Person.

Die Überlieferung erzählt, dass in der Katakombenzeit solche Gefäße den Täuflingen gereicht wurden. Sie tranken nach der Taufe daraus und

behielten den Becher zur Erinnerung an die Taufe. Wenn sie starben, wurde dieser oft mit in die Grabstätten gegeben.

Denkanstöße

- *Ich bin der Gute Hirte:* In einer Zeit, in der die Menschen immer mehr Selbstverantwortung übernehmen müssen und vordergründig ihr eigenes Lebensglück bestimmen sollen, klingt diese Zusage Jesu herausfordernd. Gelingt es uns, unsere Sehnsucht nach Sicherheit und Geborgenheit weniger an Materiellem auszurichten und mehr auf Christus zu setzen?
- *Ich kenne die Meinen:* Manchmal kennen wir heute noch nicht einmal den Nachbarn, der mit uns Tür an Tür wohnt. Oder den Kollegen bzw. die Kollegin, die mit uns an etwas arbeitet. Vielleicht hatte die johannäische Gemeinde darum gewusst, wie eng die Beziehung des Hirten Christus zu den Seinen ist. Johannes bringt es zum Ausdruck: Jesus kennt diejenigen, die zu ihm gehören; jeder ist wichtig und wird von ihm beachtet.

76 Ein Blinder sieht wieder

Mk 10,46-52

Entdeckungen am Text

Eine der schönsten Geschichten, die Markus überliefert, ist die Erzählung vom blinden Bartimäus. Auch nach fast 2000 Jahren wirkt diese Erzählung lebendig und anrührend. Es ist eine Begegnungsgeschichte, die vom blinden Bettler Bartimäus und Jesus handelt. In der Komposition des Markusevangeliums bildet sie die Schlussperikope des vierten Teils (Mk 8,27-10,52). Die Jünger – und mit ihnen die Leserinnen und Leser – sollen in das Geheimnis des Gottesreiches und des Menschensohnes eingeführt werden. Sie sollen lernen, dass die Haltung des Dienens charakteristisch ist um Jesus nachzufolgen. So hatte Markus zuvor erzählt, wie die Söhne des Zebedäus darum bitten, im Himmelreich die besten Plätze zu bekommen. Sie scheinen blind

für die Verkündigung Jesu! Als Kontrast bringt der Evangelist nun die Geschichte vom blinden Bartimäus, der sehend wird für die Jesusnachfolge. Der Text lässt sich in drei Abschnitte gliedern: Eine Situationsangabe leitet die Erzählung ein. Die zweite Szene beschreibt die Begegnung von Jesus und Bartimäus. Sie mündet in einen Dialog zwischen den beiden Hauptpersonen. Zum Abschluss der Geschichte weist Markus auf die Folgen und Konsequenzen der Heilung hin.

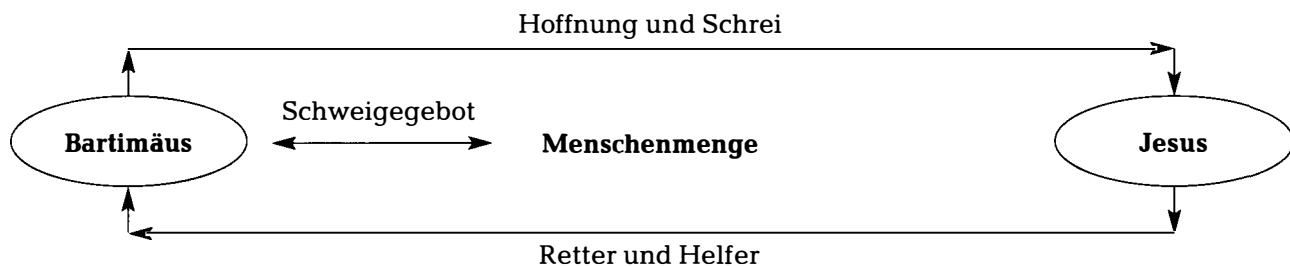
Situationsangabe

In der Darstellung des Markus ist Jericho die letzte Station Jesu vor seinem Gang nach Jerusalem. Kurz hinter dieser Oase – so inszeniert der Evangelist – sitzt Bartimäus am Straßenrand. Er leidet an Blindheit. Diese Behinderung

bedeutete zur damaligen Zeit Geringschätzung und Ausgrenzung aus der Gesellschaft. Wer blind war oder eine andere Behinderung hatte, war oft der Benachteiligung und Missachtung ausgeliefert. Armut war die bittere Folge! Markus entwirft eine Szene, die sehr anschaulich ist. Bartimäus sitzt als Bettler am Rand des Weges um sich seinen Lebensunterhalt zu erbeteln. Plötzlich hört er von den vorbeigehenden Leuten, wer da vorbeikommt: *Es ist Jesus von Nazaret*. Für die Leserinnen und Leser des Textes ist durchscheinend: Der Blinde kennt Jesus. Offensichtlich wecken diese Worte in ihm viel Hoffnung. Woher weiß er aber, dass Jesus aus Nazaret diese erfüllen kann? Als er nun Jesus kommen hört, beginnt er laut zu schreien: *Sohn Davids, Jesus, hab Erbarmen mit mir!*

Zugleich wollen aber auch viele andere Menschen Jesus sehen und drängen den Bettler beiseite. Wie eine Mauer trennt die Menschenmenge Bartimäus von Jesus. Der Blinde wird sogar beschimpft und zum Schweigen aufgefordert. Wird auch seine Hoffnung angegriffen? Trotz aller Beschimpfungen ruft er immer wieder. Er lässt sich nicht abwimmeln und ist lästig. Hier ist die Chance seines Lebens und die will er ergreifen. Deshalb denkt er gar nicht daran, sich wohl zu verhalten. Zumal sein Wohl nicht aus dem besteht, was andere von ihm erwarten. Er ruft noch lauter! Die zweimalige Anrufung – ein beliebtes volkstümliches Steigerungsmittel – unterstreicht und verstärkt die Bitte. Sie stellt diesen Davidsson dem Bartimäus gegenüber. Jesus ist als *Retter* und *Helfer* angesprochen.

DAS BEZIEHUNGSGEFLECHT DER PERSONEN IN MK 10,46-52



Die Begegnung und das Gespräch

Man muss diese Geschichte gar nicht zu Ende erzählen, sie ist längst klar: Jesus bleibt natürlich stehen. Dieser eine, Bartimäus, ist ihm jetzt wichtiger als alle anderen. Er widerspricht durch sein Verhalten den gesellschaftlichen Rollenzuweisungen und wendet sich dem Blinden zu. Dennoch ist seine Reaktion überraschend, denn er fordert die Umstehenden auf: *Ruft ihn her!* Er sagt nicht: „Führt ihn her und nehmt ihn an der Hand!“ oder: „Bringt mich zu ihm!“ Im Gegenteil, er fordert Bartimäus, dessen Willen und dessen vorhandene Kräfte heraus. Der Blinde handelt nun wie ein Sehender: *Da warf er seinen Mantel weg, sprang auf und lief auf Jesus zu*, schreibt Markus. Eine dreifache,

eigentlich für einen Blinden ungewöhnliche Aktivität. Der sonst Geführte findet selbst zu Jesus! Vielleicht auch, weil ihm dieser durch sein Verhalten die Menschenwürde wiedergibt. Jesus spricht ihn an und fragt: *Was willst du? Was soll ich für dich tun?* Warum stellt Jesus diese unnütze Frage? Ob er den Blinden dazu herausfordern möchte, sich klar darüber zu werden, was er wirklich will? Vielleicht möchte Jesus, dass er selbst seine Sehnsucht artikuliert und sie in der Öffentlichkeit nennt. Und Bartimäus antwortet mit der Bitte sehen zu können. In den nun folgenden Worten wird der Glaube, der sich im Vertrauen zu Jesus äußert, hervorgehoben. Eine Heilungsgeschichte wird nicht dargestellt. Lediglich mit einer Randnotiz stellt Markus fest, dass Bartimäus wieder sehen kann.

Die Folgen

Der Evangelist interpretiert mit einer Schlussbemerkung, dass der Geheilte nun zum Jünger wird. Sein Vertrauensglaube führt ihn in direkter Linie zur Nachfolge und auf den Weg nach Jerusalem. Dort aber ist es die Passion, das Leiden Jesu, das er miterleben wird.

Markus hat in dieser Geschichte den Weg in die Nachfolge erzählt. Sie ist ein Aufruf an die Leserinnen und Leser, in Jesus das göttliche Wirken zu sehen und anzuerkennen: Der Mensch, der seine Hoffnung ganz auf Jesus richtet, wird auch zur Nachfolge fähig.

Dialog mit dem Text

Die Erzählung von der Blindenheilung kann aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet werden: Für Jesus ist neben der Verkündigung des Reiches Gottes die Heilung des Menschen grundlegend. Deshalb ist es nicht überraschend, wenn in der bildenden Kunst die Heilung des Blinden oft dargestellt wird (z. B. WALTER HADBANK, *Blindenheilung*, 1979). Die Erzählung von der Blindenheilung macht auch auf die verschiedenen Formen von „Blindheit“ aufmerksam. Vielleicht kann man in dieser Sicht auch sagen: Unfreiheit und vielfältige Abhängigkeiten machen blind. Sie stehlen der Selbstständigkeit und der eigenen Persönlichkeit den Blick auf das Wesentliche. Mit diesem Problem hat sich ERICH KÄSTNER in seinem Gedicht „Der Blinde“ beschäftigt:

Ohne Hoffnung, ohne Trauer
hält er seinen Kopf gesenkt.
Müde hockt er auf der Mauer.
Müde sitzt er da und denkt:
Wunder werden nicht geschehen.
Alles bleibt so, wie es war.
Wer nichts sieht, wird nicht gesehen.
Wer nichts sieht, ist unsichtbar.

Schritte kommen, Schritte gehen.
Was das wohl für Menschen sind?
Warum bleibt denn niemand stehen?

Ich bin blind, und ihr seid blind.
Euer Herz schickt keine Grüße
aus der Seele ins Gesicht.
Hörte ich nicht eure Füße,
dächte ich, es gibt euch nicht.

Tretet näher! Laßt euch nieder,
bis ihr ahnt, was Blindheit ist.
Senkt den Kopf, und senkt die Lider,
bis ihr, was euch fremd war, wißt.
Und nun geht! Ihr habt ja Eile!
Tut, als wäre nichts geschehn.
Aber merkt euch diese Zeile:
Wer nichts sieht, wird nicht gesehn.

ERICH KÄSTNER

Denkanstöße

- *Begegnen*: Die Geschichte von Bartimäus ist eine Begegnungsgeschichte. Sie erzählt von einem, der sich eine Befreiung zum Leben erhofft. Bartimäus will nicht nur der blinde Bettler sein, er will auch Mensch sein; geachtet, geliebt. Er will sein Leben annehmen können und aus sich etwas machen.
- *Blindsein*: Vielleicht „sieht“ der Blinde besser als die Sehenden. Anscheinend reichen seine Einsichten tiefer als die Einsichten der Menschen, die Jesus sehenden Auges wahrnehmen. Sehende Menschen können blind sein: blind für das Leben! Vielleicht macht die Erzählung darauf aufmerksam, dass man immer wieder neu sehen lernen muss; sehen, was wirklich zählt, worauf es ankommt. D. h. auch, sich selbst neu sehen lernen und die eigenen Möglichkeiten erkennen können.
- *Behindert sein*: „Ich will, dass ich wieder sehen kann“, sagt der Blinde. Es ist auch die Geschichte von einem Menschen, der behindert ist. Aber die Behinderung ist nicht alles. Bartimäus ist mehr und kann mehr: Er kann rufen, sich wehren; und er weiß, was er will. Er kann seine Hoffnung herausschreien, bis es lästig wird.
- *Schreien*: Der Wunsch nach Heilung wird nicht unterbunden. Der Blinde darf nach

Heilung schreien. Wenn einer aber seine Wünsche verdrängt, besteht die Gefahr, dass sich Aggressionen gegen andere aufbauen nach dem Motto: „Wenn meine Wünsche unterdrückt sind, unterdrücke ich auch deine!“ Woher gewinnt man den Mut, laut zu rufen und die eigenen Sehnsüchte herauszuschreien?

Brauchen wir Gott zur Befreiung unseres Lebens, wie dieser Bartimäus den vorbeikommenden Jesus brauchte? Wer hilft uns aufzustehen und zu schreien?

- *Sich treu bleiben*: Solange Jesus Bartimäus nicht gesehen hat, sehen die Menschen auch ihn nicht. Sie drängen ihn, er solle ruhig bleiben. Aus heiterem Himmel – anscheinend durch das Verhalten von Jesus veranlasst – ändern sie ihre Meinung. Die Stimmung der Leute schlägt um. Jetzt soll er plötzlich

kommen. Hier kann man lernen, nicht immer und nicht nur auf die Meinungen der Menschen zu achten. Oft hängen diese ihre Fahne in den Wind.

- *Aufstehen*: Bartimäus springt auf. Das Leben ändert sich und die einzelnen Lebensphasen erfordern immer wieder neu ein Aufstehen. Festgefahrenen Gewohnheiten muss man verlassen.

Lesehinweis

HABDANK, WALTER, Holzschnitte, Stuttgart 1988

KÄSTNER, ERICH, Doktor Erich Kästners lyrische Hausapotheke, Zürich 1979, S. 92-93

SCHMITT, BERTRAM, Der mutige Schrei. Jesus und der blinde Bartimaios, in: Arbeitshilfen für den Religionsunterricht. Werkstatt RU, Bd. 7, hrsg. vom Katechetischen Institut des Bistums Trier, Trier 1998, S. 29-64

77 Ein Gelähmter kann wieder gehen

Mk 2,1-12

Entdeckungen am Text

Rätselhaft und verwirrend klingt die Erzählung von der wundersamen Heilung des Gelähmten von Kafarnaum. Sie beginnt mit einer Heilungsgeschichte. Aber statt der Heilung erfahren die Leserinnen und Leser, dass Jesus dem Gelähmten seine Sünden vergibt. Nun unterbricht ein Streitgespräch den Fortgang der Handlung. Aber auch dieser Streit ist merkwürdig, denn die Schriftgelehrten sprechen ihren Vorwurf nicht aus, sondern denken ihn nur. Dann endlich folgt die Heilung des Gelähmten und die abschließende Demonstration des Geheilten beendet den Text: *Der Mann stand sofort auf, nahm seine Tragbahre und ging vor aller Augen weg.*

DER AUFBAU VON MK 2,1-12

Die Heilungsgeschichte: Teil I

Das Streitgespräch

Die Heilungsgeschichte: Teil II

Die Heilungsgeschichte: Teil I

Zunächst entwirft Markus eine für ihn typische Szene: Kaum hat es sich herumgesprochen, dass Jesus von seiner Verkündigungsarbeit in Galiläa zurückkommt, laufen viele Menschen zusammen. Der Ort des folgenden Geschehens ist ein Haus. Doch der Platz reicht für die Vielen nicht aus, auch nicht vor der Tür. Möglicherweise hat der Evangelist hier die Gelegenheit ergriffen, am Beispiel von Jesus die urchristliche Missionstätigkeit vorzustellen. Vielleicht möchte er den ersten Christen Mut machen: „Seht her, die Botschaft Jesu hat Erfolg!“

Mitten in dieser Missionsszene setzt nun eine Heilungsgeschichte ein. Vier Männer bringen auf einer Bahre einen Kranken zum Wundertäter. Wegen der großen Anzahl der Menschen – so erzählt Markus – steigen die Träger mit dem Gelähmten auf das Dach. Der ungewöhnliche Transport des Kranken gibt eine Vielzahl von Rätseln auf. Denn zuerst mussten die Träger das Dach des Hauses besteigen: *Da deckten sie dort, wo Jesus war, das Dach ab. Sie schlugen die*

Decke durch und ließen den Gelähmten auf seiner Tragbahre durch die Öffnung hinab. Man muss sich einmal diese Situation vorstellen: Das typische palästinensische Haus war mit Schilf, Heu und Zweigen gedeckt. Diese wurden zwischen Tragbalken eingeflochten und mit einer Lehmschicht bedeckt. Wird nun dieses Gemenge aufgerissen, würde der gesamte Innenraum des Gebäudes in dichten Staub gehüllt, Lehmbrocken fielen herab und möglicherweise wäre das Atmen deswegen unmöglich geworden. Es bliebe nichts übrig, als aus dem Haus zu fliehen.

Doch die Geschichte geht darauf nicht ein. Hier geht es nicht um ein bauliches oder technisches Problem, sondern um den Glauben. Offensichtlich ist auch der Kranke darin eingeschlossen. Für Markus ist der Glaube im Zentrum der Wundergeschichten, die er überliefert. Der Glaube geht dem Wunder voraus. Das heißt vielleicht: Der Glaube besteht vor allem darin, die Verkündigung Jesu vertrauensvoll und bedingungslos anzunehmen.

Das Streitgespräch

An dieser Stelle wechselt das Bild: Die Heilungsgeschichte wird zur Streitszene! Statt einer Heilung bringt der Evangelist das Wort von der Sündenvergebung. Diese Reaktion Jesu kommt für heutige Menschen völlig überraschend. Vielleicht ist die jüdische Vorstellung, dass es zwischen Krankheit und Sünde einen Zusammenhang gibt, ein Schlüssel zu dieser Aussage: *Sag zu Aaron: Keiner deiner Nachkommen, auch in den kommenden Generationen, der ein Gebrechen hat, darf herantreten um die Speise seines Gottes darzubringen. Denn keiner mit einem Gebrechen darf herantreten: kein Blinder oder Lahmer, kein im Gesicht oder am Körper Entstellter ... Keiner der Nachkommen Aarons, des Priesters, darf herantreten um die Feueropfer des Herrn darzubringen, wenn er ein Gebrechen hat (Lev 21,17-18.21).* Doch Markus zeigt in seiner Erzählung, dass Sünde nicht moralistisch und legalistisch verstanden werden darf. Immer wieder macht das Neue Testament unmissverständlich klar:

Sünde ist nicht der Gegenbegriff zu Tugend, sondern zu Glaube, Hoffnung und Liebe. Die unvermittelt auftretenden Schriftgelehrten nehmen in Gedanken Anstoß an Jesu Sündenvergebung. Vielleicht steht für sie (und ihre Lehre) die Einzigartigkeit Gottes auf dem Spiel: War doch die Sündenvergebung alleiniges Privileg Gottes; und auf Gotteslästerung steht die Todesstrafe (vgl. Mk 14,64/ **85** ; dazu S. 242). Für Markus ist wichtig: Jesus durchschaut ihre Herzen! Möglicherweise nimmt der Verfasser auf die Hebräischen Schriften Bezug und spricht hier die göttliche Eigenschaft der Herzenerkenntnis Jesus zu: Wie Gott kann Jesus Christus *das Herz aller Menschen* (1 Kön 8,39) durchschauen; er kennt *den Schrein des Herzens* (vgl. 1 Sam 16,7; Ps 7,10; Jer 11,20; Sir 43,18f.). Der Evangelist verbindet am Ende dieser Textpassage die Heilungsgeschichte mit der Sündenvergebung. Dabei macht er auf eine Rangfolge aufmerksam: Nicht allein die Heilung, sondern vor allem die Sündenvergebung ist Ausweis der Göttlichkeit Jesu. Vielleicht weist die hier ausgewiesene Vollmacht Jesu zur Sündenvergebung auf eine Kernerfahrung der ersten Christen hin: Im Tod Jesu wussten sie sich von ihren Sünden befreit (vgl. Mk 10,45) und zu Glaube, Hoffnung und Liebe (1 Kor 13,13) berufen. Vielleicht unterstreicht Markus hier die nachösterliche Erkenntnis, dass Gott sein Versprechen im Tod Jesu durchgehalten hat. Möglicherweise rechtfertigt er das neu gewonnene Verständnis der ersten Christen in einer neuen und durch die Sündenvergebung gekennzeichneten Existenz zu leben.

Die Heilungsgeschichte: Teil II

Als Beleg für die Vollmacht Jesu zur Sündenvergebung lenkt der Evangelist nun den Blick wieder auf das Heilungswunder. Befreit von Sünde und Krankheit geht der Gelähmte auf den Befehl Jesu nach Hause. Dass die Menschen außer sich geraten, ist verständlich! Vielleicht hat Markus diesen Text überliefert um seiner Gemeinde Mut zu machen. Mit diesem Text kann er auf die Vollmacht Jesu, Sünden zu vergeben und Menschen zu heilen, gleichermaßen hinweisen.

Dialog mit dem Text

Vielleicht kann man in den Wundererzählungen des Neuen Testaments Hoffnungs- und Verzweiflungsgeschichten sehen. Sie sind aber keine Mitleidsgeschichten oder gar Beweisgeschichten, dass Jesus Gottes Sohn ist.

In dem 1982/83 entstandenen Bild von RELINDIS AGETHEN, *Die Heilung des Gelähmten*, kommt dieser Gesichtspunkt zum Ausdruck. Lähmendes Leben, blinde Gewalt und Unheilssituationen sind in der rechten, dunkleren Bildhälfte zu erkennen. Dagegen steht Christus, der als eine Leben spendende Gestalt dargestellt wird. An ihn angelehnt ist ein junger Mann, der im Rollstuhl sitzt und auf Krücken angewiesen zu sein scheint. Ihm reckt sich ein kleines

Mädchen mit einem Strauß Gänseblümchen entgegen. Das Bild wird unterteilt durch eine Tafel, die die Heilung des Gelähmten zitiert. Vielleicht kommt in diesem Bild zum Ausdruck, dass Unheilssituationen nicht aus dieser Welt verschwunden sind, dass aber in Christus eine Perspektive eröffnet wird.

Denkanstöße

- *Vier Männer bringen den Kranken:* Welche Assoziationen ruft das in uns wach? Stellen wir uns seine Pfleger als Menschen vor, die einen lästig gewordenen Kranken abschieben wollen? Warum wollen die Männer den



Relindis Agethen, *Die Heilung des Gelähmten*, 1982/83

Lahmen zu Jesus bringen? Welche Gedanken kreisen in ihren Köpfen?

- *Jesus heilt den Gelähmten:* Markus erzählt, dass Jesus sich nicht mit Krankheit, Isolation, Hunger, Verzweiflung oder Schuld abfindet. Vielleicht machen gerade die neutestamentlichen Wundergeschichten darauf aufmerksam, Widerspruch gegen menschliche Not zu erheben und diese nicht als etwas Gegebenes und Unabänderliches zu akzeptieren.
- *Er nahm seine Tragbahre und ging:* Kennen wir nicht auch die Erfahrung, dass Schuld lähmend ist und Begegnung befreit, „beweglich“ macht?

Entdeckungen am Text

Manchmal ist es, als zeichne sich der Lebensweg Jesu ab wie jene Linien, die ein Seismograf hinterlässt. Lange bleibt es ruhig, bis die Nadel plötzlich ausschlägt. Dann treten Ereignisse ein wie jenes, von dem Markus nun erzählt. Dazu entwirft er ein Bild: Jesus zieht nach Jerusalem; die Menge jubelt. Dieselben Menschen werden ihn ein paar Tage später ans Kreuz schreien – das Leiden und Sterben Jesu beginnt. Die folgenden Begebenheiten werden Höhepunkte des Lebens Jesu sein. Er wird sein Lebensziel erreichen. Als Leserin bzw. Leser gewinnt man den Eindruck, selbst daran teilzunehmen. Der Erzähler lässt uns zuschauen und beobachten, wie Jesus von Betanien über Betfage zum Ölberg wandert. Von dort geht der Weg hinunter ins Kidrontal und dann wieder hinauf nach Jerusalem. Der Weg scheint vorgezeichnet! Ruhig beginnt die Szene und wird immer dramatischer. Hat Jesus gewusst, was geschehen wird? Die ersten Ausschläge des Seismografen sind deutlich zu spüren.

Bei Markus, Lukas und Matthäus kommt Jesus nur einmal nach Jerusalem. Vielleicht wollten die Synoptiker (vgl. S. 205f.) damit zum Ausdruck bringen, dass in der heiligen Stadt, der Stadt Davids und des Tempels, der Höhe- und Schlusspunkt des Erdenlebens Jesu ist. Aber von allen vier Evangelisten wird der Einzug in Jerusalem überliefert. Mit ihm beginnt die Geschichte, die überschrieben ist: Das „Leiden und Sterben Jesu“. Dies wird in den folgenden Texten entfaltet. Dazu muss man sich immer wieder vor Augen halten, dass die Evangelien nun „gedeutete Geschichte“ erzählen. Die von Markus überlieferte Passionserzählung ist ein sehr komplexes und vielschichtiges Werk. Ihren Stil könnte man als „dokumentarische“ Dichtung bezeichnen.

Der Evangelist zeichnet eine Eingangsszene: Eine Gruppe von Menschen, die schon länger mit Jesus zusammen ist, begleitet ihn. Was diese denken, wird nicht erzählt, sondern der Leserin

und dem Leser überlassen. Vielleicht haben sie vom Ölberg aus schon gegenüber ihre heilige Stadt mit dem Tempel gesehen. Womöglich war die Freude groß, am Ziel ihrer langen Reise angekommen zu sein. Aber das, was nun geschehen wird, erwächst aus der besonderen Beziehung zwischen Gott und Jesus. Um das zu verdeutlichen, verwendet Markus das Motiv vom wunderbaren Vorwissen Jesu. Er macht in Anspielung auf die Hebräische Schrift klar, wie diese Beziehung aussieht: *Juble laut, Tochter Zion! Jauchze, Tochter Jerusalem! Siehe, dein König kommt zu dir. Er ist gerecht und hilft; er ist demütig und reitet auf einem Esel, auf einem Fohlen, dem Jungen einer Eselin* (Sach 9,9). Dass die ausgesandten Diener einen jungen Esel finden, überrascht nicht. Als sei es selbstverständlich, beschreibt der Evangelist das Verhalten der beiden Jünger: Sie binden den Esel los und bringen ihn zu Jesus. Es scheint als habe alles seinen geplanten Ablauf.

Nach diesem langen Vorspann kommt die folgende Szene zum Eigentlichen: Jesus setzt sich auf das Tier und reitet unter dem Jubel der Menschen in die Stadt Jerusalem. Dieser Teil ist von Markus mit alttestamentlichen Zügen ausgestaltet: Die Menschen huldigen Jesus als dem von Gott Gesandten. Sie begrüßen ihn mit den Worten des Psalmbeters (Ps 118,25-26) und rufen das biblische Hosanna – einen jüdisch-liturgischen Jubelruf – zu. Der Evangelist kleidet in den Ruf der Leute nicht nur Psalmverse, sondern fügt hinzu: *Gesegnet sei das Reich unseres Vaters David, das nun kommt. Hosanna in der Höhe!* (Mk 11,10).

In der Darstellung des Markus ist Jesus der Einzige, der ahnt, dass er wenige Tage später von eben diesen Menschen ans Kreuz geschrien werden sollte. Wie schnell sich doch die öffentliche Meinung wandeln kann!

Dialog mit dem Text

Ursprünglich feierten die Christen jeden Sonntag als Gedenktag der Auferstehung Christi. Erst im 2. Jahrhundert bildete sich die Tradition aus ein jährliches Osterfest zu feiern. Diesem ging dann eine Fastenzeit voran. Seit den Beschlüssen des Konzils von Nikaia (325 n. Chr.) feiern die Christen den Beginn ihres höchsten und zugleich ältesten Festes einheitlich am Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond. An das Osterfest lehnen sich neben christlichen Glaubensvorstellungen von Kreuzigung und Auferstehung auch zahlreiche Frühlingsbräuche. Häufig beschäftigen sich diese mit der Begegnung zwischen Tod und Leben, Vergehen und neuem Wachstum, Fasten und Verschwendung, Untergang und Erlösung. Es ist nicht verwunderlich, wenn sich das alte Frühlingsbrauchtum mit seinen wachstumsfördernden und Unheil abwendenden Motiven mit dem Fest der Auferstehung Christi verbunden hat.

Der *Palmsonntag* ist die Eröffnung der heiligen Woche, deren Höhepunkt und Abschluss das Osterfest ist. Er ist der Auftakt der Karwoche und untrennbar mit der darauf folgenden Passionswoche verbunden. Diese hat für den christlichen Glauben eine zentrale Bedeutung. Die Liturgie dieses Sonntags führt die Christen vom Jubel beim Einzug Jesu in Jerusalem bis zum *Kreuzige ihn!* und zum Tod. Sie thematisiert den Tod und die Auferstehung Jesu Christi. Schon im vierten Jahrhundert wird im byzantinischen Liturgiebereich des Einzugs Jesu in Jerusalem in Form einer Prozession gedacht. In Deutschland verbreitete sich die Palmsonntags-Prozession erst im 11. und 12. Jahrhundert. Im Zusammenhang mit den Prozessionen, die den Einzug Jesu in Jerusalem bildlich darstellen, entwickelte sich der Brauch der Palmweihe. Erste Zeugnisse von ihr gibt es aus dem 7. Jahrhundert. Die Palmen stehen dabei als Symbol für den Einzug Jesu und die Huldigung der Menge. Bei der Palmweihe geht es im Wesentlichen um die Segnung von Sträußchen, die von den Gläubigen vorbereitet wurden. Da in Deutschland keine echten Palmen wachsen, verwendet man am Palmsonntag stattdessen hiesige Grün-

zweige. Oft werden Buchsbaum-, Erika- und Stechpalmenzweige zu kunstvollen Kränzen geflochten, zu Sträußchen zusammengebunden oder an Stangen ästhetisch arrangiert. In manchen Gebieten werden diese mit bunten Bändern geschmückt.

Nach dem Gottesdienst werden die geweihten Zweige mit nach Hause genommen und als Segen bringende Zeichen hinter die im Haus befindlichen Kreuze oder Weihwasserkessel gesteckt. Man bringt sie auch in den Garten vors Haus und auf den Dachboden, weil man glaubt, dass sie das Unglück von Haus und Hof fern halten.

Denkanstöße

- *Jubeln*: Markus erzählt, dass die Menschen von Jerusalem Jesus mit Jubel empfangen. Und kurze Zeit später schreien sie ihn ans Kreuz!
 - In unserem Leben können wir ähnliche Erfahrungen machen. Wir empfangen Anerkennung und Wohlwollen von Menschen und das ist gut so – aber auch: Schneller als man sich versieht, brechen Kontakte oder der Ruf ist zerstört!
 - Ist es oft nicht zu einfach und zu oberflächlich, unsere Mitmenschen nur aufgrund ihres äußeren Erfolgs zu beurteilen?
 - Überdeckt nicht oft das Laute, Auffällige und massenhaft Begeisternde die Wirklichkeit? Vielleicht muss man sich nicht unbedingt vom lauten Jubel der Menge beeindrucken lassen. Es ist gerade ein halbes Jahrhundert her, dass die Menschen Adolf Hitler und seinen Begleitern auf den Straßen und Plätzen mit großem Jubel begegnet sind.
 - Ist es nicht oft auch das leise Wirken der Menschen, das die Welt verändert?

Lesehinweis

SCHREIBER, GEORG, Karwoche, in: LThK 6, S. 4-9

Entdeckungen am Text

Wie kann man dem Jesusjünger helfen, der keine Augenzeugen befragen kann? Wie kann man sicherstellen, dass die Verkündigung von und über Jesus überliefert wird? Und wie kann man verhindern, dass die Ostererfahrung nicht zu einer Legende wird?

Diese Fragen sind ganz praktisch. Sie wurden besonders dringlich, als die Gemeinde immer größer wurde und sich über Jerusalem und Galiläa hinaus ausbreitete. Dazu kam auch, dass im Laufe der Zeit die ersten Augen- und Ohrenzeugen der Verkündigung Jesu starben.

Dementsprechend haben die frühen Christen reagiert. Man beginnt schon sehr früh, eine Sammlung von Geschichten, die das Leben Jesu betreffen, bereit zu halten. Dazu gehörten Jesusworte und sehr wahrscheinlich auch die Passionserzählung (vgl. Grafik S. 245).

Mit der Erzählung von der Frau aus Betanien beginnt die markinische Passionsgeschichte. Man kann von einer Art „Ouvertüre“ sprechen. Die nachfolgende Handlung wird zusammengefasst und der dramatische Höhepunkt vorweggenommen: Jesus kennt seinen Leidensweg; er wird ihn gehorsam gehen. In diesem Kontext gewinnt das Handeln der Frau eine ganz besondere Qualität. Markus stellt sie, die sich durch ihr Liebeswerk zu Jesus bekennt, als Vorbild für die Bereitschaft der Jünger zur Kreuzesnachfolge vor. Eine Geschichte, die leise beginnt und vom Evangelisten einfühlsam erzählt wird. Sie spielt im Haus des aussätzigen Simon, der in Betanien nahe bei Jerusalem wohnt. Dort findet ein Mahl statt. Plötzlich tritt eine Frau auf. Ihr Name wird nicht genannt. Behutsam tritt sie mit einem Alabastergläschen zu Jesus. In dem Gefäß werden kostbare Salböle aufbewahrt. Diese Frau bricht den Hals des Gefäßes ab und beginnt Jesu Haupt zu salben. Warum tut sie das? Die Salbung des Hauptes während des Mahles ist eine ungewöhnliche Aktion.

Einige Anwesende entrüsten sich über die Tat der Frau und nennen sie eine Vergeudung des

teuren Salböls. Vielleicht sind es die Jünger, die über das Verhalten der Frau murren; vielleicht ist es die markinische Gemeinde. Ihren Unwillen kann man gut verstehen, denn das Geld, das dieses luxuriöse Öl gekostet hat, hätte man sinnvoller für die Unterstützung der Armen verwenden können.

Doch Jesus nimmt die Frau in Schutz: Sie habe ein gutes Werk getan. Sie hat zwar kein Almosen für die Armen gegeben, aber ein „Liebeswerk“ an Jesus ausgeübt. In der jüdischen Frömmigkeit unterscheidet man das Almosengeben von einem Liebeswerk. Das Almosen wird nur den Armen gegeben. Es erstreckt sich auf Lebende und besteht in der Geldgabe. Das Liebeswerk dagegen umfasst neben den Armen auch die Reichen, neben den Lebenden auch die Toten und es erfordert neben Geldaufwendung zugleich persönlichen Einsatz. Vielleicht betont Jesus darum das Liebeswerk gegenüber dem Almosengeben. Er erkennt den persönlichen Einsatz der Frau.

Dies begründet Markus und zeichnet den Kontrast: Jesus – die Armen. Auf der einen Seite stehen die Armen, die sozusagen eine ständige Herausforderung an die Menschen sind. Dazu lässt er Jesus die Worte aus Deuteronomium sagen: *Die Armen werden niemals ganz aus deinem Land verschwinden* (Dtn 15,11). Vielleicht hat Markus mit diesem Text auch die frühchristliche Tradition der Armenfürsorge im Auge und möchte darauf aufmerksam machen, dass sich Fürsorge nicht nur im Almosengeben erschöpfen darf. Das Engagement für die Armen ist ein Liebeswerk, das den persönlichen Einsatz des Menschen fordert.

Auf der anderen Seite ist Jesus. Ihm kann man nur noch kurze Zeit Gutes tun (*Aber mich habt ihr nicht immer bei euch*). Die Liebestat der Frau ist für den Evangelisten das Gebot der Stunde. Und vielleicht zeigt ihr Werk, dass neben dem bezahlten Verrat und dem Unglauben, neben der Grausamkeit des Schicksals Jesu auch Glaube, Hoffnung und Liebe existieren. In dieser Sicht qualifiziert er ihre Salbung als prophetische

Zeichenhandlung. Denn sie hat den gesalbt, der für die Menschen in den Tod gehen wird. Markus gibt mit dieser Frau seiner Gemeinde ein Beispiel, wie der Glaube an das Evangelium gelebt werden soll. Mit der Salbungsgeschichte lenkt er den Blick auf Kreuz und Auferstehung Jesu.

Dialog mit dem Text

magdala

„als unser herr JESUS CHRIST einmal beim essen war da kam dieses weib dessen busen der suende noch nicht entsagt hatte & schwellte & wogte. & roch & duftete & hatte sich angemalt wo's anzumalen war. mit entsetzen schlugen die apostel die haende vors gesicht & schauten zwischen den fingern nach der frucht. nur johann tat es nicht. der war zu jung & seine nase oeffnete sich willig & die augen nicht weniger bei all dem klimpernden schmuck den sie da hatte & schwang. der herr kaute weiter am schoepsenfleisch & judas schaezte aus den fingern heraus & auch an ihnen ab was sie wohl an wert am leibe trug & ob sie's wohl bezeiten der kirche vermachte. als das weib unsern JESUS anging & gar ihn beruehrte war der luegenpetrus so entsetzt dass er glatt die haende vom gesicht nahm um faustdick zu helfen, unser herr erwiderte dem weib mit einem kuss da fiel sie hin weinte & sprach:

„menschensohn! in den furchen spalten & huegeln meines leibes ist ungesaettigt's feuer von tausend teufeln!“

sie rennt hinaus wie besoffen & in einem feinverzierten beutel bringt sie zeug zurueck. eine heerschar von flaschen salben essenzen waessern & farben & leert alles ueber unsern herrn der da stinkt als waer er unter die huren gefallen. die ganzen heiligen apostel sind starr & nur johannes sperrt weiter die augen auf. da sagt der herr ganz leicht:

„wisch uns ab“

& sie entflieht ihre zoepfe & saeuert mit dem haar den herrn den boden & sich auch.

friede kam in sie

judas allein bedauert

den erloes

aus ihrer verschwendeten

parfuermerie.“

NORBERT KASER

Denkanstöße

- *Die Frau versteht den Lebensweg Jesu:* Menschen brauchen zu allen Zeiten prophetische Zeitgenossen, die die Einhaltung der richtigen Wertmaßstäbe einfordern. Markus hat mit der Frau aus Betanien eine solche Mahnerin vorgestellt. Sie orientiert sich am göttlichen Willen und versteht deshalb den Lebensweg Jesu. Solche Menschen werden in der Bibel oft Propheten genannt. Das sind Menschen, die sagen oder tun, was die Stunde verlangt. Beim prophetischen Handeln geht es nicht um ein Vorhersagen, sondern (wie das griechische Wort *prophemi* sagt) um Hervorsagen. Solches prophetisches Handeln will Sinn stiften. Es ist die Konfrontation der Menschen mit der Wahrheit Gottes. Solche Prophetinnen und Propheten sind in ihrem Einsatz für Recht und Gerechtigkeit Vorbilder.
- *Jesus nimmt sich Zeit für die Frau:* In einer Zeit, in der niemand Zeit für den anderen hat, ist das eine wichtige Beobachtung. Ist heute nicht oft sogar auch die „Frei“-Zeit verplant und funktionalisiert? Jesus nimmt sich Zeit bedeutet auch: Jesus, der Sohn Gottes, hält sich nicht aus dem zeitlichen Geschehen heraus. Im Gegenteil: Er ist sich nicht zu schade, sich mit den Menschen auseinander zu setzen. Er kann sich auf Menschen einlassen und sogar auf Menschen warten.
- *Sie hat mich im Voraus für mein Begräbnis gesalbt:* Die Spannung zwischen Verstehen und der Erwartung bleibt. Vielleicht muss sie bleiben. Vielleicht ist sie das Kapital, die Kraftreserve, den Glauben zu suchen. Die Zukunftserwartung kann aber auch verloren gehen wie die Spannung einer Batterie.

Lesehinweise

Bibel und Kirche 55 (2000), Heft 4, S. 170-216,
Themenheft: Maria Magdalena

KASER, NORBERT C., Verrückt will ich werden sein
und bleiben, Berlin 1986, S. 19f.

Entdeckungen am Text

Essen und Trinken sind, wie die Sexualität und das Atmen, Grundvorgänge der menschlichen Natur. Doch Nahrungsaufnahme ist mehr als eine biologische Notwendigkeit. Von Anfang an ist sie mit elementaren personalen Erfahrungen verbunden. Schon der Säugling erfährt mit dem Essen bzw. Gefüttert-Werden Zuwendung, Geborgenheit und Liebe oder auch deren Gegenteil. Essen und Trinken sind so von Anfang an mit Kommunikation und Gemeinschaft verknüpft; Essen und Trinken sind Grundbestandteil der menschlichen Kultur. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass das Mahl auch in den frühen christlichen Gemeinden einen zentralen Stellenwert einnimmt.

Für die Evangelisten kommt zudem im „letzten Abendmahl“ zum Tragen, was Jesus Christus selbst ausmacht: Er setzt Brot und Wein als zu Essendes ein, um ihn zu verzehren. Er lässt die Menschen an seiner Existenz teilhaben – auch an seinem Leiden und Sterben (und seiner Auferstehung).

In der Abendmahlserzählung steht Jesus im Blickpunkt. Von ihm geht die Initiative aus. Er ist es, der durch seine Vorankündigung das Mahl herrichten lässt, der den Verrat und seinen Tod ankündigt und sich in Brot und Wein den Menschen gibt. Entsprechend ist der Text auch in drei Teile gegliedert:

- Die Vorbereitung des Paschamahls.
- Das Mahl (mit den Themen Jüngerschaft und Leidensprophetie).
- Die Stiftung des neuen Bundes (liturgischer Gebrauchstext).

Die Vorbereitung des Paschamahls

Zur Abendstunde kommt Jesus von Betanien mit den Zwölfen, den späteren Repräsentanten der ersten Christengemeinden, in die Stadt um ein Festmahl zu feiern. Nur in diesem Textstück wird dieses Essen ausdrücklich als Paschamahl bezeichnet und es wird vom Paschalamm

gesprochen. Dadurch weist Markus auf das jüdische Pascha hin, das die Befreiung aus Ägypten zum Inhalt hat. Will er damit nun das neue, durch Jesus in seinem Tod begründete Mahlgesehehen als die neue Befreiung, als neue Herausführung kennzeichnen?

Der Erzähler berichtet auf jeden Fall so, als kenne er den positiven Ablauf der Ereignisse. Jesus ist derjenige, der den Ablauf der Geschichte in wunderbarer Vorschau kennt. Wie in der Geschichte vom Einzug in Jerusalem (vgl. **78** S. 222f.) schickt Jesus zwei Jünger mit einem Auftrag und genauen Angaben vor. Die Jünger brauchen „nur noch“ (nach) zu folgen um das Mahl vorzubereiten.

Das Mahl (mit den Themen Jüngerschaft und Leidensprophetie)

Wieder legt Markus darauf Wert, dass die Mahlgemeinschaft mit den Zwölfen stattfindet. Sie sind die Gewährsmänner für das Evangelium Jesu Christi und bezeugen dessen Lebensschicksal. Das „Dabeisein“ der Jünger betrifft alles, was nun bis zur Auflösung des Kreises folgt.

Das Bild einer harmonischen Feier kann nicht entstehen. Während des Essens – so erzählt der Evangelist in den in *Meine Schulbibel* als **81** separat aufgenommenen V.18-21 – weist Jesus mit einem „Amenwort“ auf seinen Verräter hin. Dies geschieht in Anspielung auf Psalm 41, wo es heißt: *Auch mein Freund, dem ich vertraute, der mein Brot aß, hat sich gegen mich erhoben* (Ps 41,10). Im engsten Kreis um Jesus sind die Ersten, die die Verkündigung des Reiches Gottes verraten. Es wird nicht auf eine Person, sondern auf die Tat als solche hingewiesen! Ist die Jesusbewegung in Jerusalem gescheitert? Hat Jesus mit den Jüngern, *die er bei sich haben und die er dann aussenden wollte* (Mk 3,14), die Falschen berufen?

Die Angesprochenen weisen nicht, wie erwartet, die Anschuldigungen selbstbewusst zurück, sondern sind traurig und verunsichert. Möglicherweise hatten sie sich schon alle einmal die

Frage gestellt, ob die Botschaft Jesu zum Erfolg führt. Trotzdem feiern sie mit Jesus. Nachhaltig, ohne auf die Reaktion der Jünger einzugehen, wiederholt Jesus seine Ankündigung des Verrates: *Es ist einer, der mit mir aus derselben Schüssel isst* (Mk 14,19).

Im Übrigen sind deshalb nicht nur die Zwölf hier angesprochen, sondern über sie hinaus die gesamte Jüngerschaft. Auch für sie besteht die Möglichkeit, dass ihre Nachfolge Jesu scheitert. Nun ändert Markus die Perspektive und blickt auf die kommenden Ereignisse, nämlich den „Kreuzweg“ zum Tod. Diesen hat Jesus aktiv übernommen. Der Erzähler macht deutlich, dass der Gang Jesu der Schrift und dem Willen Gottes entspricht. Darin liegt das Besondere dieser Weissagung: Jesu Weg zum Kreuz entspricht nicht der vordergründigen Logik menschlicher Erwartungen und Planungen.

Mit einer deutlichen Warnung (Weheruf) an den Verräter wird auf das Gericht Gottes hingewiesen, das diesen trifft. Doch der Tod Jesu ist nicht vermeidbar! Es geht aber nicht darum, einen rächenden und zornigen Gott gnädig zu stimmen, sondern: Indem Jesus dem von ihm verkündeten liebenden Gott bis in den Tod die Treue hält, erweist er sich als den Menschen zugewandt. So kann der Evangelist nun vom letzten Abendmahl berichten, das Tod und Auferstehung im Abendmahlswort vorwegnimmt und damit die Zusammenfassung Jesu Werkes ist.

Die Stiftung des neuen Bundes (liturgischer Gebrauchstext)

Markus erinnert daran, dass sich die nun folgende Szene während des Mahles abspielt. Möglicherweise steht hier der Gedanke im Hintergrund, dass im Alten Orient Vertragsabschlüsse mit einem Mahl festlich begangen wurden. Jedenfalls berichtet der Erzähler vom neuen Bundesschluss Gottes mit den Menschen, der durch Jesus vermittelt ist.

Jesus spricht das Segensgebet über das Brot und gibt es seinen Jüngern mit den Worten: *Nehmt, das ist mein Leib* (Mk 14,22). Die thematische Mitte des Mahlberichtes ist die Selbsthingabe Jesu. Entsprechend verbindet er das Brot

unmittelbar mit seiner Person: Das Brot wird zum Ausdruck seines Lebens und seiner Verkündigung. Die es Essenden gewinnen mit ihm eine neue Gemeinschaft. Von hier aus schließt sich das letzte Abendmahl an die Mahle an, die Jesus mit seinen Freunden, den Jüngern und Sündern gehalten hat. Dort war er leibhaftig zugegen; jetzt repräsentiert ihn das Brot, das die Mahlteilnehmer gemeinsam verzehren.

Nun spricht Jesus über den Kelch ein Dankgebet (*Eucharistia*) und reicht ihn den Jüngern, damit sie daraus trinken. In der anschließenden Deutung bezieht Jesus den Kelch auf sein Blut. Mit diesem besiegelt er den Bund, den Gott mit den Menschen geschlossen hat.

Der Begriff „Bundesblut“ verweist auf einen Brauch im Orient und der klassischen Antike. Dort wurden Verträge durch religiöse Riten besiegelt. Dabei wurden Opfertiere geschlachtet. Dem Blut kommt an dieser Stelle symbolische Bedeutung zu: Wie die Opfertiere, so sollen diejenigen, die den Vertrag (Bund) brechen, ihr Blut vergießen. Dementsprechend wird im Buch Exodus von Mose erzählt, der das Volk Israel mit Blut besprengte und sagte: *Das ist das Blut des Bundes, den der Herr aufgrund all dieser Worte mit euch geschlossen hat* (Ex 24,8). Mit diesen Worten wurde der Bundesschluss rechtskräftig gemacht. Nach Mk 14,24 bekennt sich Jesus zu jenem Bund und erklärt zugleich sein Blut als das Blut des neuen Bundes zwischen Gott und den Menschen.

Nach biblischem Verständnis ist das Blut auch Träger des Lebens und der Lebendigkeit. Vielleicht meint die Darreichung des Kelches auch den Beginn einer neuen Lebendigkeit. Vermutlich wird durch die Aussage, vom *Blut des Bundes, das für viele vergossen wird* (Mk 14,24), also nicht nur auf den Tod Jesu Bezug genommen, sondern auch auf die neue Lebendigkeit verwiesen, die in der Auferstehung Jesu zum Ausdruck kommt. Für den Verfasser dieses Textes ist klar, dass diejenigen, die Brot und Wein, das heißt Leib und Blut Jesu genießen, sich sowohl in einer neuen Gemeinschaft mit Jesus verbinden als auch zugleich Anteil gewinnen an seinem Tod, seiner Auferstehung und dem Segen, den er freisetzt.

VERGLEICH DER ABENDMAHLSÜBERLIEFERUNGEN BEI MARKUS UND PAULUS

Markus 14,22-25

(V22) Während des Mahls nahm er das Brot und sprach den Lobpreis; dann brach er das Brot, reichte es ihnen und sagte: Nehmt, das ist mein Leib.

(V23) Dann nahm er den Kelch, sprach das Dankgebet, reichte ihn den Jüngern und sie tranken alle daraus.

(V24) Und er sagte zu ihnen: Das ist mein Blut, das Blut des Bundes, das für viele vergossen wird.

(V25) Amen, ich sage euch: Ich werde nicht mehr von der Frucht des Weinstocks trinken bis zu dem Tag, an dem ich von neuem davon trinke im Reich Gottes.

1 Korintherbrief 11,23-26

(V23) Denn ich habe vom Herrn empfangen, was ich euch dann überliefert habe: Jesus, der Herr, nahm in der Nacht, in der er ausgeliefert wurde, Brot, (24) sprach das Dankgebet, brach das Brot und sagte: Das ist mein Leib für euch. Tut dies zu meinem Gedächtnis!

(V25) Ebenso nahm er nach dem Mahl den Kelch und sprach: Dieser Kelch ist der Neue Bund in meinem Blut. Tut dies, sooft ihr daraus trinkt, zu meinem Gedächtnis!

(V26) Denn sooft ihr von diesem Brot esst und aus dem Kelch trinkt, verkündet ihr den Tod des Herrn, bis er kommt.

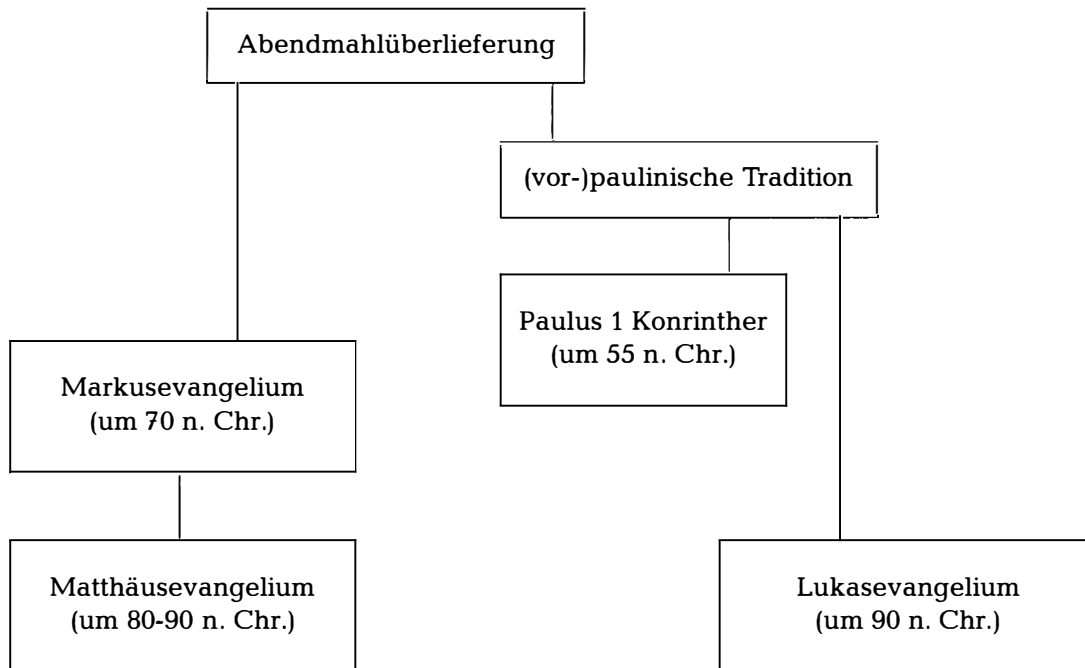
Abendmahlsüberlieferungen

Jesu letzter Tag beginnt also mit einem Mahl (nach jüdischem Zeitverständnis beginnt der Tag jeweils am Abend „unseres“ Vortages). Darauf weisen alle vier Evangelien hin. Davon erzählt auch Paulus. Das ist recht außergewöhnlich, denn der Apostel überliefert sehr selten Geschichten aus dem Leben Jesu.

Auf den ersten Blick scheint dieser Befund unproblematisch. Doch der Eindruck von der Einheit dieser Texte täuscht. Vergleicht man die fünf Darstellungen, so lassen sich zahlreiche Unterschiede erkennen. Das Johannesevangelium kennt die Einsetzungsworte nicht und erzählt dagegen von der Fußwaschung durch Jesus (vgl. Joh 13,1-20). Die synoptischen Evangelien und Paulus wissen von den Einsetzungsworten. Doch keine Fassung ist mit der anderen identisch. Offenbar gab es im Überlieferungsprozess unterschiedliche Erzähltraditionen, die sich in den Texten widerspiegeln. So sagt die Bibelwissenschaft recht übereinstimmend, dass die Abendmahlsgeschichten später der Passionserzählung hinzugefügt wurden und sie selbst einen eigenen Überlieferungsstrang bilden. Gemeinsam ist allen, dass die Auferstehung Jesu immer Voraussetzung ist und den Text als „Hintergrundmelodie“ begleitet. Die Geschichte

vom Abendmahl ist eine eigenständige Erzählung, die unabhängig von der fortlaufenden Leidensgeschichte Jesu gelesen werden kann. Die Selbstständigkeit des Textes bestätigt Paulus im ersten Korintherbrief (1 Kor 11,23-26). Vergleicht man die Darstellungen des letzten Mahles im Neuen Testament, so lassen sich zwei Traditionslinien, die möglicherweise auf eine Überlieferung zurückgehen, erkennen. Ein Seitenarm bilden die Überlieferungsvarianten von Paulus (1 Kor 11,23-26) und Lukas (Lk 22,15-20), einen zweiten die von Markus (Mk 14,22-26) und Matthäus (Mt 26,26-30). Dabei ist Matthäus deutlich eine sekundäre Ableitung von Markus. Die Einsetzungsberichte haben ein gemeinsames Interesse. Sie legitimieren die eigene Feier und normieren sie, indem sie sich am Tun Jesu orientieren. Jede Tradition aber lässt bestimmte Tendenzen erkennen. So ist die paulinische Version stärker kultisch interessiert. Bei Paulus wird im Gegensatz zu Markus der narrative Rahmen nahezu ausgelassen. Er (und auch Lukas) richtet seinen Blick in besonderem Maße auf den Nachvollzug in der nachösterlichen Gemeinde. Lukas akzentuiert die Ansage des gewaltsamen Todes Jesu, die die Gewissheit der Auferstehung andeutet. Markus erzählt dagegen eine Geschichte von Jesus, der mit seinen Jüngern Mahl hält.

DIE BIBLISCHEN TRADITIONSLINIEN DES ABENDMAHLS



Die markinische Fassung unterscheidet sich vor allem gegenüber Paulus und Lukas in den Deuteworten über Brot und Wein. Bei Markus stehen die Worte *Das ist mein Leib* für sich allein. Paulus erklärt und deutet, indem er hinzufügt: *für euch*. Das lukanische *Das ist mein Leib, der für euch dahingegeben wird* kann als Auffüllung und Parallelisierung gesehen werden.

Wesentliche Unterschiede bestehen im Becherwort. Nach Paulus setzt der Abendmahlsbecher den neuen Bund in Kraft; hier ist das Blutmotiv dem Bundesgedanken untergeordnet. Dagegen stellt Markus das Blut in den Vordergrund und ordnet ihm das Bundesmotiv unter.

Dialog mit dem Text

Mit welcher Wucht dieser Text gewirkt hat, lässt sich nicht nur daran erkennen, dass er in den Einsetzungsworten der Messe immer noch liturgisch lebendig ist, sondern er hat auch in der Theologieggeschichte deutliche Spuren hinterlassen. Schon die ersten Christen feierten – wie gesehen – das Abendmahl und unterschiedliche

Auffassungstendenzen sind erkennbar. Aber indem spekulatives Interesse (vom Text ablenkte und) nach dem Wesen des Sakramentes, nach der Art und Weise der Vergegenwärtigung und Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu Christi fragte, traten dogmatische Streitigkeiten auf. Diese finden heute in den Auffassungen vom Katholizismus und Protestantismus ihren Ausdruck. Dahinter steht die Frage, wie man sich die unbestritten reale Gegenwart Christi vorstellen muss. Die evangelische (lutherische) Seite lehrt, dass sich Leib und Blut Christi zwar mit Brot und Wein verbinden, aber die Substanz von Brot und Wein ändert sich nicht (*Konsubstantiation*). Diese Verbindung besteht während des gemeinschaftlichen Genusses von Brot und Wein im Gottesdienst. Die katholische Kirche spricht von der Wandlung, wonach Leib und Blut Christi unter den Gestalten von Brot und Wein enthalten sind. Mit den Einsetzungsworten gilt die wirkliche Gegenwart zeitlich unbegrenzt (*Transsubstantiation*). Hauptsächlich aufgrund dieser unterschiedlichen Lehrmeinungen gibt es keine gemeinsame Abendmahlfeiern zwischen den Christen unterschiedlicher Konfessionen.

Die Geschichte vom letzten Mahl Jesu hat sehr mannigfaltige Wirkungen auch in die Kunst hinein gehabt. Besonders die bildende Kunst hat sich mit ihm vielfältig beschäftigt.

Das letzte Abendmahl ist seit dem fünften Jahrhundert in der bildenden Kunst dargestellt. Die älteste Darstellung ist im Codex von Rossano (Mailänder Domschatz) zu finden. Mit der Änderung der Tischformen und -ordnung ändert sich auch das Bild. Meist sitzt nun Jesus in der Mitte, Johannes neben ihm. Das wahrscheinlich berühmteste Bild ist von LEONARDO DA VINCI (1497; in dem Refektorium von S. Maria delle Grazie in Mailand; vgl. den Bildkommentar *Sehen lernen mit der Bibel* S. 119f.). In dieser Ausführung sitzen die Jünger (auch Judas) an der Tischseite mit Christus. Dabei kann man in den Aposteln die Repräsentanten der Kirche erkennen. Die Glaubens- und Kirchengewissheit, die aus diesem Bild spricht, ist zunehmend aus modernen Bildern gewichen. Bis hin zum Aufgreifen der Idee in der Werbung. In der zeitgenössischen Kunst wird neu hinterfragt: Was ist damals geschehen? Wie reagierten die Jünger? Verstanden sie, was eigentlich passiert ist? Welche (Kirchen-)Gemeinschaft hatte sich um Jesus versammelt? Was bedeutet es, den Leib Christi zu essen und sein Blut zu trinken?

Denkanstöße

- *Erinnern*: Der Text ist ein erinnernder. Er macht Jesus erinnernd gegenwärtig. Er erinnert an seine Freundes- und Sündermahle, aber auch an seine Geschichte, die ihn ans Kreuz führte. Er erinnert auch an seine Auferweckung.
 - Wie gehen wir mit diesen Erinnerungen und Traditionen um?
 - Welche Bedeutung hat Liturgie und Ritus in der heiligen Messe für unser Leben?
- *Gemeinschaft bilden*: Markus erzählt, dass Jesus mit seinen Jüngern (auch Judas gehörte noch dazu) eine Gemeinschaft gebildet hat. Wenige Stunden später ist diese zunächst auseinander gebrochen. Um Mahl zu halten

benötigt man nicht die Gemeinschaft der Vollkommenen und Idealen! Es sind die Auf-dem-Weg-Befindlichen, die Suchenden, die Unsicheren und Zweifelnden, die mit Jesus Mahl halten.

Die Erzählung macht auch darauf aufmerksam, dass sich von Anfang an Gemeinschaften gebildet haben, um dieses Gedächtnismahl zu feiern. Vielleicht gibt es ein unbewusstes Wissen darum, dass Menschen gemeinsame Riten brauchen um ihre Identität zu festigen und zu schützen.

- Was heißt „gelungene“ Mahlgemeinschaft? Es sind auch die Auseinander-Gehenden und Gemeinschaften auf Zeit, die miteinander Mahl halten ... Und zu ihnen gehören auch die Versagenden und Verratenden.
- Muss sich nicht unsere Einschätzung derer ändern, die „würdig“ sind, am Mahl teilzunehmen und zur Mahlgemeinschaft zu gehören?
- Beachten wir, dass Freunde versagen können?
- Was heißt es, durch Leib und Blut Christi eine neue Lebendigkeit zu gewinnen?
- Lassen wir es zu, dass sich Gemeinschaften verändern und sogar auflösen?
- *Pascha feiern*: Zugleich erinnert das Abendmahl auch an das Volk, zu dem Jesus gehörte: an dessen Riten und Feiern und an das Fest des Paschamahles, an dem die Befreiung aus der Sklaverei gegenwärtig wird.
 - Wie oft vergessen wir diesen Schatz an Erfahrungen mit Gott?
 - Was heißt es, dass wir eine gemeinsame Wurzel im Bund Gottes mit den jüdischen Vätern haben?

Lesehinweise

- FRANKEMÖLLE, HUBERT, Eucharistie. A: Bibeltheologisch, in: EICHER, PETER (Hrsg.), Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe Bd. 1, München 1984, S. 297f.
- SCHNEIDER, THEODOR, Zeichen der Nähe Gottes, Mainz 1979, S. 128-186

Entdeckungen am Text

Kaum eine andere Gestalt des Neuen Testaments wird so negativ gezeichnet wie Judas Iskariot. Judas, einer der zwölf Jünger, beging das hinterhältigste Verbrechen. Er verriet Jesus an dessen Feinde und sackte dafür ein Kopfgeld von dreißig Silberlingen ein. Er ist der Verräter Jesu. „In ihm war ein Teufel“, sagt das Johannesevangelium (vgl. Joh 13,2.26); geldgierig und Selbstmörder nennt ihn Matthäus (vgl. Mt 26,14 und 27,3-10). Dafür ist er in alle Ewigkeit verdammt – des Gottesmordes für schuldig befunden. Das ist das vorherrschende Urteil in der traditionellen Theologie und der Volksfrömmigkeit. So überliefert WALTER JENS (S. 77) folgende Legende über Leonardo da Vinci: Jener suchte monatelang auf den Straßen der Stadt Mailand nach einem Verbrecher, dessen Gesichtszüge gemein genug waren als Vorbild für den Verräter Judas. Doch er fand keinen! Anscheinend wurde Judas schon in sehr früher Zeit sehr negativ gesehen. Aber sein Verrat steckt voller Rätsel. Jesus war ein stadtbekannter Mann. Trotzdem musste, so erzählen die Evangelien, Judas ihn durch einen Kuss verraten (vgl. 84 S. 238ff.). Warum diese Geheimniskrämerei und diese Heimlichtuerei nachts im Garten? Das wäre doch einfacher gegangen!

Manche Forscher vermuten, Judas sei ein politischer Eiferer gewesen, der gehofft habe, in Jesus käme der Messias, der Israel von der römischen Besatzungsmacht befreien würde. Aus großer persönlicher Enttäuschung habe er ihn ausgeliefert. Denn zum bewaffneten Kampf hat Jesus nicht aufgerufen. Hier ist allerdings ein sehr breites Feld für Spekulationen.

Wenn Judas wirklich so enttäuscht von Jesus war, hätte er doch auch beschließen können ihn zu verlassen. Dass er es dabei nicht bewenden ließ, sondern ihn an dessen Gegner verriet, schreiben die Evangelisten. In der Darstellung des Markus geht Judas Iskariot zu den Hohen Priestern um Jesus *auszuliefern*. Seine Beweggründe und Motive bleiben im Dunkeln. Ob es

Enttäuschung über Jesus, verschmähte Zuneigung oder etwas anderes gewesen ist, wird nicht erzählt. Allerdings wollen die Hohen Priester ihm für den Verrat Geld geben. Sie sehen nun die Möglichkeit gegeben, ihren Vorsatz, *Jesus mit List in ihre Gewalt zu bringen* (Mk 14,1), durchzusetzen. Ziel dieses Planes ist die Tötung Jesu. Diese Gelegenheit bietet – so inszeniert Markus – nun Judas.

Vielleicht dürfte das für die Urgemeinde ein Trauma gewesen sein: dass einer (oder gar mehrere?) aus dem engsten Kreis um Jesus in die „Auslieferung“ Jesu verstrickt war(en). Möglicherweise hat man diese Tatsache personifiziert und Judas Iskariot genannt. So wird jedenfalls verständlich, weshalb die Evangelisten versuchen, Judas von Anfang an beim Lesen und Hören ins „richtige“ – äußerst negative – Licht zu setzen.

Zumindest Text und Duktus des Markusevangeliums sehen in ihm ein Werkzeug der heilsgeschichtlichen Führung Gottes. Judas erscheint als Vollzugsorgan. Die urchristliche Überlieferung hat immer die Zugehörigkeit des Judas zum Kreis der Zwölf hervorgehoben. Seine Tat fügt sich in den umfassenden Geschehensablauf, der sich nach dem Evangelium (Mk 8,31) so vollziehen „muss“, ein.

Dialog mit dem Text

Wie kann es sein, dass Gott einen aus dem engsten Umkreis Jesu zum verfluchten Verräter werden ließ? Oder erfüllte Judas durch seinen Verrat den Willen Gottes? Braucht Gott einen Verräter?

WALTER JENS waren diese Fragen so viel wert, dass er sich mit ihnen in seinem Buch „Der Fall Judas“ (1975) auseinander setzte. Darin beschäftigt er sich mit dem Judasbild der neutestamentlichen Autoren (insbesondere dem Johannesevangelium) und ihrer Wirkungsgeschichte. Für sie ist Judas der verschlagene Verräter des Gottessohnes, Christus das unschuldige Opfer. War aber

nicht der Verrat notwendig, damit Kreuz und Auferstehung Jesu möglich werden? Eventuell ist er sogar ein Ausdruck der Liebe zu Jesus? Der Roman beginnt mit dem Antrag, „man möge ein förmliches Verfahren eröffnen, an dessen Ende die Erklärung stehen solle, dass Judas in die Schar der Seligen aufgenommen worden sei – ein Märtyrer, der Jesus Christus bis zum Tod die Treue hielt“ (S. 5). In erster Instanz wird diesem Antrag stattgegeben und begründet: „Aber Judas sagte nicht nein, sondern blieb ... bis zum Tod mit Jesus verbunden ...“

Jesus und Judas: Sie reden gleich. Sie sterben gleich. Sie handeln gleich. Die Jünger fliehen, aber die beiden, von denen jeder das Geheimnis des anderen kennt, küssen und umarmen sich; denn sie wissen: Jesus kann Judas, Judas kann Jesus nicht hindern, Gottes Gebot zu erfüllen. Nur eine kurze Weile – und sie sind am Holz vereint: Jesus am Kreuz – über ihm, sichtbar, die Schrift *Jesus von Nazaret. König der Juden*; Judas am Baum – über ihm, unsichtbar, die Worte des Herrn: *Wer sein Leben gewinnen will, wird es verlieren, doch wer es, um meinetwillen, verliert, wird es gewinnen.*

Unter diesen Zeichen befürwortet das Gericht den Antrag, Judas aus Kerieth selig zu sprechen, und fordert die Ritenkongregation auf ihm die Würde eines Märtyrers zu geben“ (JENS 62f.). Der Prozess wird nun in Rom neu aufgerollt. In einem fiktiven Bericht über dieses Seligsprechungsverfahren vertritt der Verfasser sowohl Anklage als auch Verteidigung.

Denkanstöße

- *Verraten*: Im Nachhinein weiß man es besser und vergeht fast vor Scham. Da hat man einem Menschen Unrecht getan; vielleicht über ihn gelästert oder geklatscht und Intimes weitererzählt. Jemanden verraten kann man auch in kleinen Dingen. Zwar erhält man keine Silberlinge, aber Zustimmung und Interesse: Für einen kurzen Augenblick ist man im Mittelpunkt und wichtig.
- *Schuldig werden*: Immer wieder bekommt man als Kind und auch als Erwachsene/r gesagt, was gut und böse, falsch und richtig ist. Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich als Kind samstags nachmittags von der Beichte kam und äußerst sorgsam darauf geachtet habe, bis nach dem wöchentlichen Bad ja keine Sünde zu begehen (was Sünde ist, stand ja im Beichtspiegel). Gelingt dies, so war ich der glücklichste Mensch: von innen und von außen sauber! Doch der Weg zum Leben führt nicht über Gesetze und Normen. Er führt nicht an der Schuld vorbei. Wenn ein Mensch meint, nichts mehr falsch machen zu dürfen und schon bei kleinsten Fehlern Schuld empfindet, wird er krank.

Lesehinweise

JENS, WALTER, *Der Fall Judas*, Stuttgart 1975
 WESTERHOFF-SEBALD, INGRID, *Der moralisierte Judas. Mittelalterliche Legende, Typologie, Allegorie im Bild*, Frankfurt 1996

82 Auf dem Weg zum Ölberg

Mk 14,26-31

Entdeckungen am Text

In der Komposition von Markus führt Jesu letzter Gang in Freiheit hinaus zum Ölberg. Wie lange das Mahl dauerte und wann die Gruppe mit Jesus aufgebrochen ist, interessiert den Evangelisten nicht. War es der Weg ins Nachtquartier? In welcher Stimmung machte man sich auf?

Auch auf diese Fragen gibt der Erzähler keine Antwort. Sein Blick richtet sich auf Jesus und die „nicht verstehenden“ Jünger. Denn das Gespräch auf dem Weg zum Ölberg zeigt ihr ganzes Unvermögen Jesus und sein Schicksal zu verstehen. Vielleicht geht es Markus darum zu erklären, warum die Jünger Jesus später verließen und ihm nicht mehr die Treue hielten.

Möglicherweise findet der Evangelist in dem Verhalten der Jünger und ihrem Glaubenszweifel auch die Lage der jungen Christengemeinde vorgezeichnet. Möchte er deshalb am Beispiel der Jesusjünger zeigen, wie härteste Anfechtungen die Nachfolge infrage stellen?

„Prophetische“ Voraussagen Jesu

Jesus, der immer um Nähe geworben hat, redet nun plötzlich über Entfremdung! Er spricht von der Abwendung und vom Anstoßnehmen seiner Jünger: *Ihr alle werdet an mir irre werden und ihr werdet in Verzweiflung fallen* (Mk 14,27). Markus findet in der Schrift, die er hier Jesus zitieren lässt, einen Hinweis: *Ich werde den Hirten erschlagen; dann werden die Schafe auseinander laufen und sich zerstreuen* (vgl. Sach 13,7). Spiegelt dies die Erfahrung der ersten Christen wider? War denn alles umsonst? Soll wirklich die enttäuschte Hoffnung in der Resignation enden? Das alttestamentlichen Bild kennt nur den geschlagenen Hirten und die zerstreuten Herde.

Aber Jesus wird einen neuen Anfang setzen! Durch den Verweis auf Galiläa gibt der Erzähler einen Hinweis auf den Ort des Anfangs: Dort beginnt die Jesusgeschichte und sein Weg zum Kreuz; dort beginnt – sinnbildlich gesprochen – immer wieder neu die Nachfolge Jesu. Vermutlich hat Markus in diese Szene seine Vorstellung von der Kreuzesnachfolge als Jesusnachfolge eingearbeitet. Für ihn ist der Weg zum Kreuz auch nach der Auferstehung vorgezeichnet. Mit von Ostern geöffneten Augen kann Markus Jesus prophezeien lassen, dass aus seinem Tod neue Hoffnung wachsen wird: Über allem vermeintlichen Zusammenbruch steht die Treue Gottes.

Am Glauben der Jünger wird es jedoch liegen, ob sie dies erkennen können. Werden sie den Weg nach „Galiläa“ gehen um Jesus dort zu finden? Dieser Gang ist beschwerlich. Er führt durch Angst, Resignation und Verzweiflung. Noch haben die Jünger diese Einsicht nicht gewonnen!

Das Nichtverstehen des Jüngers

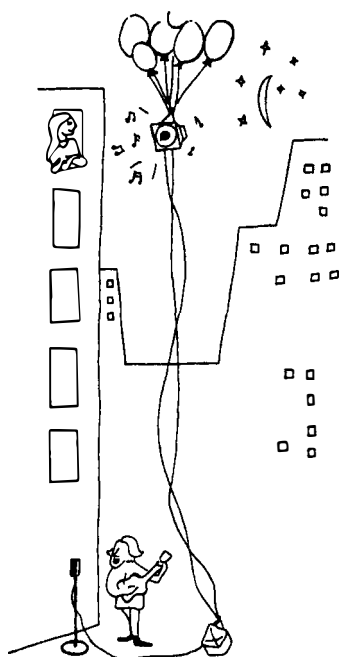
Vielleicht bildet der Gedanke, dass die junge christliche Gemeinde in ihrem Glauben noch nicht gefestigt war, den Hintergrund der nun gestalteten Petruszene. Gerade derjenige – so erzählt der Evangelist –, der sich so sicher fühlt, der mit Übermaß und Eifer redet, wird am Tiefsten fallen. Sein Versprechen, Jesus die Treue zu halten, wird gegenstandslos werden. Mit diesem Abschnitt hat der Erzähler die später folgende Verleugnungsgeschichte (vgl. 86 S. 245ff.) vorbereitet.

Das Gespräch zwischen Jesus und Petrus scheitert. Darin zeigt sich, dass selbst der Erste unter den Jüngern Jesus nicht verstehen kann. Vielleicht spiegelt sich im Verhalten des Petrus der Hochmut eines Menschen wider, der sich betont von den Übrigen abheben will. Oder es kommt in seinem selbstsicheren Auftreten eine Einstellung zum Ausdruck, die allein auf eigene Kraft setzt und darum scheitern muss. Möglicherweise will Markus aber auch an einem der späteren Leiter der christlichen Gemeinde deutlich machen, dass sogar die engsten Vertrauten von Jesus verwirrt und unverständlich waren. Auch sie mussten erst in einem mühevollen Prozess ihren Glauben finden. Dies bestätigt die Reaktion der anderen Jünger: Sie stimmen Petrus zu! Markus kann in dieser Szene zeigen, dass die engsten Freunde von Jesus für sein Schicksal uneinsichtig und blind sind. Das bedeutet für ihn absolute Verlassenheit!

Dialog mit dem Text

Nichtverstehen! Manchmal geschieht es, dass Menschen sich nicht verstehen bzw. sich nicht verstehen können. Vielleicht haben die Jünger Jesu diese Erfahrung an „Karfreitag“ gemacht. Vermutlich hatte das den Grund darin, dass sie für das Geschehen von Tod und Auferstehung Jesu keine „inneren“ Bilder hatten. Sie konnten es sich noch nicht einmal vorstellen! – Wie konnten sie es dann gar verstehen? Vielleicht kann ein kleines Experiment deutlich machen, dass Verstehen immer Bilder und

Vorstellungswelten braucht. Der folgende Text wird bei der bloßen Lektüre wahrscheinlich wie eine wahllose Aneinanderreihung von Sätzen wirken, die nichts miteinander zu tun haben: „Wenn die Ballone platzen, würde man den Ton nicht hören, weil die Entfernung bis zum richtigen Stockwerk zu groß wäre. Auch ein geschlossenes Fenster würde den Ton hindern, da die meisten Gebäude ja gut isoliert sind. Da das ganze Unternehmen darauf beruht, dass der elektrische Strom nicht unterbrochen wird, würde es auch zu Problemen kommen, wenn der Draht in der Mitte abreißen würde. Natürlich könnte der Kerl auch schreien, aber die menschliche Stimme ist nicht laut genug, um so weit zu tragen. Ein zusätzliches Problem ist, dass am Instrument etwas brechen könnte, dann gäbe es zur Botschaft selbst keine Begleitung. Es ist klar, dass bei geringerer Entfernung die Probleme kleiner wären. Bei einem face-to-face-Kontakt wäre die Wahrscheinlichkeit am kleinsten, dass etwas schief ginge“ (nach BRANSFORD und JOHNSON 1973, zit. n. HÖRMANN S. 137-138). Betrachtet man nun aber das nachfolgende Bild,



nicht fähig einen Sachverhalt zu verstehen und zu begreifen. Entsprechend erging es den Jüngern Jesu. Sie mussten sich einerseits mit dem Kreuzesgeschehen – Tod und Auferstehung Jesu – auseinandersetzen und sich andererseits auch begreiflich machen, weshalb sie das Schicksal Jesu nicht im Voraus erkannten; weshalb sie ihn nicht verstanden hatten. Der Grund hierfür ist klar: Ihnen fehlten noch innere Bilder und Vorstellungen davon, welche Bedeutung Jesus für sie hatte. Erst die neue Erfahrung mit Jesus

nach seiner Auferstehung gab seinen Worten einen erkennbaren Zusammenhang. Dass die Jünger ihren Glauben (wieder-)gefunden haben, ist das Wunder und das Geheimnis von Ostern. Jetzt erkannten sie in dem Gekreuzigten Christus, den Sohn Gottes. Aber das ist nicht alles, was geschah: In den Hebräischen Schriften fanden sie Bilder und Erklärungen, die ihnen das Geschehen veranschaulichten.

Denkanstöße

- *Petrus will Farbe bekennen:* Manchmal gibt es Situationen, in denen wir Farbe bekennen wollen und unsere Ansichten in deutlichen bzw. kräftigen Worten vertreten. Plötzlich sind wir herausgefordert, diese auch in die Tat umzusetzen. Dann bleiben wir lieber im Hintergrund! Vielleicht ist es gut, wenn man seine eigenen Kräfte und Grenzen kennt, bevor man großmülig Versprechen und Treueschwüre verkündet. Möglicherweise gehört es aber auch zum „Weiswerden“ dazu, die Spannung zwischen Worten und Taten zu erkennen und sich dann entsprechend zu verhalten.
- *Petrus will Jesus die Treue halten:* Solange Applaus und Anerkennung das Leben eines Menschen kennzeichnen, sind viele Freunde vorhanden. Es ist leicht mit der Erfolgsgeschichte anderer selbst zu glänzen und das eigene Image aufzupolieren. Solche Menschen sind dann verschwunden, wenn das Leben „schwerer“ wird. Es ist eine Binsenweisheit, die immer wieder zutrifft, dass sich erst dann, wenn Solidarität und Freundschaft wirklich gefordert werden, die wahren Freunde zeigen.
- *Jesus prophezeit Petrus sein Versagen:* Es ist nicht leicht, anderen Menschen die Wahrheit zu sagen. Es ist aber noch viel schwerer, sich die Wahrheit sagen zu lassen, sie sich einzugestehen, sie anzunehmen und zuzugeben.

Lesehinweis

HÖRMANN, HANS, Einführung in die Psycholinguistik, Darmstadt 3. Auflage 1991

Entdeckungen am Text

Die entscheidenden Stunden beginnen. Der Ölberg wird zum Berg der Entscheidung! Markus beschreibt dies, indem er den Kontrast zwischen den schlafenden Jüngern und Jesus, der sich im Gebet auf seinen Leidensweg vorbereitet, darstellt.

Der Gebetsraum Jesu

Sucht Jesus Schutz im Garten Getsemani? Es scheint als deute der Evangelist an, Jesus wollte sich nach dem Abendmahl in Sicherheit bringen. In Getsemani kennen sich die Jünger aus. Der Garten liegt unmittelbar jenseits des Kidrontals, Jerusalem gegenüber. Die Jünger waren mit Jesus in den letzten Tagen öfter an diesem Ort. Möglicherweise war aber nicht alleine die geografische Lage ausschlaggebend; auch theologische Überlegungen können den Erzähler dazu bewogen haben, diesen Ort als Rahmen für seine Geschichte zu wählen: Vor langer Zeit – so überliefert das Alte Testament – ist schon einmal einer über den Ölberg geflohen: David nahm diesen Weg, als er vor seinem eigenen Sohn Absalom fliehen musste. Nach dem Abschied von seinen Getreuen verlässt er Jerusalem: *Alle weinten laut, als die Leute (an David) vorüberzogen. Dann überschritt der König den Bach Kidron und alle zogen weiter auf dem Weg zur Steppe* (2 Sam 15,23). Die Parallele ist auffallend. Möglicherweise war der Weg durch das Kidrontal über den Ölberg also der „traditionelle“ Fluchtweg.

Das Gebet Jesu

Die Jünger begleiten Jesu in den Garten und mit ihnen die urchristlichen Gemeindeglieder. Sie sind mit Jesus zum Gebet aufgerufen. Aber nicht alle Jünger sind Zeugen. Nur ein kleiner Kreis – Petrus, Jakobus und Johannes – geht mit ihm in die Tiefe des Gartens. Vielleicht will der Evangelist damit ihren Rang als die Erstberufenen

unterstreichen. Möglicherweise leitet er ihre hervorgehobene Stellung aber auch aufgrund ihrer Position in der jungen Gemeinde ab. Doch Jesu Gebetsraum wird die Einsamkeit. Vielleicht braucht er Ruhe und Besinnung; vielleicht braucht er Kraft, bevor er seinen Weg fortsetzt bzw. seine Entscheidung trifft. Es scheint, dass Jesus von innerer Angst und Not zerrissen ist. Packte ihn die Furcht vor dem kommenden Schicksal? Wusste er, dass er in Kürze verhaftet und vor das Gericht gestellt werden würde? Auf diese Fragen gibt der Text keine Auskunft. Er weist darauf hin, dass es Stunden im Leben Jesu (und eines jeden Menschen) gibt, die durchlitten werden müssen. Markus greift hier zurück auf das Bild vom leidenden Gerechten (vgl. Ps 22,15; 31,10; 39,11; 42,12; 43,5) um Jesu Situation zu deuten. Dadurch kann er zum Ausdruck bringen, wie alle Angst und Verzweiflung eines Menschen in Jesus einen Sinn erhalten: Jesus ist auf einzigartige Weise der leidende Gerechte. In der Sprache der Psalmen (vgl. Ps 42,6.12; 43,15/ **51** S. 153) beschreibt der Erzähler die innere Not und den Todeswunsch (vgl. Jona 4,9) Jesu. Wie Jesus gebetet hat und was er wirklich gesagt hat, kann nicht rekonstruiert werden. Niemand hat Jesus beim Beten belauscht! Es bleibt die theologische Deutung der Überlieferung. Für gewöhnlich stehen die Juden beim Gebet, aber der Jesusjünger beugt die Knie. So jedenfalls kann man die Aussage interpretieren, dass Jesus sich auf die Erde warf und betete. Möglicherweise will Markus auch eine Antwort auf die ewig aktuelle Frage nach der Wirkung des Gebetes geben. Der Erzähler versucht die letzte Nacht Jesu zu verstehen. Dabei lässt er Jesus ein Gebet sprechen, in dem das „Herrengebet“ anklingt. Dies signalisiert Markus, indem er Jesus die Worte *Abba, lieber Vater* sagen lässt. Vielleicht soll die Gemeinde hier an das „Vaterunser“ (vgl. **66** S. 188f.) erinnert werden. Darauf deuten die Aussagen wie die Vateranrede, Erfüllung des Willens Gottes und die Bitte um Bewahrung vor der Versuchung hin.

Die Freunde Jesu verschlafen diese Stunde der Entscheidung. Nicht nur einmal! Obwohl Jesus sie gebeten hatte, in seiner Nähe zu bleiben und mit ihm zu wachen, schlafen sie ein. Es wiederholt sich immer wieder: Die Zeichen der Zeit werden nicht erkannt!

Mit dem Stilmittel der Wiederholung macht Markus auf die Differenz zwischen Jesus und seinen Jüngern aufmerksam: Jesus ringt mit seinem Todesschicksal – und seine Jünger schlafen!

Als Jesus zum dritten Mal vom Gebet kommt – so erzählt der Evangelist –, sagt er zu ihnen: *Steht auf ...!* Ob Jesus eine Antwort von Gott erhielt, ob sein Bitten in Not erhört wurde, darüber gibt es keine Auskunft. Er hat sich jedoch entschieden! Er wird seinen Weg gehen und seiner Bestimmung entgegentreten: *Die*

Stunde ist gekommen. Jetzt werde ich den Sündern ausgeliefert, sagt er. Der Leidensweg bleibt ihm nicht erspart, aber er hat nun die Kraft seinem Lebensschicksal entgegenzugehen. Der Erzähler spiegelt vermutlich auch die Selbstvorwürfe, die sich die Anhänger Jesu gemacht haben. Hätten sie Jesus nicht helfen können? Hätten sie die Anzeichen der Not Jesu klarer wahrnehmen können? Warum haben sie seine Unruhe nicht ernst genommen? Wie kam es dazu, dass sie ihre Visionen und Träume verloren hatten?

Erst nach dem Kreuzestod und der Auferstehung erscheint das Geschehen in einem anderen Licht. Im Nachhinein erkennen sie, dass sie unaufmerksam und achtlos waren. Ihre Müdigkeit erscheint als Schwäche!

Dialog mit dem Text

Die markinische Passion Jesu im Dialog mit alttestamentlichen Schriften (vgl. S. 239f.):

I. In Getsemani

Ps 42,6.12, 43,5

14,34: Meine Seele ist zu Tode bekümmert.

II. Vor dem Hohen Rat

Jes 53,7: ... aber er tat seinen Mund nicht auf.

14,61: Er aber schwieg und gab keine Antwort.

Dan 7,13: Da kam mit den Wolken des Himmels einer wie ein Menschensohn.

14,62: Und ihr werdet den Menschensohn zur Rechten der Macht sitzen und mit den Wolken des Himmels kommen sehen.

Lev 24,16: Wer den Namen des Herrn schmäht, wird mit dem Tod bestraft; die ganze Gemeinde soll ihn steinigen. Der Fremde muss ebenso wie der Einheimische getötet werden, wenn er den Gottesnamen schmäht.

14,64: Ihr habt die Gotteslästerung gehört. Was ist eure Meinung? Und sie fällten einstimmig das Urteil: Er ist schuldig und muss sterben.

Jes 50,6: Ich hielt meinen Rücken denen hin, die mich schlugen ... Mein Gesicht verbarg ich nicht vor Schmähen und Speichel.

14,65: Und einige spuckten ihn an, verhüllten sein Gesicht, schlugen ihn und riefen: Zeig, dass du ein Prophet bist! Auch die Diener schlugen ihn ins Gesicht.

III. Vor Pilatus

Jes 53,7: ... so tat auch er seinen Mund nicht auf.

15,5: Jesus aber gab keine Antwort mehr, sodass Pilatus sich wunderte.

Jes 50,6: Ich hielt meinen Rücken denen hin, die mich schlugen ... Mein Gesicht verbarg ich nicht vor Schmä- hungen und Speichel.

15,19: Sie schlugen ihm mit einem Stock auf den Kopf und spuckten ihn an, knieten vor ihm nieder und huldigten ihm.

IV. Kreuzigung

Ps 69,22: Sie gaben mir Gift zu essen, für den Durst reichten sie mir Essig.

15,23: Dort reichten sie ihm Wein, der mit Myrrhe gewürzt war; er aber nahm ihn nicht.

Ps 22,19: Sie verteilen unter sich meine Kleider und werfen das Los um mein Gewand.

15,24: Sie warfen das Los und verteilten seine Kleider unter sich ...

Ps 22,8: Alle, die mich sehen, ... schütteln den Kopf.

15,29: Die Leute, die vorbeikamen, verhöhn- ten ihn, schüttelten den Kopf ...

Ps 22,2: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

15,34: Eloi, Eloi, lema sabachtani?, das heißt übersetzt: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Denkanstöße

- *Schlafen*: Wenn der „Schlaf“ uns lähmt. Wie gedankenlos und oberflächlich läuft manchmal unser Leben dahin! Wer denkt schon gerne an die einsamen, quälenden Stunden? Vielleicht ist der Schlaf der Jünger aber auch die Verdrängung ihrer eigenen Angst. Menschen reagieren verschieden auf Konflikte. Die einen sind dann so aufgedreht, dass sie keine Ruhe finden. Andere dagegen weichen solchen inneren Konflikten aus, indem sie sich ins Bett legen und schlafen.
- *Aufgeben / im Stich lassen*: Es könnte ja sein, dass der eine oder andere Jünger Jesus schon aufgegeben hat. Vielleicht hat er die Sache mit Jesus innerlich schon abgehakt. „Soll er doch sehen, wie er die Nacht übersteht. Das ist doch sein Problem!“ Das klingt hart, aber es ist durchaus menschlich. Menschen lassen andere Menschen schnell im

Stich, wenn sie leiden. Sei es aus Angst, sei es aus Feigheit, sei es aus Bequemlichkeit; Gründe finden sich schnell.

- *Beten*: Jesus betet! Betet er darum, dass er diese dunklen Stunden aushalten kann? Oder bittet er darum, ihm das Bevorstehende zu ersparen? Was sind unsere Erwartungen, wenn wir beten, wenn wir Gott bitten? Jesus ringt sich gegen alle Versuchungen durch, seiner Linie treu zu bleiben und das Vertrauen in Gottes Nähe höher zu setzen als alles andere. Wir kennen seine Reaktion! War das die Konsequenz aus dem Gebet? Ist das die heilende Kraft des Gebetes?

Lesehinweise

BÖSEN, WILLIBALD, Der letzte Tag des Jesus von Nazaret. Was wirklich geschah, Freiburg i. Br. 1994
RIEMANN, FRITZ, Grundformen der Angst. Eine tiefenpsychologische Studie. Mit einer Kurzbiografie von Ruth Riemann, Basel – München 1999

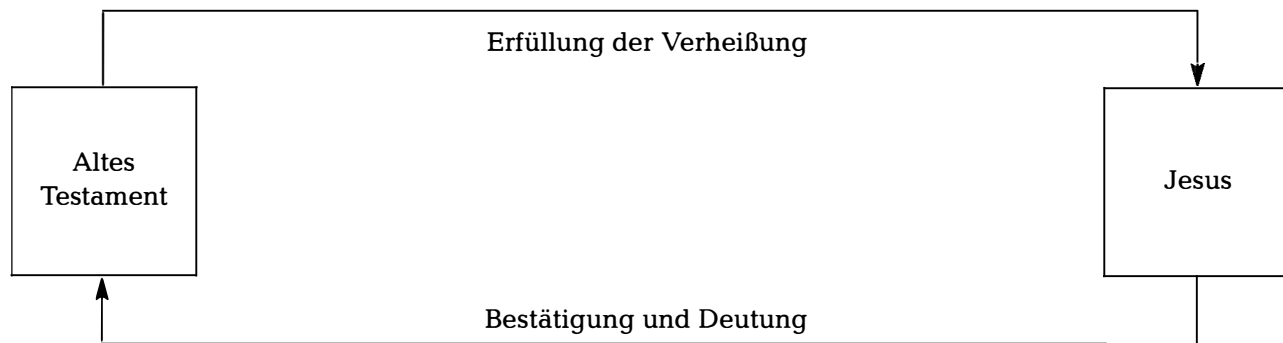
Entdeckungen am Text

Etwa vierzig Jahre nach dem Tod Jesu schreibt Markus eine Erzählung über Jesu Leiden und Sterben. Die römischen Machthaber haben Jerusalem zerstört. Das jüdische Volk ist auf der Flucht und hat den Gang ins „Exil“ angetreten. Inzwischen haben sich selbstständige christliche Gemeinden gebildet, die sich vom Judentum immer mehr trennen. Vielleicht kommt es auch innerhalb der christlichen Gemeinden zu Auseinandersetzungen mit „jüdischen Fraktionen“. Das Verhältnis zwischen Juden und Christen ist sehr angespannt (vgl. S. 196f.). Dies spiegelt sich im vorliegenden Text: Markus überliefert, wie schlecht die Beziehung von Jesus zu den Mächtigen und Verantwortlichen im Judentum von Anfang an war. Vieles deutet darauf hin, dass es sich in Jerusalem verschlechtert und zugespitzt hat. Gleich nach der Ankunft in der heiligen Stadt forschten die Hohen Priester, Schriftgelehrten und Ältesten nach einer günstigen Gelegenheit Jesus zu töten (vgl. **81** S. 231f.; Mk 14,1f. und Mk 11,18: *Die Hohen Priester und die Schriftgelehrten hörten davon und suchten nach einer Möglichkeit ihn umzubringen. Denn sie fürchteten ihn, weil alle Leute von seiner Lehre sehr beeindruckt waren*). Dies ist der Kontext, in den der Evangelist diese Geschichte stellt. Mit Judas Iskariot finden sie einen Jünger Jesu, der bereit ist ihnen zu helfen. Judas (vgl. S. 231) wird zum Handlanger der religiösen Machthaber. Während nun Jesus zu den elf Jüngern spricht, nähert sich jener mit einem stark bewaffneten Verhaftungstrupp. Sie wollen Jesus still und leise und unter Ausschluss der Öffentlichkeit aus dem Verkehr ziehen. Wie zuvor abgemacht, geht Judas auf Jesus zu. Er küsst ihn und kennzeichnet ihn so als den Gesuchten. Markus schmückt die Gefangennahme Jesu mit dieser Legende aus. Bestand doch für einen Kuss als Erkennungszeichen keine Notwendigkeit. Wahrscheinlich war Jesus den verhaftenden Wachen auch von seinen Auftritten in Jerusalem und im Tempel her bekannt.

Markus erweist sich auch hier als vortrefflicher Kenner des Alten Testaments. Dort findet sich die Tradition vom Kuss der Falschheit: In Gen 33,4 begrüßt Esau seinen Bruder Jakob mit einem Kuss; der Feldherr Davids, Joab, küsst Amasa, ehe er ihn mit dem Schwert ermordet (vgl. 2 Sam 20,9f.). In Spr 27,6 heißt es: *Treu gemeint sind die Schläge eines Freundes, doch trügerisch die Küsse eines Feindes*. Vielleicht hatte der Evangelist diesen Text im Kopf, als er die Erzählung vom „Judaskuss“ in die Leidensgeschichte Jesu aufnahm. Der, der Jesus auslieferte, missbraucht das einzigartige Symbol der Liebe und Freundschaft. Judas hat den letzten Rest von Scham verloren, als er Jesus küsste. Es ist das Ende der Beziehung zwischen Jesus und Judas. (Aus heutiger Sicht scheint es, als habe Markus mit der Erzählung vom Kuss der Falschheit und des Verrates eine unsägliche Traditionsbildung begründet, in deren Verlauf Judas zum Inbegriff für Verrat und Habgier, für Betrug und Hinterlist wird. Niemand würde auch heute noch sein Kind auf den Vornamen Judas taufen lassen! – Zudem wird Judas als der typische Vertreter des Judentums stilisiert. Besonders in der frühpatriarchischen und mittelalterlichen Ausmalung der Legende richtet dieses Judasbild viel Unheil an!)

Einer von den Anwesenden greift in diesem Augenblick zur Waffe. Alle vier Evangelien wissen von dem Widerstandsversuch. Einer der Jünger zog sein Schwert – schreibt Markus – und schlägt dem Diener des Hohen Priesters sein Ohr ab. Vielleicht ist es eine reflexartige und spontane Reaktion eines Jesusjüngers, der nicht tatenlos zusehen will, wie Jesus festgenommen wird. Vielleicht handelt es sich aber nur um ein Handgemenge, in dessen Verlauf ein Mensch am Ohr verletzt wird. Nur Lukas erzählt jetzt davon, dass Jesus das Ohr des Verwundeten heilte: So kann er noch einmal deutlich machen, dass der Mann aus Galiläa der gütige und den Menschen zugewandte Heiland ist (Lk 22,51).

JESUS UND DAS ALTE TESTAMENT BEI MARKUS



Wer mit dem Schwert den Diener verletzt hat, wird hier nicht erzählt. (Im Laufe der volkstümlichen Tradition hat diese kleine Szene die Fantasie beflügelt und zu Ausmalungen und Legendenbildung angeregt. In Joh 18,10 wird Petrus zum Angreifer und Malchus heißt nun der Verletzte.)

Nun lenkt Markus den Blick wieder auf Jesus. Jener ergreift das Wort und drückt seine Empörung über die heimliche Vorgehensweise des Verhaftungstrupps aus. Besonders die hinterhältige Art und Weise der Gefangennahme wird angeprangert. Zugleich attackiert er die Maßnahme, die den Eindruck erweckt, er, Jesus, sei ein Verbrecher.

Das Vorgehen des Kommandos deutet der Erzähler als Erfüllung der Schrift! Immer wieder bricht in dem markinischen Text die Vorstellung durch, dass nun das im Alten Testament bereits Angekündigte bestätigt wird. Dem Evangelisten ist es wichtig herauszustellen, dass die Passion von dort her interpretiert werden kann. Die Leserinnen und Leser sollen verstehen lernen, dass das Leiden und Sterben Jesu die Erfüllung der Überlieferung ist. Vielleicht überträgt Markus deshalb alttestamentliche Zusammenhänge und Bilder in die Leidensgeschichte Jesu. Für ihn ist es wichtig klar zu machen, dass der Gekreuzigte der im Alten Testament erwartete Messias ist. Dazu zieht er die Hebräischen Schriften zurate. Mit ihnen kann er das Kreuzesgeschehen besser erhellen und verständlich machen.

Jesus hatte den Jüngern vor einigen Stunden – so wurde erzählt – ins Gesicht gesagt, dass sie

ihn alle verlassen werden (vgl. Mt 4,27/ **82** S. 232ff.). Möglicherweise hatten sie auch den Willen gehabt durchzuhalten und Jesus das Gegenteil zu beweisen. Trotz aller Beteuerungen der Jünger, in Gefahr bei Jesus zu bleiben, versuchen sie nun zu entkommen. Sie fliehen – nicht nur die Elf! Es ist die bittere Wahrheit: Alle ließen ihn im Stich, obwohl Jesus sie dringlich gebeten hatte bei ihm zu bleiben, mit ihm zu beten, ihm beizustehen und diese Nacht mit ihm zu teilen. Die Erfüllung der Vorhersage Jesu beginnt.

Markus stellt ganz sachlich und nüchtern fest: Den Weg Jesu (nach) zu gehen ist nicht einfach. Menschlich ist es vielleicht ganz normal, in solchen Situationen der Gefahr zu entfliehen. Jesus, der den Willen des Vaters tut, bleibt dagegen unbeirrt. Er wird seinen Weg nun allein gehen. Wohin die Jünger fliehen, ist daher für den Erzähler uninteressant. Die Jünger – ausgenommen Petrus im Hof des Hohen Priesters – treten nicht mehr auf. Sie sind in der nun folgenden Passionsgeschichte von der Bildfläche verschwunden.

Dialog mit dem Text

Der Schriftbeleg ist für die ersten Christen der Schlüssel zum Verständnis des Leidens und Sterbens Jesu (vgl. S. 236f. und Grafik S. 243). Besonders in den Psalmen (vgl. Ps 22 [Hinrichtung], Ps 31, Ps 38, Ps 42 [in Getsemani u.v.m.]) und bei den Propheten finden sich Aussagen, die das Geschick Jesu erhellen. Einen Schlüssel

liefert das Buch Jesaja mit den so genannten *Gottesknechtsliedern*. Insbesondere im vierten Gottesknechtslied findet sich eine zentrale Lesehilfe:

Seht, mein Knecht hat Erfolg, er wird groß sein und hoch erhaben. Viele haben sich über ihn entsetzt, so entsetzt sah er aus, nicht mehr wie ein Mensch, seine Gestalt war nicht mehr die eines Menschen. Jetzt aber setzt er viele Völker in Staunen, Könige müssen vor ihm verstummen. Denn was man ihnen noch nie erzählt hat, das sehen sie nun; was sie niemals hörten, das erfahren sie jetzt.

Wer hat unserer Kunde geglaubt? Der Arm des Herrn – wem wurde er offenbar?

Vor seinen Augen wuchs er auf wie ein junger Spross, wie ein Wurzeltrieb aus trockenem Boden. Er hatte keine schöne und edle Gestalt, sodass wir ihn anschauen mochten. Er sah nicht so aus, dass wir Gefallen fanden an ihm.

Er wurde verachtet und von den Menschen gemieden, ein Mann voller Schmerzen, mit Krankheit vertraut. Wie einer, vor dem man das Gesicht verhüllt, war er verachtet; wir schätzten ihn nicht. Aber er hat unsere Krankheit getragen und unsere Schmerzen auf sich geladen. Wir meinten, er sei von Gott geschlagen, von ihm getroffen und gebeugt.

Doch er wurde durchbohrt wegen unserer Verbrechen, wegen unserer Sünden zermalmt. Zu unserem Heil lag die Strafe auf ihm, durch seine Wunden sind wir geheilt.

Wir hatten uns alle verirrt wie Schafe, jeder ging für sich seinen Weg. Doch der Herr lud auf ihn die Schuld von uns allen.

Er wurde misshandelt und niedergedrückt, aber er tat seinen Mund nicht auf. Wie ein Lamm, das man zum Schlachten führt, und wie ein Schaf angesichts seiner Scherer, so tat auch er seinen Mund nicht auf.

Durch Haft und Gericht wurde er dahingerafft, doch wen kümmerte sein Geschick? Er wurde vom Land der Lebenden abgeschnitten und wegen der Verbrechen seines Volkes zu Tode getroffen.

Bei den Ruchlosen gab man ihm sein Grab, bei den Verbrechern seine Ruhestätte, obwohl er

kein Unrecht getan hat und kein trügerisches Wort in seinem Mund war.

Doch der Herr fand Gefallen an seinem zerschlagenen (Knecht), er rettete den, der sein Leben als Sühnopfer hingab. Er wird Nachkommen sehen und lange leben. Der Plan des Herrn wird durch ihn gelingen.

Nachdem er so vieles ertrug, erblickt er das Licht. Er sättigt sich an Erkenntnis. Mein Knecht, der gerechte, macht die vielen gerecht; er lädt ihre Schuld auf sich.

Deshalb gebe ich ihm seinen Anteil unter den Großen und mit den Mächtigen teilt er die Beute, weil er sein Leben dem Tod preisgab und sich unter die Verbrecher rechnen ließ. Denn er trug die Sünden von vielen und trat für die Schuldigen ein (Jes 52,13-53,12).

Die bildende Kunst hat sich sehr häufig mit diesem Text beschäftigt. Dabei sind es vor allem zwei Szenen, mit denen sie sich auseinandersetzte: Jener Moment, da Judas seinen Meister küsst, und die Gefangennahme Jesu. Ein eindrucksvolles Bild dazu malte LOVIS CORINTH kurz vor seinem Tod am 17. Juli 1925. Es heißt: „Ecce homo“. Dieses Bild zeigt Jesus zwischen Pilatus und einem Kriegsknecht. Jesus trägt ein blutrotes Gewand und wird an beiden Händen gefesselt von dem Kriegsdienstler ab- bzw. vorgeführt. Pilatus ist als Arzt dargestellt. Die Arme Jesu zeigen schwere Wunden. Vielleicht gehört dieses Bild zu den ergreifendsten malerischen Bekenntnissen eines großen Malers.

Denkanstöße

- *Judas hat sich entschieden:* Es ist eine alltägliche Erfahrung sich entscheiden zu müssen. Es gibt immer wieder Situationen, in denen man aus mehreren Möglichkeiten auswählen muss. Nicht immer treffen wir die „richtige“ Entscheidung. Wie viele Chancen haben wir dann noch, den besseren Weg zu finden? Was bedeutet es, einmal die falsche Entscheidung getroffen zu haben?
- *Verlassen sein:* Manchmal gibt es solche Momente, in denen man sich von allen

Menschen verlassen fühlt und verlassen ist. Vielleicht liegt das daran, dass in schweren Stunden die „guten“ Freunde nicht (mehr) vorhanden sind. Wem gegenüber bin ich ein wirklicher Freund? Achte ich auf Nöte und Zwangslagen meiner Freunde?

Lesehinweise

- BROER, INGO, Einleitung in das Neue Testament. Ergänzungsband 2/I (Die neue Echterbibel), Würzburg 1998
- BROER, WERNER / SCHULZ-WESLARN, ANNE-MARIE, Verfremdung, Provokation, Deutung. Christliches in der Kunst des 20. Jahrhunderts, Hannover 1993

85 Jesus wird vor dem Hohen Rat angeklagt Mk 14,53-65

Entdeckungen am Text

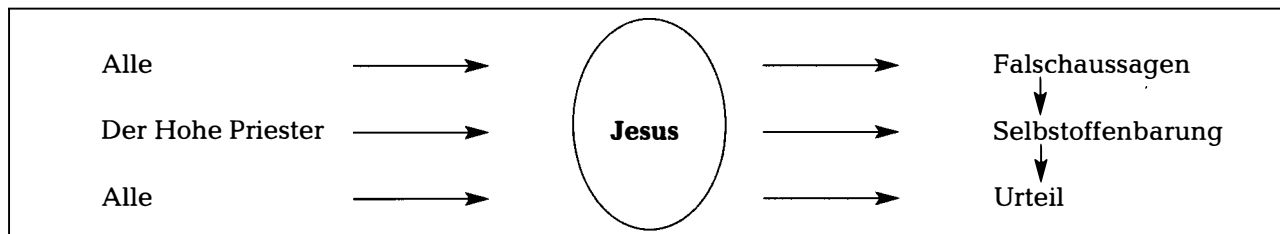
Während Simon – so erzählt Markus und bereitet die folgende Petrusgeschichte vor – sich am Feuer im Hof des Palastes vom Hohen Priester wärmt, treffen sich die Verantwortlichen des Tempels um über Jesus zu richten. Das Geschehen um Jesus nimmt unverkennbar dramatische Züge an. Von nun an ist Jesus der Gewalt ausgeliefert! Wer steht ihm zur Seite und wer tritt der Entwicklung in den Weg? Petrus ist räumlich noch relativ nahe bei Jesus. Wird er zu Jesus halten? Der Erzähler erhöht die Spannung, indem er zunächst den Blick von Petrus abwendet und ihn auf das Geschehen im Inneren des Palastes lenkt. Dort wird die Sache Jesu verhandelt. Dies entfaltet der Evangelist nun in drei Handlungssträngen: Chor – Hoher Priester – Chor.

Der Chor tritt zum ersten Mal auf

Markus erzählt wie ein Prozessbeobachter. Er erweckt den Eindruck, als sei das Urteil schon eine beschlossene Sache. Alle scheinen nur auf Jesus gewartet zu haben. Es geht nicht um seine

Verkündigung. Findet ein Scheinprozess statt? Jesus steht vor dem Hohen Rat. Dieser besteht aus dem Hohen Priester, den Ältesten und den Schriftgelehrten. – Hier herrschen die Gesetze seiner Gegner. Es geht nicht darum, Jesus einen gerechten Prozess zu machen, sondern nur darum, einen Grund zu finden ihn zu töten. Die Macht der Gegner über Jesus scheint zu wachsen. Das wird dadurch deutlich, dass eine immer größere Öffentlichkeit Anteil am Geschehen um Jesus hat. Waren es am Anfang nur die Verschwörer und das Verhaftungskommando, so wissen nun auch die Diener und Anwesenden im Hof des Hohen Priesters um den Verlauf der Gefangennahme und des Prozesses. Der Leser gewinnt den Eindruck, dass die Verhandlung mit großer Eile betrieben wird und das Ergebnis schon fest steht. Ist Jesus für die Behörden ein religiöser und politischer Aufrührer? Gibt es einen Zusammenhang mit der so genannten Tempelreinigung, die Markus in 11,15-19 überliefert? War sie eine Provokation für die herrschenden Priester? Die Realpolitiker versuchen nun Schlimmeres zu verhindern. Alle suchen nach einer rechtlichen Handhabe gegen Jesus vorzugehen. Sie versuchen voll-

DIE HANDLUNGSFOLGE DER ANKLAGE JESU



endete Tatsachen zu schaffen. Dafür werden falsche Zeugen aufgebeten. Doch diese Bemühungen laufen ins Leere. Die angeblichen Belastungszeugen widersprechen sich. Das Verfahren steht in der Gefahr zu scheitern. Offenbar will Markus in seiner Darstellung hervorheben, dass es keine stichhaltigen Gründe gegen Jesus gibt. Noch nicht einmal mit Lügen kann man gegen ihn etwas ausrichten. Jesus selbst verteidigt sich nicht gegen die falschen Anschuldigungen. Damit bewahrt er die Haltung des leidenden und gerechten Gottesknechtes (vgl. Ps 38,14-16; 39,2.10; Jes 53,7).

Der Hohe Priester

Markus zeichnet ein Jesusbild voller Stärke: Jesus steht zu dem, was er gesagt und verkündet hat. Er bleibt sich auch in dieser Stunde voller Anfeindungen treu. Als ihn der Hohe Priester fragt: *Bist du der Messias, der Sohn Gottes?* (Mk 14,62), ist seine Antwort klar und eindeutig: *Ich bin es* (Mk 14,62). Diese Passage formuliert Markus im Sinn des christlichen Bekenntnisses: Seine Gemeinde soll wissen, Jesus ist der Sohn Gottes, der Messias (griechisch: *Christos*). Er ist der Sohn des hoch Gelobten. Jetzt bekennt sich Jesus dazu – so überliefert der Evangelist –, der Messias zu sein. Nun, da sein Leben den Höhepunkt und sein Ende erreichen wird, kann seine Sendung nicht mehr im Verborgenen bleiben: Er steht offen zu seiner Sohneswürde. Der Text erklärt die Selbstoffenbarung durch zwei alttestamentliche Zitate. Mit Ps 110,1 benennt er Jesu Würde als Herrscher an der Seite Gottes und mit Dan 7,13f. bezeichnet er dessen zukünftiges Richteramt als Menschensohn. Markus bringt hier seine Glaubensüberzeugung auf den Punkt: Jesus ist der Messias, den die Hebräischen Schriften verheißen haben. Vielleicht ist das der Grund, weshalb er die Passionsgeschichte um diese Erzählung erweitert. Mit Beginn seines Werks – wie die Überschrift des Evangeliums (vgl. Mk 1,1) zeigt – führt er den Nachweis: Jesus ist der Messias. Das habe Jesus jedoch der Öffentlichkeit gegenüber zunächst verborgen. Nun aber wird sein Geheimnis von ihm selbst bekannt gemacht. Das

so genannte „Messiasgeheimnis“ hatte in der Logik des Evangeliums den Sinn, das Wirken Jesu zu schützen. Vielleicht bringt Markus damit auch zum Ausdruck, dass erst in der Erniedrigung des Leidens und Sterbens die Messianität Jesu und sein einzigartiges Gottesverhältnis offenkundig wird.

Für die Richter hat Jesus ein volles Geständnis abgelegt. Es werden keine weiteren Zeugen mehr gebraucht. Als Ausdruck der Abscheu zerreißt der Hohe Priester seine Kleider. Dies ist ein traditionelles Zeichen des Schmerzes und der Trauer (vgl. Gen 37,29; 2 Kön 18,37; 19,1 u. ö.). Für ihn hat Jesus Gott gelästert und so jede weitere Befragung überflüssig gemacht. Auf Gotteslästerung steht aber das Todesstrafe (vgl. Lev 24,11ff.; Num 15,30f.; Dtn 21,22f.).

Der Chor tritt zum zweiten Mal auf

Alle stimmen mit dem Hohen Priester überein. Sie fällen das Urteil: Jesus hat den Tod verdient. Wahrscheinlich glaubten sich die Mächtigen des Tempels im Recht. Sie sind die Gelehrten und Bibelkundigen mit legitimer Deutungskompetenz. Sie haben die Verantwortung für die Wahrung des rechten Glaubens – eben Glaubenswächter!

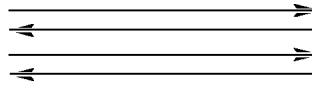
Dagegen wissen die Leserinnen und Leser: Der Prozess ist Unrecht. Jesus wird für seine Wahrheit verurteilt. Mit diesem Gedanken setzt Markus den Schlusspunkt unter die spannend geschriebene Geschichte. Beim Lesen des Textes hat man den Eindruck die Gerichtsverhandlung mitzerleben.

Bei Markus klingt das Ende sehr hart. Die Juden werden – repräsentiert durch ihre öffentlichen Vertreter – als die eigentlichen Täter dargestellt. Hier kann man förmlich spüren, wie stark der Konflikt der christlichen Gemeinden mit dem Judentum vorangeschritten war. Es wird noch einmal deutlich, dass Markus diesen Text zu einer Zeit verfasste, in der die Spannungen zwischen Christen und Juden immer schärfer und stärker wurden. Vielleicht gab es auf beiden Seiten zahlreiche persönliche Verletzungen, denn die meisten der ersten Christen waren gebürtige Juden. Wahrscheinlich schaute man

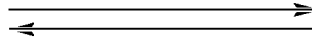
JESUS UND DIE BEZIEHUNG ZUM ALTEN TESTAMENT

Gottesknecht

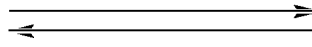
(geschlagen, angespuckt, geohrfeigt, verhüllt)



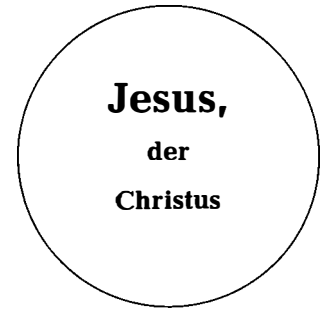
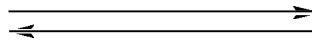
Menschensohn



Sohn Gottes



Messias



nicht mehr auf die gemeinsame Wurzel des Glaubens an Gott. Vielleicht brauchten die frühen Christen Rechtfertigungen, um sich noch deutlicher von den hebräischen Gemeinden zu unterscheiden; vielleicht wollte Markus die Eigenständigkeit und Unabhängigkeit der christlichen Gemeinde von der hebräischen Gemeinschaft hervorheben. Jedenfalls erinnert der Ablöseprozess der Christen von der jüdischen Religion an den Ablöseprozess von Jugendlichen während der Pubertät vom Elternhaus: Um zur eigenen Identität zu finden, brauchen Jugendliche Reibungspunkte und Konflikte. Sie müssen sich abgrenzen. Im Vordergrund steht das Trennende und Unterscheidende. Vielleicht weist der Erzähler deshalb dem Hohen Rat diese negative Rolle zu. Er versucht den Ablauf des Prozesses so darzustellen, als ob Jesus von den jüdischen Glaubenswächtern und nicht von der römischen Staatsmacht zum Kreuzestod verurteilt worden wäre.

Doch Markus hat kein Gerichtsprotokoll verfasst, sondern eine Erzählung geschrieben, die auch polemische Akzente setzt. Um Jesus zu töten bedürfen nämlich die jüdischen Glaubenswächter der römischen Besatzer. Palästina war von der Weltmacht Rom besetzt. Hier gilt das römische Recht. Insbesondere Todesurteile mussten von den Römern bestätigt werden. Das erwähnt Markus hier nicht. Er bringt nur einzelne wichtige Episoden des Prozesses – dennoch klingt der Text wie ein Drehbuch. Mit dem Todesurteil hat Jesus in den Augen seiner Gegner nun jede Würde verloren. Man macht mit ihm, was man will. Einige spucken ihn an und verhöhnen ihn. Jesus aber schweigt! *Ich*

hielt meinen Rücken denen hin, die mich schlugen, und denen, die mir den Bart ausrissen, meine Wangen. Mein Gesicht verbarg ich nicht vor Schmähungen und Speichel (Jes 50,6).

Dialog mit dem Text

Scheinprozesse werden und wurden schon zu allen Zeiten geführt – immer dann, wenn das Leben der Menschen zum Spielball der Politik und der Mächtigen wird. Ihr Einflussbereich lässt die Position des Richters, der Anklage und des Angeklagten verschwimmen. – Wer muss vor wem geschützt werden? Tyrannen und Diktaturen „entledigen“ sich auch heute noch jener Menschen, die unbequem oder ganz einfach anders sind.

In der jüngeren deutschen Geschichte finden sich zahlreiche Beispiele dafür, wie in angeblichen Gerichtsverfahren Menschen zu langen Haftstrafen oder gar zum Tode verurteilt worden sind. Die Urteile standen schon von vorneherein fest. Prägnante Beispiele finden sich in der Zeit des „Dritten Reiches“ (1933-1945).

So führte der Unmut über die Verbrechen der Nationalsozialisten dazu, dass sich 1942 an der Universität München eine Widerstandsgruppe bildete. Diese nannten sich „Die Weiße Rose“. Zu ihren führenden Mitgliedern gehörten u. a. die Geschwister HANS und SOPHIE SCHOLL. Zunächst traf sich die Gruppe in geheimen Veranstaltungen. Aber irgendwann schlug ihre Widerstandsbereitschaft in die Tat um. Am 18.2.1943 verteilen Hans und Sophie Scholl Flugblätter in der Universität München. Ein

Hausmeister beobachtet sie dabei. Sie werden von der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) festgenommen und abgeführt. Im Wittelsbacher Palais, dem Gestapo-Hauptquartier, werden sie mit der für die Geheime Staatspolizei berüchtigten Brutalität verhört. Nur vier Tage später, am Montag, dem 22. Februar 1943, beginnt um 10.00 Uhr die Gerichtsverhandlung. Eigens ist Roland Freisler, der Präsident des Volksgerichtshofs, aus Berlin nach München angereist. Er führt den Vorsitz über das Tribunal gegen die Geschwister Scholl. Wahrscheinlich steht für ihn das Urteil schon fest. Die Anklage lautet auf „landesverräterische Feindbegünstigung, Vorbereitung zum Hochverrat und Wehrkraftzersetzung“. Freisler, der die Verhandlungen führt, spielt sich als Ankläger auf. Die Pflichtverteidiger setzen sich während der Verhandlung nicht für ihre Mandanten ein. Während der Verhandlung verteidigen sich die Geschwister nicht. Sie versuchen jedoch ihr Verhalten zu begründen. So meint Sophie Scholl: „Was wir sagten und schrieben, denken ja so viele, nur sie wagen es nicht es auszusprechen.“ Nach gut dreieinhalb Stunden ist der Prozess zu Ende. Freisler gibt um 13.30 Uhr die Todesurteile gegen die Geschwister Scholl bekannt; sie werden um 17.00 Uhr vollzogen. Sophie und Hans Scholl werden enthauptet.

Denkanstöße

- **Folter:** Folter ist auch heute keine Randerscheinung oder gar Geschichte; Folter ist aktuell! Nach Angaben von *amnesty international* werden in über sechzig Ländern Menschen gefoltert bzw. grausamer, unmenschlicher oder erniedrigender Behandlung ausgesetzt. Auch heute noch fügen Menschen anderen Menschen physische und bzw. oder psychische Schmerzen zu. Damit versuchen sie einen bestimmten Zweck zu erreichen:
 - Man will politische Gegner, ihr Umfeld oder die gesamte Bevölkerung einschüchtern.
 - Man versucht von einem Menschen oder einem Dritten Geständnisse zu erpressen.

- Man glaubt Menschen für eine tatsächliche oder mutmaßlich von ihnen begangene Tat zu bestrafen.
- Man hat die Absicht einen Menschen zu zerbrechen oder seine Identität zu zerstören.
- **Glaubenswächter:** Oft sind Menschen der „Gefahr“ ausgeliefert zu wissen, wie man zu glauben hat. Sie meinen die Erlösung gefunden zu haben! Sie werden zu Glaubenswächtern! Ist Glaube nicht aber etwas Lebendiges, etwas, das man immer wieder neu suchen muss? Der Glaube selbst verändert sich und verändert den Menschen, der glaubt. Dann, wenn man stillsteht, wenn man glaubt die Wahrheit gefunden zu haben und nicht mehr zweifelt, wird es gefährlich. Hüten wir uns vor absoluten und abgeschlossenen Wahrheiten! Suchen wir nach einem gesunden Zweifel!
- **„Ich bin der Messias“**, sagt Jesus: Jesus und seine Jünger waren fromme Juden. Bei der Rückbesinnung auf die eigenen Wurzeln entdeckt man die Bedeutsamkeit des Alten Testaments. Die Frage „Wer ist der Messias?“ bewegte schon immer die jüdischen Gemeinden. Und es kam dann mit der Antwort der Christen „Jesus ist der Messias“ zum Bruch mit dem traditionellen Judentum. Messias – das ist die Heilshoffnung, das ist der Retter des Volkes vor Unterdrückung. Sollte es nicht einem erwachsenen Christentum eine Aufgabe sein sich mit seinen Anfängen zu versöhnen? Sind uns die Gemeinsamkeiten mit dem Judentum bewusst? Ist uns klar, dass Jesus als Jude gelebt und geglaubt hat? Haben sich die alttestamentlichen Verheißungen erfüllt, die mit der Erwartung eines Messias verbunden waren? Was bedeutet uns die Aussage, dass Jesus der Christus, der Gesalbte ist? Wenn Markus dies von Jesus sagt, knüpft er an Hoffnungen des Judentums an. An Hoffnungen, die auch für uns Christen Grundlage unseres Glaubens sind.

Lesehinweis

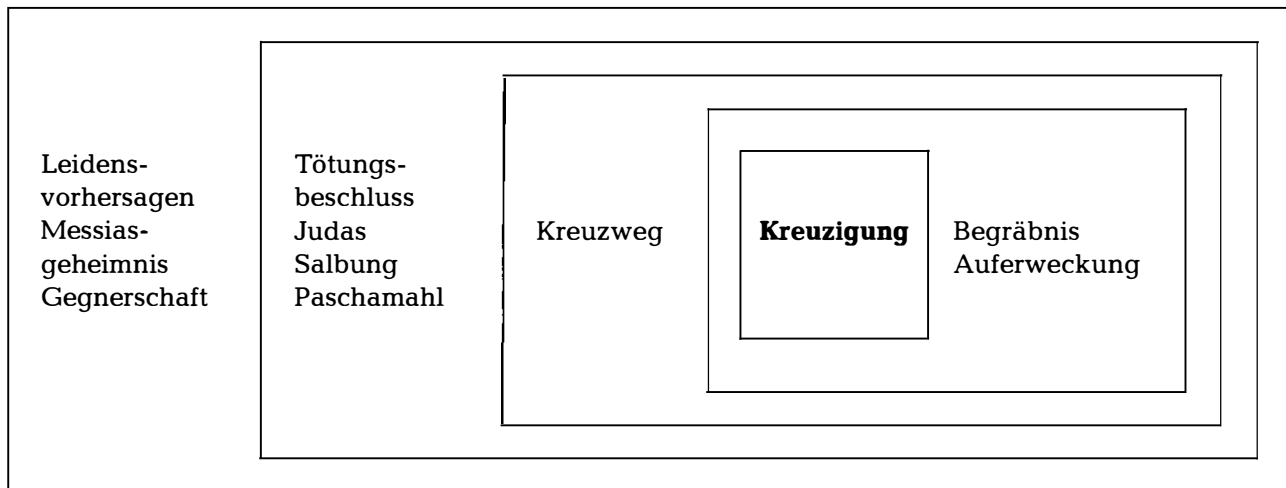
JENS, INGE (Hrsg.), Hans Scholl – Sophie Scholl. Briefe und Aufzeichnungen, Frankfurt 1994

Entdeckungen am Text

Szenenwechsel ... Bisher war Jesus die Hauptperson und Mittelpunkt der Erzählung; jetzt richtet sich der Blick auf Petrus. Dieser Text verlangsamt die Geschehnisse, die zum Kreuz und dem Tod Jesu führen: Wenige Stunden nach der Verhaftung und wenige Stunden nach dem Versprechen, treu zu Jesus zu stehen, verleugnet Petrus seinen Meister! Ist es nicht merkwürdig, dass Markus gerade hier einen solchen Text

überliefert? Auf den ersten Blick hat er doch nur am Rande mit dem Kreuzweg Jesu zu tun. Zudem zeichnet er von einem der führenden Apostel der jungen Gemeinde ein „schillerndes“ Bild. Petrus war doch einer der Jünger, der zum engeren Kreis um Jesus gehörte, auf den man sich berufen konnte. Dazu gibt es eine Theorie: Markus hat in seinem Evangelium auf eine Urfassung vom Leiden und Sterben Jesu zurückgegriffen. Möglicherweise hat die Geschichte von Petrus dort gefehlt.

VON DER KREUZIGUNG ZUR LEIDENSVORHERSAGE



In konzentrischen Kreisen könnten sich die Überlieferungen vom Leben und Leiden Jesu um die zentrale Geschichte von der Kreuzigung gelegt haben.

Dieser Urtext kannte wahrscheinlich nur die Erzählung von der Kreuzigung, eine Geschichte von der Grablegung und eine dritte von der Auferstehung. Vermutlich drängte eine solche komprimierte und zusammenfassende Überlieferung schon früh auf eine doppelte Erweiterung (siehe unten).

Die Anreicherung nach vorne ergab sich vielleicht aus dem Nachdenken darüber, wie und warum es zur Katastrophe auf Golgota kam. Die Erweiterung nach hinten ergab sich aus dem Verlangen der ersten Christen, mehr von den Ostererfahrungen zu hören. (So wurde auch das Markusevangelium durch die Verse Mk 16, 9-20



erweitert. Dieser Nachtrag macht deutlich, wie groß das Bedürfnis nach Osterüberlieferungen war!)

Auf diese Urfassung konnte Markus bei seinem Entwurf zurückgreifen. Mit ihr konzipiert er die Leidensgeschichte Jesu. Womöglich verfolgt er dabei mehrere Ziele: Einerseits wollte er die Tradition der Überlieferung wahren; andererseits versuchte er aber auch sie so zu aktualisieren, dass die Probleme und Nöte der Menschen darin vorkommen. Seine Leserinnen und Leser sollen sich darin wiederfinden! Sie sollen „zwischen den Zeilen“ Antworten auf ihre Probleme und Fragen erhalten.

Möglicherweise wurde deshalb die Petruszählung schon früh in den zentralen Teil der Passionsgeschichte aufgenommen (und von den Evangelien übernommen). Markus bringt sie als „Gleichnis“ von einem Menschen, der seine Zugehörigkeit zu Jesus dreimal (= vollkommen) verleugnet. Dreimal wird dieser angesprochen und ebenso oft bestreitet er Jesus zu kennen. Ja, er distanziert sich nachdrücklich von ihm. Dann aber kommt die Wende. Der Schrei des Hahnes lässt ihn erschrecken: Damit greift die Erzählung die Ankündigung Jesu auf: *Amen, ich sage dir: Noch heute Nacht, ehe der Hahn zweimal kräht, wirst du mich dreimal verleugnen* (Mk 14,30).

Die Leserinnen und Leser können nun erahnen, was die Umkehr des Petrus verursacht: die Erinnerung an Jesus, an seine Worte und Taten. Die Erzählung lässt das Versagen des Petrus erkennen. Sie zeigt aber auch ein Vorbild für den Weg zurück zu Jesus.

Eine merkwürdige Geschichte, die gerade hier überliefert wird! Sie macht auf einen zentralen Beweggrund von Markus aufmerksam, warum er das Leben Jesu aus österlichem Blickfeld aufgeschrieben hat: *Erinnere dich! Erinnere dich daran, dass Jesus sagte: Jetzt ist die Zeit da: Das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium!* (vgl. Mk 1,15/ 61 S. 173ff.).

Es könnte sein, dass der eine oder andere Jünger Jesu in der christlichen Gemeinde schon aufgegeben hatte und die Sache mit ihm innerlich abgeschlossen hatte. Möglicherweise waren sie resigniert und traten den Rückzug an. Hier ermutigt Markus seine Leserinnen und Leser. Er

ermahnt sie und versucht, ihnen einen Weg zeigen, wie sie den Glauben lernen und leben können. Die Lage der jungen Gemeinde in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts war sicherlich schwierig. Von außen wuchs die Bedrohung und es gab erste größere Verfolgungen. Im Inneren gab es erste Risse. Die rasante Entwicklung des Beginns der Christengemeinschaften verlangsamte sich; das Feuer des Anfangs schien zu erlöschen.

Vielleicht hat der Erzähler gerade diese Situation im Auge, wenn er am Beispiel des führenden Apostels zeigt, dass selbst der, der immer seine Treue zu Jesu bekannte und der zum engsten Freundeskreis gehörte, versagt und resigniert hatte – aber nach einem schweren Versagen wieder zu Jesus zurückgefunden hat.

Möglicherweise verarbeitet dieser Text zugleich auch das Verhalten der Jünger, insbesondere des Petrus. Sie hatten sich – so Markus – aus dem Garten Getsemani in die Flucht begeben. Die Voraussage Jesu, dass Petrus sich von ihm lossagen werde, erfüllte sich. Die Frage, wie es denn nun wirklich um die Jünger in dieser Nacht stand, wird nicht beantwortet. Was aber, wenn sich die Elf – darunter auch Petrus – gleich zu Beginn des Kreuzweges Jesu abgesetzt haben? Vielleicht sind sie aber auch erst nach der Kreuzigung geflüchtet – nach Galiläa. Auf Galiläa weisen die Erscheinungen des Auferstandenen hin. Vor allem dort (und in Jerusalem) „zeigt“ sich der Auferstandene. Möglicherweise endete erst da die Ohnmacht und die Hoffnungslosigkeit der Jünger: *Erinnere dich!*

Dialog mit dem Text

Die Jesusjünger, insbesondere der Zwölferkreis, sind Ursprung und Anfang der nachösterlichen Gemeinde und gewährleisten die Kontinuität zwischen irdischem Leben Jesu und der urchristlichen Gemeinde. Die Zwölf, unter denen die Erstberufenen Simon und Andreas sowie Jakobus und Johannes eine besondere Stellung einnehmen, sind Zeugen der Wirksamkeit und des Lebens Jesu. Insbesondere Simon Petrus war eine Säule der urchristlichen Gemeinde. Aber

Markus kennt ihn nicht nur als jemand, der von Anfang an Jesus nachgefolgt ist, sondern auch als jemanden, der gern im Übermaß (vgl. Mk 14,29) und *überlaut* (vgl. Mk 14,31) redete, aber im entscheidenden Augenblick *nicht wusste, was er sagen sollte* (vgl. Mk 14,40). Und als wirklich jemand Jesus nachfolgen musste, als ein Kreuzträger von Nöten war (vgl. Mk 15,21), musste ein Fremder einspringen. Petrus macht, zumindest im Markusevangelium, einen kantigen und schwierigen Eindruck: Er begegnet bekennd und enthusiastisch, aber auch verschlafen (vgl. Mk 14,37ff.; vgl. auch Apg 12,6) und verängstigt. Vermutlich hatten er und die anderen im Tiefschlaf in Getsemani sogar ihre Hoffnung, ihre Träume und Visionen verloren. Vielleicht aber zeigt Markus in dieser Person, wie der Anfang eines Jesusjüngers aussehen kann. Vielleicht veranlasst gerade das Verhalten von Petrus eben nicht zur Verdrängung von Schuld und Versagen, sondern zur (An-)Erkenntnis eigener Schwäche und eigener Angst – und damit Menschen, sich selbst offen und ehrlich anzunehmen. Der Apostel wird in der Passionsgeschichte zum Verbündeten aller Verängstigten und aller, die versagen.

Denkanstöße

- *Versagen*: Ein solches Bild passt nicht ganz zu dem Ideal des Petrus, der in der Apostelgeschichte wie ein Held und Heiliger vorgestellt wird. Vielleicht zeigt der Evangelist Markus, indem er auch die Schattenseite des führenden Apostels vorstellt, ein ehrlicheres und menschlicheres Bild von Petrus. Vielleicht ermutigte dies auch die Kirche, ihre eigenen Schattenseiten zu sehen und ernst zu nehmen. Zugleich ermahnt Markus die Kirche zu allen Zeiten, ihren Worten auch Taten folgen zu lassen.
- *Verleugern*: Man kann mit Fingern auf Petrus zeigen und denken: Wie konnte er nur?

Lesehinweis

FÜSSEL, KUNO / FÜSSEL, EVA, Der verschwundene Körper. Neuzugänge zum Markusevangelium, Luzern 2001

87 Pilatus spricht das Todesurteil

Mk 15,1-15

Entdeckungen am Text

Wie kann jemand, der am Kreuz hingerichtet wurde, der Messias, der Sohn Gottes sein? Am Kreuz sterben doch Räuber, Rebellen und Mörder! Auf diese oder ähnliche Bedenken mussten die ersten Christen Antworten geben und Position beziehen. Als Zeuge dafür, dass Jesus nicht in die Gruppe der Verbrecher und Staatsfeinde gehört, bietet Markus sogar den römischen Statthalter Pilatus auf: Er will Jesus sogar freilassen.

Auslieferung Jesu an die Römer

Der Verhaftungstrupp bringt Jesus zu dem Haus des Statthalters Pilatus. Die Juden können ihr

Todesurteil nicht selbst vollstrecken. Sie brauchen die Hilfe der römischen Besatzer. Mit dieser Überleitungserzählung beginnt der Text; dadurch werden die Geschehnisse in der Passion Jesu geordnet und miteinander verbunden. Er ist in der Sprache eines Polizeiprotokolls formuliert und gewinnt so dokumentarischen Charakter. Möglicherweise will Markus dadurch auf die Realität des Kreuzweges hinweisen. Wenn er dabei die Verben *fesseln – abführen – ausliefern* benutzt, dann hat das (wieder) eine biblische Folie: Das Fesseln verdeutlicht die Ohnmacht Jesu, der wie der leidende Gerechte (Ps 26; Jes 52,13-53,12) an die Heiden ausgeliefert wird.

Befragung durch Pilatus

Sofort beginnt die Verhandlung gegen Jesus. Während der Evangelist auf der einen Seite Pilatus als großzügigen Machthaber und nachsichtigen Richter Roms schildert, wird auf der anderen Seite mit Absicht die Obrigkeit der Juden belastet. Sie boxen das Urteil durch und hetzen das Volk auf. Vielleicht wollte Markus (und mit ihm die anderen Evangelisten) die römische Macht nicht allzu sehr anprangern. War man doch als Minderheit auch auf das Wohlwollen des Römischen Reiches angewiesen. Obwohl Pilatus am Prozess Jesu und seiner Hinrichtung maßgeblich beteiligt war, kommt ihm im Evangelium eine eher gemäßigte Position zu. Denn im Gegensatz zur Darstellung in der Leidensgeschichte charakterisieren die profanen Quellen (PHILO; FLAVIUS JOSEPHUS u. a.) Pilatus als einen gewalttätigen und grausamen Prokurator. Der Text behandelt ihn sehr nachsichtig. Diese Milderung geht auf die Handschrift der Evangelisten zurück. Man erkennt, dass der Vorwurf gegen die Juden sich steigert. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt werden die Vorwürfe massiver und pauschaler. Über das Lukasevangelium und die Apostelgeschichte kann eine sich steigernde Kampagne gegen das Judentum festgestellt werden. Lukas legt Petrus sogar in den Mund: *Ihr [die Juden] habt Jesus verraten und vor Pilatus verleugnet, obwohl dieser sich entschieden hatte ihn freizulassen* (Apg 3,13). Die Juden werden immer mehr angeklagt. Ein solcher Befund ermahnt zu größter Vorsicht gegenüber der historischen Frage. Die Erzählung über die Verhandlung setzt ein. Pilatus verhört Jesus: *Bist du der König der Juden?* (Mk 15,2). Es ist dieselbe Frage wie die des Hohen Priesters. Wahrscheinlich will Markus noch einmal auf das christliche Bekenntnis aufmerksam machen. Vielleicht wollte er auch schon hier die Kreuzesinschrift präsentieren. Oder hatte diese Frage einen politischen Hintergrund? Sah Pilatus in Jesus einen gewaltbereiten Aufrührer? Die Antwort Jesu ist kein entschiedenes „Ja“ und kein zurückweisendes „Nein“. Der Erzähler lässt es offen. Möglicherweise möchte er seine

Leserinnen und Leser motivieren darüber nachzudenken, ob Jesus auch für sie der König der Juden ist.

Der erste Teil des Verhörs scheint nicht zu einem eindeutigen Ergebnis zu führen. Die Ankläger müssen noch einmal ihre Vorwürfe hervorbringen. Markus hält es nicht für nötig, diese zu benennen. Vielleicht will er nur noch einmal die aktive Rolle der jüdischen Führung hervorheben. Das Ergebnis des Verfahrens steht ja auch schon fest!

Jesus antwortet mit keinem Wort – trotz der Aufforderung durch Pilatus. Von jetzt an schweigt er – bis zu seinem Todesschrei. Es ist (fast) alles gesagt; er hat nun nichts mehr hinzuzufügen.

Barrabas

Die Geschichte nimmt eine neue Wendung und die Verhandlung schlägt in eine Tumultszene um. Mit dem Verweis auf die „alte Gewohnheit“ des Statthalters, an einem hohen Festtag einen Gefangenen freizulassen, setzt sie neu ein. Ein gewisser Barrabas ist zusammen mit anderen Rebellen wegen eines Mordes, den er bei einem Aufstand begangen hatte, inhaftiert. Die Erzählung ist bewusst konzipiert und so ausgerichtet, dass Barrabas im Kontrast zu Jesus steht. Der markinische Grundgedanke, Jesus als den gerechten Gottesknecht zu zeigen, wird durch den Gegensatz zum Aufrührer wieder offensichtlich: Jesus ist kein Verbrecher. Er ist der *unschuldig leidende Gerechte* (Ps 38,20; 109,5; Jes 53,9). Die Szene spitzt sich zu. Das Volk zieht hinauf zum Verhandlungsort und fordert die Freilassung des Mörders. Damit gelingt es dem Erzähler, den Unrechtscharakter des Geschehens noch einmal deutlich hervorzuheben. Ob Pilatus zu taktieren versuchte, ob er wirklich von der Unschuld Jesu überzeugt war, ist dem Text nicht zu entnehmen. Jedenfalls versucht Markus zu zeigen, wie sich alle gegen Jesus verschworen haben.

Pilatus wird hier gezeichnet als einer, der durchaus spürt, dass dieser Jesus etwas Besonderes ist. Er zögert und windet sich hin und her, ist vorsichtig. Und er versucht Jesus zu retten,

ohne in seiner Zwangslage etwas falsch zu machen. Dabei soll ihm Barrabas helfen. Will Pilatus in seiner Reaktion wirklich dem Volk die Entscheidung über Jesu Leben oder Tod übergeben? Will er die Verantwortung der Volksmenge zuschieben?

Indem der Evangelist Pilatus dreimal fragen lässt, was er mit dem *König der Juden* tun soll, unterstreicht er in kräftigen Farben die Ungerechtigkeit, die Jesus vom jüdischen Volk angetan wurde. Nun bringt er zum ersten Mal das *Kreuzige ihn!* Die tendenziöse Darstellung springt ins Auge.

Markus lässt offen, ob Pilatus ein geschickter Taktierer ist. Jedenfalls fügt sich die Vorstellung, sein oberstes Ziel sei Ruhe in dem besetzten Gebiet aufrechtzuerhalten, in das entwickelte Bild gut ein. Einen Aufruhr und gar einen Aufstand in Jerusalem wollen die römischen Besatzer vermeiden. Um dem Volk Genüge zu tun, wird Barrabas freigelassen und Jesus auch von Pilatus zum Tode verurteilt.

Dialog mit dem Text

Ist es nicht so, dass man von Gott alles andere erwartet als das Erdulden von (Seelen-)Not, Grausamkeit und Qualen? Wir Menschen wünschen uns doch einen Gott, der stark ist und einem solchen Treiben Einhalt gebietet.

Manchmal hoffen und erwarten wir, dass Gott dem Leid mit aller Macht entgegentritt. Kann der Mensch zu einem Gott, der selbst leidet, der Angst und Schmerzen erfährt, überhaupt eine Beziehung aufnehmen? Kann er an einen solchen Gott glauben?

Vielleicht haben diese Überlegungen FRIEDRICH DÜRRENMATT dazu inspiriert, seine Erzählung „Pilatus“ kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges (1946) zu verfassen. Ausgangspunkt des Prosastücks ist die Idee, was denn wäre, wenn Pilatus von Anfang an gewusst hätte, wer ihm im Gerichtssaal gegenübersteht und wen er verurteilen muss. „Wie die schweren Eisentüren geöffnet wurden, die seinem Throne am Ende des Saals gegenüberlagen, und wie sich ihm aus den offenen Riesenmäulern die Menge

entgegengoss, ... erkannte er, dass der Mensch, der ihm vom Pöbel wie ein Schild entgegengeschoben wurde, niemand anderes war als ein Gott; doch wagte er ihn nicht ein zweites Mal mit seinem Blick zu streifen, weil er sich fürchtete“ (S. 99).

Diesem „Blick“ des Pilatus folgt die Erzählung. „Es lag eine bedingungslose Unterwerfung in diesen (Jesu) Augen, die aber eine heimtückische Verstellung sein musste, weil dadurch die Grenze zwischen Gott und Mensch aufgehoben und so Gott Mensch und Mensch Gott geworden wäre“ (S. 100).

Dürrenmatt analysiert nicht, sondern beobachtet. Er beschreibt auch keinen historischen Ablauf, obwohl die bekannten Stationen der Passionsgeschichte (Vorführung vor Pilatus, Herodes, Geißelung, Kreuzigung, Tod und Auferstehung) den Text gliedern. Im Mittelpunkt steht die Sicht – der Blick – des Pilatus. Vielleicht steht er für den Menschen an sich. Jesus ist nur im Spiegel erkennbar.

Schon bevor Pilatus Jesus dann zu Herodes schickt, ist ihm bewusst, dass Herodes den Gott nicht behalten wird. Er ahnt, dass „er der Einzige war, der die Wahrheit erkannt hatte“ (S. 102). Was ist das aber für ein Gott? Ist dieser Gott gekommen „ihn zu töten“ (S. 102)?

Die vertrauten Gottesbilder des Pilatus scheinen fragwürdig zu werden. Dürrenmatts Pilatus will „den Gott“ zwingen, entsprechend seinen Gottesvorstellungen zu handeln: „Die Männer umschritten den Gott wie zum Tanz, berührten wie zum Spiel mit den schmalen Peitschen seinen Leib, um dann plötzlich in rasender Wut auf ihn einzuhaufen, wobei sich die bleiernen Köpfe tief in den Leib Gottes gruben, sodass sein Blut aus dem Fleisch brach, was ihn (Pilatus), der ruhig gesessen, mit unendlicher Qual erfüllte, da er im Geheimen erwartet hatte, die Peitschen würden an Gott wie an Marmor abgleiten“ (S. 109).

Vielleicht erkennt Pilatus, aber er begreift diesen Gott nicht. Kann er ihn überhaupt verstehen? Wo ist der Sinn? Für Pilatus scheint dieser darin zu liegen, dass sich Gott endlich als der Starke, der Überlegene, der Allmächtige und Rächende verhält. So treibt er es dann auf die Spitze, da es ihm bisher „nicht gelungen war, den Gott zum

Handeln zu zwingen“ (S. 111): Er lässt Jesus kreuzigen! Jetzt endlich erwartet er eine „göttliche“ Reaktion und begibt sich zur Hinrichtungsstätte: „Die Pferde wurden unruhiger, je näher sie der Stätte kamen, wo die Kreuze aufgerichtet waren, mit dem mittleren des Gottes, das leer und kahl in den Himmel ragen musste, an das sich vielleicht der Gott selbst lehnte, nackt und schön, laut lachend, um den zu zerreißen, der nun heranritt“ (S. 114). Doch Pilatus muss erkennen, dass der „Gott“ Jesus Christus anders ist: „... und wie sein Blick hinaufglitt, bog sich der Leib schwer mit langgezogenen Armen herab, die wild in den Himmel gereckt waren, und gerade über seinem Gesicht hing das tote Antlitz des Gottes“ (S. 114f.). Und als er die Botschaft vom leeren Grab erfährt, zögert er keinen Augenblick um sich zu überzeugen. Doch auch beim Anblick der leeren Höhle kommt es zu keiner Begegnung. Pilatus findet in diesem Gott kein „Du“: „... und wie sich die beiden Augen (von Pilatus) öffneten, waren sie kalt“ (S. 115).

Denkanstöße

- *Kreuzige ihn!*: Welche Abgründe sich in Menschen auftun, wenn sie in der Menge auftreten können, wenn sie anonym bleiben können, wenn sie sich aufwiegeln lassen! Diese erschreckende Beobachtung gilt nicht nur für die im Text benannten Menschen jüdischen Glaubens, dies gilt auch und vor allem den christlichen Menschen, betrachtet man die tragischen und abscheulichen Auswirkungen,

die die tendenziöse und polemische Darstellung des Judentums im Laufe der Jahrhunderte in der Christengeschichte hatte. Wieviel Schuld haben wir Christen auf uns geladen!

- *Ausliefern*: Aus reiner politischen Korrektheit stellt Pilatus sich dem Todesurteil nicht entgegen. Betrachtet man den Hinrichtungsbeschluss gegen den unschuldig Gerechten und die davon ausgehende Botschaft, dass diesem Menschen alle Schuld aufgebürdet wird und dass solches Unrecht nicht mehr geschehen darf, so stellt sich immer neu die Frage nach unserer politischen Korrektheit. Gilt es nicht im Sinne Jesu Stellung zu beziehen?
 - Warum lassen wir es aber zu, dass zu Kriegen aufgerufen wird; dass Völker manipuliert werden und viele Unschuldige sterben müssen?
 - Warum lassen wir es zu, dass Menschen anderer Religionen diskriminiert und verfolgt werden?
 - Warum lassen wir es zu, dass „alle über einen Kamm geschoren werden“ – so wie es die Evangelisten in tragischer Art und Weise getan haben –: *die Juden, die Palästinenser, die Afghanen; die Amerikaner?*

Lesehinweise

- DÜRRENMATT, FRIEDRICH, Gesammelte Werke, Band 5, Erzählungen, Zürich 1996, S. 97-115
- KUSCHEL, KARL-JOSEF, Jesus im Spiegel der Dichter. Mensch, Gott und Jesus in der Literatur des 20. Jahrhunderts, Düsseldorf 1997, S. 194-206
- KUSCHEL, KARL-JOSEF, Jesus im Spiegel der Weltliteratur. Eine Jahrhundertbilanz in Texten und Einführungen, Düsseldorf 1999, S. 284-302

88 Jesus wird verspottet

Mk 15,16-20a

Entdeckungen am Text

Verraten, ans Kreuz geschrien, zum Tode verurteilt und dem Spott preisgegeben: Die Passionserzählung zeichnet in erschütternden Bildern das Leiden und bei der Lektüre wird man unmittelbar in das Geschehen hineingezogen: Die Folter und

Demütigung Jesu werden spürbar. Markus entwickelt dies in einer Szene: In Anlehnung an Jes 53,3.7.8. stellt er die Misshandlung des „Gottesknechtes“ vor (vgl. S. 239f.). Für den Evangelisten und seine Gemeinde ist Jesus der, der für die Menschen die Sünden trug und für die Schuldigen eintrat.

Dieses Bekenntnis entfaltet der vorliegende Text. Pilatus hat das Todesurteil gesprochen. Doch zuvor wird Jesus der rohen Gewalt und Brutalität der Soldaten ausgeliefert. Sie überführen ihn in das Innere des Praetoriums. Der Erzähler entwirft das Bild einer makabren Aufführung. Er deutet eine derbe und demütigende Maskerade an und lässt Jesus die Insignien der hellenistischen Vasallenkönige überreichen. Jesus wird ausgezogen und vor versammelter Mannschaft werden ihm ein äußerst schmerzhafter Dornenkranz aufgesetzt sowie ein Purpurmantel umgehängt. Die Kohorte verspottet Jesus als *König der Juden*. Die Soldaten machen sich lustig, indem sie, wie in einem Stegreifspiel, eine Huldigungsszene darstellen. Sie schlagen und bespucken ihn. (Vielleicht entwickelt der Mensch ja Vergnügen daran, als der Mächtige und Starke die Schwachen und Ausgestoßenen zu unterdrücken.) Jesus beginnt den furchtbaren Gang zum Kreuz mit der erbarmungslosen Folter und ist der rücksichtslosen und gnadenlosen Härte schutzlos ausgeliefert.

Dialog mit dem Text

Einen Höhepunkt in der Passionsdichtung und eines der ergreifendsten Kirchenlieder ist das von JOHANN SEBASTIAN BACH vertonte Gedicht von PAUL GERHARDT „O Haupt voll Blut und Wunden“. Gerhardt dichtete 1656 diese Passionsmeditation, angeregt durch ein mittelalterliches Lied, kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg, inmitten von Zerstörung, Pest und Tod. Besonders die erste Strophe, in der das Haupt des zu Kreuzigenden angesprochen wird, steht mit dem besprochenen Text in engem Bezug. Mit den Worten „Gegrüßet seist du mir!“ hatten die Soldaten Jesus verspottet. Gerhardt nimmt ihre Worte auf und wendet sie nun aber ins Positive. Fast geht unter, dass es sich hierbei um den Messias „mit höchster Ehr und Zier“ handelt:

1. O Haupt voll Blut und Wunden,
voll Schmerz und voller Hohn,
o Haupt, zum Spott gebunden
mit einer Dornenkron,

o Haupt, sonst schön gezieret
mit höchster Ehr und Zier,
jetzt aber hoch schimpfieret:
Gegrüßet seist du mir!

In der zweiten Strophe wendet sich der Beter von dem dornengekrönten Haupt zum Gesicht. Wie mag das geschundene Gesicht von Jesus ausgesehen haben? Es ist erschreckend, was Menschen alles erfinden, damit andere Menschen ihr Gesicht verlieren. Oder um andere Menschen zu quälen und zu verunstalten, wie es Gerhardt hier beschreibt.

Von Strophe zu Strophe geht die Meditation vom fassungslosen Betrachten immer mehr in eine Gewissheit über, dass die Kreuzigung mehr bedeutet, als zunächst sichtbar ist. In der vierten Strophe identifiziert sich Gerhardt sogar mit dem Gekreuzigten: „Nun, was du, Herr, erduldet, ist alles meine Last; ich hab es selbst verschuldet, was du getragen hast.“ Doch er kommt zu der Gewissheit, dass die Kreuzigung ihm auch Gelegenheit gibt die Nähe zu Christus zu erfahren („Erkenne mich, mein Hüter, mein Hirte, nimm mich an. – Ich will hier bei dir stehen, verachte mich doch nicht.“). Von der Betrachtung des Gekreuzigten zieht das Lied eine Linie zum eigenen Sterben. Sie erreicht ihren Höhepunkt in den beiden letzten Strophen. Dort, wo kein Mensch mehr mitgehen kann, wo der Mensch nur noch dem Tod gegenübersteht, spricht der Dichter die Worte der Hoffnung und bittet, dass Jesus ihn begleitet und in das ewige Leben führt. Der Betende kommt zu der Gewissheit, dass durch den Tod Jesu dem eigenen Tod die Macht genommen wurde:

10. Erscheine mir zum Schilde,
zum Trost in meinem Tod
und lass mich sehn dein Bilde
in deiner Kreuzesnot!
Da will ich nach dir blicken,
da will ich glaubensvoll
dich fest an mein Herz drücken.
Wer so stirbt, der stirbt wohl.

(EVANGELISCHES GESANGBUCH Nr. 85)

Denkanstöße

- „*Wir sind nicht schuld*“ hört man immer wieder. Schon auf den ersten Seiten der Bibel wird das beschrieben: Adam sagt zu Gott: „Die Frau, die du mir gegeben hast, hat mich verleitet.“ Und Eva sagt: „Die Schlange betrog mich.“ Ein Sprichwort sagt: „Hinterher will es keiner gewesen sein.“ Die Frage, wie weit Menschen schuldig oder unschuldig sind, ist ungewöhn-

lich schwierig. Ein Beter der Psalmen spricht: *Wer bemerkt seine eigenen Fehler? Sprich mich frei von Schuld, die mir nicht bewusst ist!* (Ps 19,13). Ein ungewöhnliches Gebet! Vielleicht verhilft es aber dazu, sich nicht dauernd rechtfertigen zu müssen und die Fehler immer bei anderen zu suchen.

Vielleicht hilft es den Gedanken zu meditieren, den Paul Gerhardt in der vierten Strophe seines Gebetes so formuliert: „Ich hab es selbst verschuldet, was du getragen hast.“

89 Jesus wird gekreuzigt

Mk 15,20b-32

Entdeckungen am Text

Kann selbst die schreckliche Kreuzigung den Glauben der ersten Christen nicht erschüttern? Auf der Suche nach Verstehenshilfen entdecken sie die alttestamentliche Prophezeiung über das Geschick des leidenden Gerechten (vgl. Ps 22) als Interpretationshilfen (vgl. S. 256f.). In nüchternen und sachlich formulierten Versen stellt Markus die Kreuzigungsszene dar. Ohne große Ausschmückung verzichtet er auf emotionale Einschübe. Die Kreuzigung Jesu ist so inszeniert, dass der Leser/die Leserin eigene Urteile treffen muss. Der Text ist in kurzen Sätzen formuliert; durch die Verben des Handelns wirkt er sehr dynamisch:

Die Soldaten *führen* Jesus ab, *zwingen* ihn das Kreuz zu *tragen*, *bringen* ihn nach Golgota, *kreuzigen* ihn.

Die Leute *kommen*, *schütteln* den Kopf und *rufen*.

Die Hohen Priester *verspotten* und *rufen*.

In den Einzelaussagen finden sich Anklänge an Zitate und Motive aus den Hebräischen Schriften der Bibel. Das heißt: Der vorliegende Text ist gedeutete Geschichte und enthält eine Vielzahl von ineinander verschränkten Glaubensaussagen. Zentrum des Textes ist die Tatsache der Kreuzigung bzw. der Kreuzeserhöhung Jesu. Für Markus ist das Bekenntnis zum gekreuzigten Messias zentral. Um dies zu betonen erwähnt er Orte (Golgota, Zyrene), stellt Personen (Simon, Alexander, Rufus) vor und bringt Zeitangaben. Man kann vermuten, dass der Evangelist auf gottesdienstliche Anordnungen zurückgreift um die Passionsgeschichte zu strukturieren. Vielleicht sollen diese liturgischen Formen auch in seiner Erzählung legitimiert werden.

ERZÄHLUNG UND GLAUBENS-AUSSAGEN NACH MARKUS

Erzählung

Der Weg zur Hinrichtungsstätte →

Jesus wird gekreuzigt →

Jesus wird verspottet →

Bekenntnis

Jesus ist der leidende Gerechte nach dem Modell der alttestamentlichen Erwartung

Jesus ist der König der Juden

Jesus ist der Messias (Christus) und der König von Israel

Der Weg zur Hinrichtungsstätte

Die Erzählung beginnt mit der Schilderung des letzten Weges Jesu; er wird als einsam und verlassen illustriert. Er endet auf dem Berg, der Golgota heißt. Markus übersetzt für seine Gemeinde dieses aramäische Wort mit *Schädelhöhe*.

Um das Geschehnis zu erklären entwirft der Evangelist eine anschauliche Szene: Der Verurteilte muss das Querholz des Kreuzes selbst tragen und wird wie ein Verbrecher hinausgeführt. Darin kann man wieder eine Anspielung auf eine alttestamentliche Bibelstelle (Lev 24,14; vgl. Num 15,35f.) sehen.

Auf dem Weg zur Schädelstätte ergreift das Hinrichtungskommando einen unbeteiligten Passanten. Sie zwingen ihn, Jesus das Kreuz tragen zu helfen. Die Person wird identifiziert: Es ist Simon von Zyrene, der zum Kreuztragen verpflichtet wird. Zudem werden auch seine beiden Söhne Alexander und Rufus erwähnt. Wahrscheinlich waren alle drei der markinischen Gemeinde gut bekannt. Möglicherweise wollte der Evangelist damit seiner Gemeinde sagen: „Den kennt ihr. Einer von uns war dabei! Er ist Zeuge für das Geschehene. Ihn könnt ihr befragen.“

Vielleicht wollte der Evangelist aber auch zum Ausdruck bringen, dass der Jesusjünger immer auch Kreuzträger ist. Obwohl Simon von Zyrene gezwungen wird das Kreuz zu tragen, wird er für die Leserinnen und Leser zum Vorbild. Es fällt auf, dass Markus genauso wie in 8,34 formuliert: *Er rief die Volksmenge und seine Jünger zu sich und sagte: „Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“* Das Kreuz steht hier nicht nur als Symbol für den Märtyrertod; es gilt auch als Zeichen, das die Last der ersten Christen versinnbildlicht. Für den Erzähler meint Jesusnachfolge nicht einen einzigen Glaubensakt. Nachfolge ist ein lebenslanges Bekenntnis „hinter Jesus her“. Möglicherweise ist eine solche Einstellung gerade in einer heidnischen Umwelt, in der es Anfeindungen und Unverständnis für den Glauben an einen Gekreuzigten gibt, wichtig. Jesusnachfolge – so sagt der Evan-

gelist immer wieder – heißt Kreuzesnachfolge! Kreuzträger sind Menschen, die das Kreuz in ihrem und in dem Leben anderer erkennen; Kreuzträger sind Menschen, die sich auf Christus hin verändern.

Markus erzählt weiter: An der Hinrichtungsstätte angekommen, wird Jesus ein Betäubungstrank aus Myrrhe und Wein angeboten. Er lehnt das berauschende Getränk ab und geht seinen Weg bewusst zu Ende. Er hat wirklich und ganz bewusst *unsere Krankheit getragen und unsere Schmerzen auf sich geladen* (Jes 53,4).

Jesus wird gekreuzigt

Die Erzählung gestaltet nun die Kreuzigung. Mit äußerster Knappheit wird die Szene beschrieben. Der Kontrast zwischen der Dramatik des Geschehens und der Nüchternheit der Sprache ist auffällig. Es werden keine Einzelheiten genannt, sondern in nur vier Worten wird der Vollzug der Todesstrafe festgestellt: *Dann kreuzigten sie Jesus.*

Ob tatsächlich die Kleider verteilt wurden oder nicht, ist aus dem Text nicht herauszulesen. Wahrscheinlicher ist die Vermutung, dass Markus diese Szene aus Psalm 22,19 heraus entwickelt hat: *Sie verteilen unter sich meine Kleider und werfen das Los um mein Gewand.* Das Bild des leidenden Gerechten (Ps 22) tritt immer stärker in den Vordergrund.

Jesus ist von allen verlassen, von allem beraubt und ausgestoßen! Es ist offensichtlich: Markus deutet das Kreuzesgeschehen mit Hilfe des Alten Testaments (vgl. S. 236f., S. 239f. und S. 256f.)! Besonders die Zeitangaben dritte, sechste und neunte Stunde markieren das Geschehen. Vermutlich weisen sie auf die Gebets- und Gottesdienstzeiten der markinischen Gemeinde hin. Möglicherweise sollen sie diese liturgische Tradition legitimieren.

Das Kreuz ist aufgerichtet. Die Hinrichtung geht ihrem Höhepunkt entgegen. Die Schuldtafel wird aufgestellt; sie trägt die Aufschrift: *Der König der Juden*. Wahrscheinlich hat sich der Evangelist auch hier wieder von seinem christologischen Anliegen leiten lassen. Aus welchem anderen Grund sollte er diesen eigentlich nicht

erwähnenswerten Vorgang herausheben? Für ihn steht das Bekenntnis zu Jesus, dem König der Juden, im Vordergrund (vgl. Mk 15,2.9.12. 18.32).

In der gesamten Evangelientradition ist überliefert, dass Jesus zusammen mit zwei Räubern hingerichtet wurde. Vielleicht deutet auch dies auf die Verspottung des Königs der Juden hin. Es ist schon widersinnig: Jesus, der die Gewaltlosigkeit verkündet und gelebt hat, wird bei seiner Hinrichtung umrahmt von zwei Gewaltverbrechern. Vielleicht hatte der schriftkundige Erzähler das Jesajawort: ... *weil er sein Leben dem Tod preisgab und sich unter die Verbrecher rechnen ließ* (Jes 53,12) im Ohr, als er diese Darstellung formulierte.

Jesus wird verspottet

Der Markustext enthält auch hier deutliche Spuren erzählerischer Ausgestaltung im Rückgriff auf alttestamentliche Motive: *Alle, die mich sehen, verlachen mich, verziehen die Lippen, schütteln den Kopf* (Ps 22,8) und: *Über dich klatschen in die Hände alle, die des Weges ziehen. Sie zischeln und schütteln den Kopf* (Klgl 2,15).

Jesus ist dreimaligem Spott ausgeliefert:

Die Vorübergehenden lästern und spotten über Jesus. Sie fordern ihn heuchlerisch zu Selbstrettung auf. Das Tempelwort spielt auf den Vorwurf vor dem Hohen Rat (Mk 14,58) an. Auch die Hohen Priester und Schriftgelehrten beteiligen sich am Spott der Menge. Mit der Aufforderung zum Herabsteigen wünschen sich die Gegner ironisch faktische Beweise der Messianität Jesu.

Selbst die beiden Mitgekreuzigten stimmen in diesen Chor der Verspottung ein. Der Erzähler entwickelt spiegelverkehrt jene Botschaft, auf die es ihm in der Leidensgeschichte ankommt: Jesus zeigt – ganz Mensch –, dass er als der verspottete Gerechte den Willen Gottes erfüllt.

Der Ohnmächtige ist gegen alle Widersprüche der Mächtige. Oder wie es Paulus in ersten Brief an die Korinther formuliert: *Denn das Wort vom Kreuz ist denen, die verloren gehen, Torheit; uns aber, die gerettet werden, ist es Gottes Kraft* (1 Kor 1,18).

Dialog mit dem Text

Der Kreuzweg ist seit Jahrhunderten eine liturgische Form, sich auf das Leiden und Sterben Jesu einzulassen. Möglicherweise auch, um das Leiden Jesu besser verstehen zu können.

Der Brauch den Kreuzweg zu beten entstand im 14. Jahrhundert in Jerusalem. Dort führten Franziskaner christliche Pilger zu den vermeintlichen Leidensorten Jesu. Sie betrachteten mit ihnen die Leidensgeschichte Jesu. Nach Europa zurückgekehrt begannen die Pilger, die Kreuzweg-Stationen in ihren Heimatorten darzustellen. Vielleicht hatten sie das Bedürfnis, ein Stück der in Jerusalem gemachten Erfahrung mit nach Hause zu nehmen und immer wieder zu entdecken. Aus diesem Verlangen entstanden dann die Kreuzweg-Stationen, die man noch heute in vielen Kirchen und an manch einem Wanderweg findet.

Die Zahl der Stationen variierte zunächst zwischen sieben und dreiundvierzig. Erst im 16. Jahrhundert setzte sich die heute übliche Zahl von vierzehn Stationen durch. Im Kreuzweg sind neben neutestamentlichen Aussagen weitere, teils legendarische Einzelheiten aufgeführt (siehe Denkanstöße S. 255f.).

In neuester Zeit findet alljährlich in ganz Deutschland der so genannte Kreuzweg der Jugend statt. Der Bund der deutschen katholischen Jugend (BDKJ) gibt dafür jedes Jahr neue Texte und Bilder heraus. Viele Jugendliche haben dadurch diese Gebetsform für sich neu entdeckt.

DER KREUZWEG

- I. *Jesus wird verurteilt:* Was sind die Gründe für die Verurteilung? Passt er den Menschen nicht ins Konzept? Stört er die Ruhe und das Gesetz der Verantwortlichen?
- II. *Jesus nimmt das Kreuz:* Jesus stellt sich dem Tod! Er redet sich nicht heraus und sucht keine Ausreden. Er bleibt sich selber treu!
- III. *Jesus stürzt unter der Last des Kreuzes:* „Jetzt aber hat er mich erschöpft. Den Kreis der Freunde hast du mir verstört ... Ein Trauergewand hab ich meiner Haut genäht, mein Horn in den Staub gesenkt. Mein Gesicht ist vom Weinen rot und Dunkel liegt auf meinen Wimpern“, so erlebte schon Ijob (16,6.15.16) seine Leidensgeschichte. Das Leid kann die letzten Kräfte rauben. Doch Jesus wird wieder aufstehen und sein Leid tragen. Vielleicht, weil er in seinem Leid auch das fremde Leid mitträgt.
- IV. *Er begegnet seiner Mutter Maria:* Maria war bereit sich auf eine Verbindung auf Lebenszeit einzulassen. Von Anfang an ging sie das Risiko des Glaubens ein. Mit der Gefahr von Enttäuschungen und mit aller Verantwortung!
- V. *Simon von Zylene hilft Jesus das Kreuz zu tragen:* Auf dem Weg trifft man immer Menschen. Sind sie bereit zu helfen? Welche Gründe gibt es das Kreuz mitzutragen? Spürt Simon die Not Jesu? Oder ist es nur der Zwang, der durch die Machthaber ausgeübt wird?
- VI. *Veronika reicht Jesus das Schweiß Tuch:* Oft sind es die Frauen, die sich ganz auf Jesus einlassen. Die Jünger sind während der Passion von der Bildfläche verschwunden. Doch Frauen zeigen den Mut, Werke der Barmherzigkeit zu tun!
- VII. *Jesus stürzt ein zweites Mal:* Menschen können zerbrechen. Manchmal aus Angst vor dem Schicksal, manchmal aus Angst vor Veränderung und vor der Zukunft.
- VIII. *Frauen beweinen ihn:* Weinen lässt die Schmerzen nicht verschwinden; vielleicht hilft es aber die Situation zu ertragen. Um Jesus ist es fast „mensenleer“ geworden. Jedoch Frauen erspüren das Leiden Jesu. Tragen sie es in ihrem Weinen mit?
- IX. *Er stürzt ein drittes Mal:* Die Menschen sagen: „Es ist aus mit ihm!“ Der Tod wird das letzte Wort haben. Wird seine Idee am Kreuz sterben? Müssen die Menschen ihre Hoffnung begraben?
- X. *Jesus wird entkleidet:* Er hat nichts mehr entgegenzusetzen. Manchmal gibt es Situationen im Leben eines Menschen, die man nur noch ertragen kann.
- XI. *Jesus wird hingerichtet:* Sie schreiben: Jesus von Nazaret – der König der Juden. Sie meinen das Gegenteil!

XII. *Jesus stirbt:* Jesus geht seinen Weg bis ans Ende. Warum muss diese Lösung durch das Leid gehen? Weshalb ist das Kreuz eine Antwort auf die bedrückenden Rätsel dieser Welt? Oft nehmen Menschen noch nicht einmal wahr, dass „hinter“ ihnen der Tod steht. Und manchmal hat man den Eindruck, dass der Tod triumphiert:

- durch die erschossenen Männer und Söhne.
- durch die Leichenberge der Kriege.
- durch die vergewaltigten Töchter.
- durch die Pogrome von Auschwitz bis Serbien und den **Terror von New York** bis nach Afghanistan.

XIII. *Der Verstorbene wird in den Schoß seiner Mutter gelegt:* Was geht in der Frau vor, die Jesus ausgetragen und geboren hat? Verzweiflung? Unendliche Trauer? Trägt ihre Hoffnung oder ist sie der Mutlosigkeit gewichen?

XIV. *Grablegung Jesu:* Es wird getan, was getan werden muss: Erde zu Erde, Staub zu Staub! Kann der Stein, der alles zudecken soll, auch die Hoffnung begraben? Brechen Hoffnung und Licht wieder hervor?

90 Jesus stirbt am Kreuz

Mk 15,33-41

Entdeckungen am Text

Was wird jetzt? Was kann nach dieser Tragödie noch kommen? Gibt es noch Hoffnung? Vielleicht sind es diese Fragen, die Markus beschäftigten.

Die Katastrophe ist deutlich. Sogar die Leserin/der Leser muss Jesus verlassen; man kann sich nicht mehr mit ihm identifizieren, sondern erlebt seinen Tod aus der Beobachterrolle. Die Menschen- und Gottverlassenheit des Gekreuzigten ist auf dem Höhepunkt. Es gibt keine Verständigung, keine Kommunikation mehr. Alle stehen daneben oder sehen von weitem zu.

Die Vernichtung – der Tod – das Ende? Die Erzählung vom Sterben Jesu ist der Höhepunkt der gesamten Passionsgeschichte. Der Evangelist erweist sich wieder als rabbinisch geschulter Theologe und Kenner der Hebräischen Bibel. Er geht in diesem Text sehr komplex mit der Überlieferung und der Schrift um. Das hat womöglich folgenden Sinn: Markus will hier im Kreuzesgeschehen den Beginn des

neuen Bundes mit Gott zum Ausdruck bringen. So ist das Bekenntnis des römischen Hauptmanns *Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn* die zusammenfassende Deutung des Geschehens.

Der Schrei

Der Evangelist leitet mit einer Zeitangabe das Ende des Todesweges Jesu ein. Dabei bedient er sich, um die Trauer und das unfassbare Ausmaß des Todes Jesu zu illustrieren, eines Bildes: Das Sterben wird begleitet von einer dreistündigen Finsternis. Der ganze Kosmos ist davon erfasst. Zum letzten Mal vergeht die Zeit von drei Stunden: Die Stunde der Erfüllung ist gekommen!

Jesus ist am Tiefpunkt angelangt: Von allen verlassen – dem Tode nahe.

In dieser Situation hören die Umstehenden den Todesschrei Jesu. Der Evangelist unterlegt den Schrei Jesu mit den Worten: *Eloi, Eloi, lema sabachtani?* Das sind die Anfangsworte des Psalms 22. Der Psalm ist ein Text aus dem baby-

lonischen Exil (585 v. Chr.). Er greift den Gedanken vom leidenden, dem Tod verfallenen und dem wieder auflebenden König auf. Auch Israel fühlte sich im Exil gottverlassen und verachtet. Man muss diesen Psalm mithören um den Schrei zu verstehen:

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen, bist fern meinem Schreien, den Worten meiner Klage? ... Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch, der Leute Spott, vom Volk verachtet ...: „Er wälze die Last auf den Herrn, der soll ihn befreien! Der reiße ihn heraus, wenn er an ihm Gefallen hat.“ ... Ich bin hingeschüttet wie Wasser, gelöst haben sich all meine Glieder. Mein Herz ist in meinem Leib wie Wachs zerflossen. Meine Kehle ist trocken wie eine Scherbe, die Zunge klebt mir am Gaumen, du legst mich in den Staub des Todes ... Man kann all meine Knochen zählen; sie gaffen und weiden sich an mir. Sie verteilen unter sich meine Kleider und werfen das Los um mein Gewand.

Wo ist Gott, wenn Menschen so leiden? Wo ist er, wenn Menschen so grausam sterben müssen? Ist er fern? Hat er Jesus in diesem Moment verlassen? Diese Fragen stellen sich den Leserinnen und Lesern. Und vielleicht, weil Jesus auch in dieser äußersten Verlassenheit nicht ohne Hoffnung gewesen ist, kann der Leser auch den Ausblick in Psalm 22 mithören, der die Rettung besingt: *Denn er hat nicht verachtet, nicht verabscheut das Elend des Armen. Er verbirgt sein Gesicht nicht vor ihm; er hat auf sein Schreien gehört ... Die Armen sollen essen und sich sättigen; den Herrn sollen preisen, die ihn suchen. Aufleben soll euer Herz für immer ... Vom Herrn wird man dem künftigen Geschlecht erzählen, seine Heilstat verkündet man dem kommenden Volk; denn er hat das Werk getan.* Diese im Psalm besungene Rettung klingt im Schrei des Gekreuzigten mit. Vielleicht ist der Schrei Jesu am Kreuz die Konkretisierung und Sprechweise der Stimme Gottes. Vielleicht ist es der Schrei Gottes angesichts des Leides. Wird hier deutlich, was Markus meinte, als er Jesus beim letzten Abendmahl die Worte sagen ließ: *Das ist mein Blut des*

Bundes, das vergossen wird für viele? (vgl. **80** S. 226ff.).

Möglicherweise zeigt der Evangelist, indem er auf die Hebräische Schrift zurückgreift, dass Jesus, der Sohn Gottes, den alten Bund nicht außer Kraft setzt, sondern erfüllt: Der Gott der Tora bindet sich an das Schicksal des Sohnes im Schrei und der Kreuzeserhöhung.

Der Tod

Die Szene entfaltet sich dann weiter: Einige der Dabeistehenden machen sich über den Sterbenden lustig. Sie verhöhnen ihn und fordern ihn auf sich selbst zu helfen. Wollen die Spötter abwarten um zu sehen, ob Jesus vom Kreuz steigen kann? Sie glauben und hoffen es ja selbst nicht!

Ein Mann, so erzählt der Text, gibt Jesus einen Schwamm mit Essig. Dies soll seinen Tod hinauszögern. Auch hier klingt eine Stelle aus dem Alten Testament mit: *Sie gaben mir Gift zu essen, für den Durst reichten sie mir Essig* (Ps 69,22). Die Umstehenden wollen wegen des Spektakels die Todesqualen verlängern. Doch das Schauspiel findet ein Ende: *Jesus aber schrie laut auf. Dann starb er.*

Bis zuletzt bleibt Jesus den Gesetzmäßigkeiten und Verhältnissen dieser Welt unterworfen. Wie bei der Erzählung von der Kreuzigung überliefert Markus das Sterben Jesu in einer ausgesprochen nüchternen Sprache. Die Leserinnen und Leser erfahren nur das Wesentliche. Der Evangelist bringt keine religiöse Erbauungsliteratur, sondern erzählt sachlich von dem Ereignis des Todes.

Zugleich riss der Vorhang des Tempels, der den Blick auf das „Allerheiligste“ verhindern sollte, entzwei. Vielleicht wird damit ausgedrückt, dass Gott in der Stunde des Todes Jesu ganz unverhüllt ist und sichtbar wird. Er ist nicht fern, sondern er hängt mit Jesus am Kreuz. Vielleicht hat Markus mit dem Hinweis auf das Zerreißen des Tempelvorhangs auch die Geschehnisse der Zerstörung des Tempels durch die römische Macht (70 n. Chr.) verarbeitet. Mit dem Untergang des Tempels wurde die alte Heilsordnung zerstört. Das Volk Israel musste wieder den Weg

ins Exil gehen. Markus sieht darin aber nicht das Ende der Geschichte Gottes mit den Menschen. Für ihn ist am Kreuz die heilsgeschichtliche Wende eingetreten. Dort öffnet Gott selbst eine Tür zu ihm – für alle Menschen, nicht allein für Israel.

Das Bekenntnis

Die heilsgeschichtliche Wende zeigt sich auch darin, dass gerade ein heidnischer Hauptmann der Erste ist, der bekennt: *Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn*. Die markinische Deutung des Kreuzestodes findet in dieser Szene ihren Höhepunkt. Für heidenchristliche Leserinnen und Leser ist diese Bemerkung besonders aussagekräftig: Der Tod Jesu öffnet für alle Völker eine neue Beziehung zu Gott. Vom Ende des irdischen Lebens her ist erkennbar, wer dieser Jesus war. Das Bekenntnis des Hauptmanns fasst die gesamte Passionsgeschichte noch einmal zusammen und bringt den Glauben der christlichen Gemeinde auf den Punkt. Die einzigen Anhänger Jesu, die seinen Tod aus nächster Nähe miterlebt haben, sind Frauen. Sie schauen *von weitem* zu. Obwohl Frauen in der Antike nicht sonderlich hoch gewertet werden und ihre Aussage kein besonderes Gewicht hat, stellt der Evangelist sie als Zeuginnen und Traditionsträgerinnen vor: Sie sind stellvertretend für die Gemeinde dabei gewesen. Namentlich werden Maria aus Magdala, Maria (die Mutter von Jakobus dem Kleinen und Joses) und Salome genannt. Möglicherweise sind diese Frauen Jesus schon in Galiläa nachgefolgt. Sie werden – wie der Erzähler später überliefert – auch die Zeuginnen für das leere Grab werden und zurück nach Galiläa gehen, um dort den Gekreuzigten zu finden. Die Frauen stehen für die Kontinuität des Geschehens! Dass die Jünger fehlen, wird zum offenkundigen Skandal.

Dialog mit dem Text

Im Brief an die Philipper überliefert Paulus (um 56 n. Chr.) das Christuslied der Urgemeinde. Es fasst die Deutung des Todes Jesu und das

Bekenntnis der ersten Christen in grandioser Form zusammen. Die Gemeinde und mit ihr der gesamte Kosmos soll diesen Hymnus singen:

Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen; er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz. Darum hat ihn Gott über alle erhöht und ihm den Namen verliehen, der größer ist als alle Namen, damit alle im Himmel, auf der Erde und unter der Erde ihre Knie beugen vor dem Namen Jesu und jeder Mund bekennt: „Jesus Christus ist der Herr“ – zur Ehre Gottes, des Vaters. (Phil 2,6-11)

Für die ersten Christen, von denen Paulus dieses Christuslied übernommen hat, ist es Gewissheit: Der Gefolterte, der Hingerichtete lebt. Er hat den Tod besiegt!

Beeindruckend wird dies auch in der christlichen Ikonografie zum Ausdruck gebracht, wie z. B. beim Isenheimer Altar von MATTHIAS GRÜNEWALD (ca. 1470-1528). Auf der Vorderseite des Altars ist die überlebensgroße Gestalt des gekreuzigten Christus dargestellt. Sein gemarterter Körper ist über und über mit Wunden und Schwielen bedeckt. Die unermessliche Qual des Leidens springt ins Auge. Dahinter ist ein zweites Bild von Christus. Auf diesem wird er aber von einem gewaltigen Lichtkranz umgeben. Er steigt wie schwerelos mit den nun verklärten Wunden seiner Hinrichtung siegreich aus dem Grab zu seinem himmlischen Vater: Jesus Christus steht nun, nach der Passion und der Kreuzigung, als Sieger über die Macht der Finsternis und des Todes glorreich fest. Ganz anders und sehr erschütternd stellt FRANCIS BACON (1909-1992) in seinen Kreuzigungsbildern die Frage nach dem Sinn des Leidens. Seine Auseinandersetzung gilt insbesondere der Figur am Kreuz. Dabei ist er nicht nur an religiösen Inhalten, sondern vor allem am Selbstverständnis des Menschen, seinen

Ängsten und Hoffnungen, seinen Abgründen und Idealen interessiert. Seine Bilder deuten gleichsam wie ein Mythos das menschliche Leben. Im Jahr 1950 erscheint ein erschreckendes Bild mit dem Thema *Fragment of a Crucifixion*. Das Bild ist durch eine T-Form formal unterteilt. An dieser dunkelblauen Form hängt ein schreiendes Wesen. Ein Mensch? Ein Tier? Das Wesen wird von einer wolfsartigen Bestie mit verstecktem Menschengesicht verfolgt. Von hinten auf das T-Kreuz gesprungen, greift es das ans Kreuz geheftete Wesen an. Kann es sich vom Kreuz losreißen? Gibt es die Möglichkeit zur Flucht? Es entsteht der Eindruck eines brutalen Kampfs. Diese Wirkung wird noch durch den Blick auf den Hintergrund gesteigert. Unbeteiligt, uninteressiert und selbstversunken stellt dort Bacon Gestalten am Straßenrand bzw. am Strand eines Seebades dar. Die Kälte der unbeteiligten Personen kontrastiert das Kreuzesdrama drastisch.

Denkanstöße

- *Fragen:* Die schon im markinischen Text anklingenden Fragen sind heute noch genauso aktuell wie damals: Gibt es für diese Welt eine Zukunft? Können wir hoffen, dass die Menschheit ihren Lauf in die Selbstvernichtung stoppt, oder müssen wir akzeptieren, dass es keinen Ausweg mehr gibt? Wie ließe sich dann aber in dieser Hoffnungslosigkeit leben? Ist Hoffnung notwendig? Können wir Sinn finden?

- *Schreien:* Der Schrei Jesu ist noch nicht verhallt. Diesen Schrei kann man immer wieder hören:
 - im Schreien leidender Menschen,
 - im Todesschrei der Menschen in Auschwitz und den Konzentrationslagern heutiger Zeit,
 - im Schrei der Mütter, die ihre gestorbenen Kinder beklagen.
- *Verspotten:* In Auschwitz gab es von September 1943 bis Juli 1944 ein Familienlager. Dorthin hatte man Kinder aus Theresienstadt überführt. Zur Irreführung der Weltöffentlichkeit mussten sie dort Postkarten schreiben. Welch eine Verspottung des Lebens!
- *Sich treu bleiben:* Vielleicht ist der einzige Weg, den Teufelskreislauf von Leid und Not zu durchbrechen, der Weg, den Jesus gegangen ist. Er blieb seiner inneren Einstellung treu und hat die Konsequenzen getragen. Eine solche Haltung kann Vorbild sein – immer dann, wenn wir in Gefahr stehen, gegen unsere innere Überzeugung zu handeln. Ist es der einzige Weg menschlich zu bleiben?

Lesehinweis

MENNEKES, FRIEDHELM / RÖHRIG, JOHANNES, *Crucifixus. Das Kreuz in der Kunst unserer Zeit*, Freiburg i. Br. – Basel – Wien 1994

91 Jesus wird begraben

Mk 15,42-47

Entdeckungen am Text

Jesus ist tot. Ist sein Tod der absolute Schlusspunkt, das Ende seiner Verkündigung? Nie mehr ein Blick! Nie mehr ein Wort! Wie lange wird es dauern, bis man den Klang seiner Stimme vergessen hat? – Schweigen.

In vier kleine Einzelszenen erzählt Markus das Begräbnis Jesu: Zuerst bringt er die Bitte des Josef von Arimathäa, dann die Freigabe der

Leiche durch Pilatus; die dritte Szene handelt von der Bestattung und mit der vierten Szene schließt der Text und leitet schon zu der Ostererzählung über. Sie berichtet von zwei Frauen, die dem Begräbnis zuschauen.

Die Bitte des Josef von Arimathäa

Die Geschichte spielt am späten Nachmittag, am Vortag des Sabbats (Rüsttag). Mit der Angabe

Als es schon Abend geworden war schließt der Verfasser die Reihe der Zeitangaben ab. Diese Erklärung dient vielleicht dazu, die nachfolgenden Ereignisse verständlich zu machen: Am Sabbat herrscht strikte Arbeitsruhe! Deshalb musste die Bestattung noch vor Anbruch des Feiertages stattfinden. Möglicherweise gab es für Markus noch einen zweiten Grund für diese Darstellung: Die Juden hatten eine Vorschrift aus Dtn 21,23, die besagt, dass eine *Leiche nicht über Nacht am Pfahl hängen bleiben darf und noch am gleichen Tag begraben werden muss: Denn ein Gehängter ist ein von Gott Verfluchter* (vgl. S. 278). Möglicherweise dient die Zeitangabe auch dazu der Gemeinde mitzuteilen, dass Jesus gleich in den ersten Stunden nach seinem Tod beigesetzt wurde.

Nun ergreift Josef von Arimathäa – so erzählt Markus – die Initiative und tut das jetzt Notwendige. Josef wird als ein *angesehener Ratsherr* vorgestellt. Vielleicht war er Mitglied des Hohen Rates. Ohne sein Engagement und seinen Einfluss wäre der Gekreuzigte am Galgen geblieben. Denn in der Regel ließen die Römer die Hingerichteten als Abschreckung am Kreuz hängen. Was hat Josef zu diesem Werk der Barmherzigkeit motiviert? Ob er mit Jesus sympathisiert hat und gar zum weiteren Jüngerkreis gehörte, wird nicht erwähnt. Vielmehr wird auf seine religiöse Einstellung aufmerksam gemacht: Er war jemand, *der selbst auch das Reich Gottes erwartete*. Womöglich hatte er noch nicht alle Hoffnung verloren.

Josef wagt es, Pilatus um die Freigabe der Leiche zu bitten. Dazu gehört Mut. Die Jünger dagegen hatten Jesus verlassen.

Die Freigabe der Leiche

Markus wendet seinen Blick nun auf Pilatus. War jener schon am frühen Morgen über Jesu Verhalten überrascht, so wundert er sich jetzt darüber, dass er so schnell gestorben ist. Die Leidenszeit Gekreuzigter war nämlich sehr lang. Sie konnte mehrere Tage dauern. Doch der von Pilatus gerufene Hauptmann – den die Leserinnen und Leser schon aus der Sterbeszene kennen – bestätigt den Tod Jesu. Dadurch stellt

der Erzähler heraus: Jesu Tod ist nun amtlich beglaubigt. Pilatus gewährt daraufhin Josef von Arimathäa seine Bitte. Dieser kann jetzt das letzte gute Werk, das man Jesus erweisen kann, tun.

Jesus wird begraben

In nur einem Satz – typisch für den Evangelisten – wird nun die Bestattung erwähnt. Doch der Vers ist bis an den Rand mit Informationen gefüllt. Markus erzählt vom Kaufen des Leinentuchs, von der Kreuzesabnahme, vom Einwickeln in das Leinentuch, von der Beisetzung und endlich von der Verschließung des Grabes. Die Grablegung geschieht ohne Worte. Ist dies alles in so kurzer Zeit möglich? Hatte Josef Helfer oder war er allein? Darüber gibt es keine Auskunft. Der Evangelist schreibt kein Protokoll. Es geht ihm darum noch einmal zu betonen, dass Jesus unzweifelhaft gestorben und begraben worden ist. Dazu werden die wichtigsten Stationen der Bestattung Jesu wie im Zeitraffer aufgezählt. Im Vordergrund steht also das Bekenntnis, das zum Urbestand des christlichen Glaubens gehört und das schon von Paulus im 1. Korintherbrief (um 53-55 n. Chr.) verkündet wurde: *Christus ist für unsere Sünden gestorben, gemäß der Schrift, und ist begraben worden* (1 Kor 15,3,4).

Die Frauen sehen

Mit einem ruhigen Bild schließt der Text. Zwei Frauen (Maria aus Magdala und Maria, die Mutter des Joses) beobachten aus einiger Distanz die Beisetzung. Markus legt Wert auf die Beobachtung, dass Frauen Jesus bis zum Schluss die Treue halten. Es sind auch die Frauen, denen zuerst die Botschaft von der Auferstehung übermittelt wird.

Dialog mit dem Text

Einem alten religiösen Brauch zufolge wird in der Karwoche das Glockengeläut am Gründonnerstag, Karfreitag und Karsamstag durch

hölzerne Instrumente ersetzt. Oft ziehen Kinder und Jugendliche mit Rasseln, Ratschen oder Klappern durch die Straßen der Dörfer und Städte. Der Karsamstag ist der stillste Tag im Kirchenjahr. „Hinabgestiegen in das Reich des Todes“: Dieser Aussage des Glaubensbekenntnisses ist er zugeordnet. Es finden keine heiligen Messen statt. Zum Tod gehört die Stille und jedes Sprechen verstummt. Der Tod ist endgültig; keiner kann ihm entgehen. Dies kommt auch in folgender persischen Erzählung (nacherzählt von FRANZ W. NIEHL) zum Ausdruck. Sie heißt: „Der Gärtner und der Tod“:

Der Gärtner eines persischen Fürsten kam zu seinen Herrn gelaufen und sagte: „Herr, soeben habe ich im Hof den Tod gesehen und er hat mir gedroht. Leih mir dein Pferd, damit ich schnell nach Isfahan reiten kann; so wird der Tod mich nicht erreichen.“ Der Herr erfüllte den Wunsch seines Gärtners und dieser ritt sogleich nach Isfahan.

Kurz danach traf auch der Fürst den Tod und er fragte ihn: „Warum hast du meinem Gärtner gedroht?“ Der Tod entgegnete: „Ich habe ihm nicht gedroht; ich war nur erstaunt ihn hier zu sehen. Heute Abend soll ich ihn nämlich in Isfahan holen.“ (KALDEWEY / NIEHL S. 7)

Denkanstöße

- *Tod*: „Früher wusste man (oder vielleicht ahnte man es), dass man den Tod in sich hatte wie die Frucht den Kern. Die Kinder hatten einen kleinen in sich und die Erwachsenen einen großen. Die Frauen hatten ihn im Schoß und die Männer in der Brust. Den hatte man, und das gab einem eine eigentümliche Würde und einen stillen Stolz“, schreibt RAINER MARIA RILKE in „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“ (S. 14). Heute spricht man nicht mehr so gerne vom Tod, sodass man gerne schonende Begriffe wie *entschlafen*,

heimgehen oder *dahinscheiden* bzw. vulgär *verrecken* oder *abkratzen* benutzt.

Hat sich das Verhältnis zum Tod verändert? Auf der einen Seite gilt der Tod als makaber, als „Nichts“ und dieses Nichts ist weder darstellbar noch vorstellbar. Der Tod ist tabu und als etwas Unpassendes wird er möglichst versteckt. Dem steht ein Zur-Schau-Stellen des Todes im Fernsehen und in den anderen Medien gegenüber. Verdrängt, privatisiert oder in weite Distanz verwiesen und zugleich dem Voyeurismus preisgegeben – ein Widerspruch. Ist er für unser Verhältnis zum Tod bezeichnend?

- *Begraben*: Manchmal empfinden wir es als Härte, sogar als Grausamkeit, die Toten anzusehen und zu beobachten, wie der Sarg in der Erde versinkt. Geben wir damit nicht unbewusst zu erkennen, dass wir den Tod als ein kaum auszuhaltendes, unheimliches und sehr schlimmes Ereignis betrachten? Verlieren wir mit dem Tod ein Stück Hoffnung? Es ist wichtig sich darüber klar zu werden, wie man den Tod selbst erlebt, um ihn verarbeiten zu können:
 - Wie können wir mit unserem Schmerz und unserer Trauer umgehen?
 - Erleben wir den Tod schuldhaft (als Versagen)?
 - Wehren wir eine emotionale Beteiligung ab?
 - Macht uns das Ereignis aggressiv und wütend?
 - Können wir unser Leid ausdrücken?
 - Finden wir in unserem Glauben eine Antwort?

Lesehinweise

- KALDEWEY, RÜDIGER / NIEHL, FRANZ W., Auf Tod und Leben, Lesehefte für den Religionsunterricht, Bd. 2, Trier o. J.
- RILKE, RAINER MARIA, Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge, Frankfurt 1982

Entdeckungen am Text

Es ist ein wesentliches Merkmal des Lebens, dass sich Menschen begegnen. Begegnungen können Erschrecken auslösen, Angst und krank machen. Sie können aber auch Mut machen, Hoffnung eröffnen und Liebe auslösen. Von solch einer Erfahrung erzählt Johannes in der Geschichte von Jesus und Maria von Magdala. Er nutzt diese Begegnungserzählung, um seiner Gemeinde die Auferstehung Jesu zu veranschaulichen.

Wie kann man die Osterbotschaft – auch für spätere Generationen – verkünden? Vor dieser Frage standen die vier Evangelisten. Dazu überlieferten sie zunächst Erzählungen über das *leere Grab*. Die neutestamentlichen Texte kennen vor allem zwei Typen von Ostergeschichten: Erscheinungslegenden und Wiedererkennungserzählungen.

Die *Erscheinungsgeschichten* (z. B. Joh 20,19ff.) beginnen oft mit einem Eintrittswunder (im Beispiel: Das Kommen durch verschlossene Türen). Jesu Identität als Auferstandener ist unmissverständlich deutlich. Sie wird oft durch die Merkmale der Kreuzigung abgesichert. Im Unterschied dazu tritt Jesus in den *Wiedererkennungserzählungen* unter alltäglichen Bedingungen auf. Er bleibt jedoch zunächst unerkannt. Erst auf dem Höhepunkt der Darstellung gibt er sich zu erkennen. Zumeist geschieht dies durch einen individuellen Gestus (vgl.

Lk 24,30f./ 93, dazu S. 265ff.) oder durch eine unverwechselbare Art der Anrede. Sind dadurch den Osterzeugen die Augen geöffnet, entzieht er sich ihren Blicken. Daraufhin berichten diese von ihrer Begegnung mit dem Auferstandenen. Beiden Gattungen, die von der Auferstehung Jesu erzählen, geht es also nicht um die bloße Behauptung eines Faktums, das „blind“ geglaubt werden muss. Es geht vielmehr um die Verheißung und Erwartung einer neuen Erfahrung; es geht um eine neue Wahrnehmung und ein Öffnen der Augen. Eine solche Legende bringt Johannes in der Geschichte von Maria aus Magdala und dem leeren Grab.

Der Text lässt sich in zwei Szenen untergliedern. Im ersten Bild wird die Begegnung von Maria mit den Engeln überliefert, im zweiten Teil des Textes bringt der Evangelist die Begegnung von Maria und Jesus. Die zweite Szene ist deutlich eine so genannte Wiedererkennungslegende.

Maria und die Engel

In den synoptischen Evangelien wird davon erzählt, dass Maria von Magdala mit anderen Frauen in aller Frühe, als gerade die Sonne aufgeht, zum Grab kommt. In der johanneischen Grabesgeschichte ist sie dagegen alleine. Johannes malt folgende Szene: Sie geht in der Nacht – es war noch dunkel; sie kommt am ersten Tag der Woche, also am Sonntag nach Karfreitag. Der Stein ist bereits weggerollt! Als Leserinnen und Leser stehen wir vor der Frage, was davon zu halten ist. Ist der Leichnam verlegt oder gar geraubt worden? Der Evangelist wird aber eine andere Erklärung geben: Maria, die weinend den Leichnam sucht, begegnet zwei Engeln. Sie sitzen dort, wo Jesu Haupt und Füße lagen. Im Grab hat alles seine (ungewöhnliche) Ordnung. Eigentlich erwartet man als Leser oder Leserin, dass sich Maria fürchtet oder mindestens erschrocken ist. Stattdessen erzählt Johannes vom Grund ihres Weinens: Sie ist ratlos gegenüber dem leeren Grab. Wo ist Jesu Leichnam?

Doch auch die Engel können oder dürfen ihr nicht weiterhelfen und Auskunft geben. Muss fehlender Osterglaube erst noch überwunden werden? Geht es dem Erzähler darum zu zeigen, dass das Auffinden des leeren Grabes noch keine neue Einsicht bewirkt? Will er darauf aufmerksam machen, dass die Einsicht in das Ostergeschehen ein Prozess ist?

Maria begegnet Jesus

Der Evangelist bricht die erste Szene abrupt ab und lässt Maria sich umdrehen. Sie sieht nun eine Gestalt, die sie als Gärtner deutet. Sie

erkennt Jesus nicht; noch nicht einmal, als er mit ihr spricht.

Diese von Johannes überlieferte Grabeserzählung erinnert stark an das Hohelied aus dem Alten Testament. Dort wird eine Szene dargestellt, wo die Liebende ihren Geliebten in der Nacht sucht: *Des Nachts auf meinem Lager suchte ich ihn, den meine Seele liebt. Ich suchte ihn und fand ihn nicht. Aufstehen will ich, die Stadt durchstreifen, die Gassen und Plätze, ihn suchen, den meine Seele liebt. Ich suchte ihn und fand ihn nicht. Mich fanden die Wächter bei ihrer Runde durch die Stadt. Habt ihr ihn gesehen, den meine Seele liebt? Kaum war ich an ihnen vorüber, fand ich ihn, den meine Seele liebt. Ich packte ihn, ließ ihn nicht mehr los, bis ich ihn ins Haus meiner Mutter brachte, in die Kammer derer, die mich geboren hat* (Hld 3,1-4).

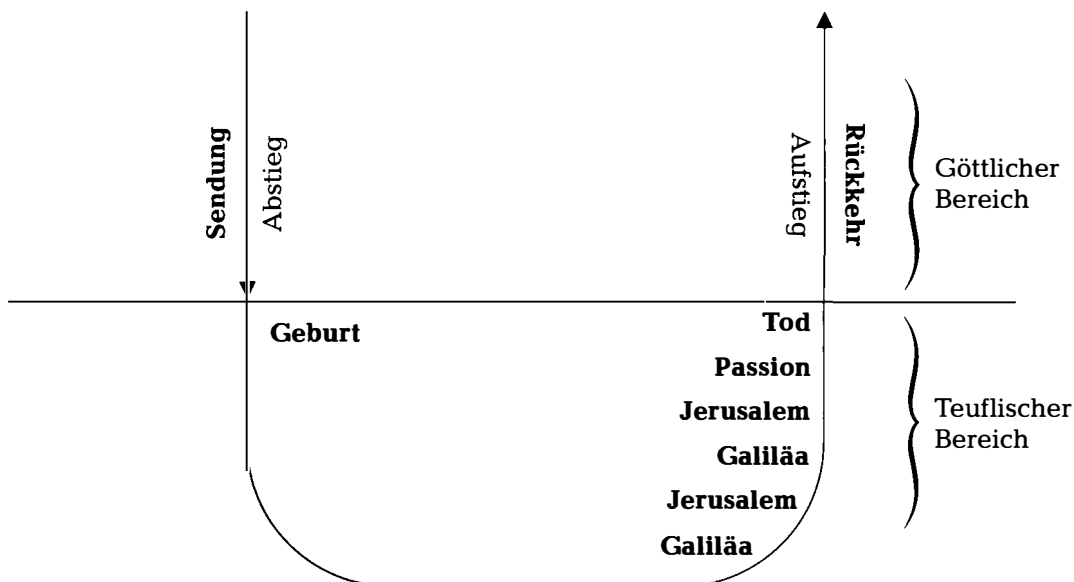
Die johanneische Ostergeschichte zeigt genau diesen Ablauf – bis auf den Schluss. Der Evangelist hat eine Wiedererkennungsszene eingebaut: Jesus spricht Maria mit ihrem Namen an. Erst jetzt erkennt sie ihn und antwortet, indem sie ihn beim Namen (*Rabbuni*) nennt. Das ist ein Motiv, das sich oft auch in hellenistischen Liebesromanen findet. Hier wie dort erkennen sich

Liebende, die über eine (oft) lange Zeit getrennt sind, zunächst nicht, wenn sie wieder aufeinander treffen. Erst wenn sie sich gegenseitig beim Namen nennen, erkennen sie sich wieder. Vielleicht wollte Johannes in dieser Szene auf das „Liebesverhältnis“ zwischen Jesus und seiner Jüngerin hinweisen. Möglicherweise soll diese Erzählung auch die Folie sein, um das ideale Verhältnis der christlichen Gemeinde zu Jesus darzustellen.

Für den Evangelisten ist auf jeden Fall deutlich: Jesus ist der Auferstandene. Und wie Maria Jesus früher anredete, so spricht sie nun den Auferstandenen an.

Die johanneische Handschrift stellt den österlichen Glauben der Maria von Magdala als Erkenntnis der Liebe dar. Der Text macht darauf aufmerksam, dass es verschiedene Dimensionen von „Sehen“ gibt. Die angemessene Dimension für den Auferstandenen ist Sehen und Lieben. Vielleicht heißt das für Johannes „Glauben“. Maria kann Jesus jedoch nicht festhalten und muss ihn loslassen: Er ist auf dem Weg zu seinem Vater. Hinter dieser Aussage steht das für Johannes typische Bild vom Auf- und Abstieg Jesu, dem göttlichen Heilbringer:

DER WEG DES GÖTTLICHEN HEILSBRINGERS (LOGOS)



Vielleicht kann man das Berührungsverbot und die Aussage Jesu so deuten: „Halte mich nicht fest! Ich gehe zu meinem Vater, der euer aller Vater ist. Mein Tod ist nicht das Ende der Beziehung zu ihm, sondern die Verheißung eines noch intensiveren Verhältnisses. Bei mir kannst du nicht bleiben! Aber gehe zu meinen Brüdern, damit sie erfahren, dass das Kreuz der Beginn meines Aufstiegs zu meinem Vater ist und damit auch der Beginn ihres Heils.“

Maria von Magdala wird zur ersten Apostelin dieser Erfahrung. Sie erledigt ihren Auftrag und verkündet in direkter Rede: *Ich habe den Herrn gesehen.*

Dialog mit dem Text

In den Frauenlisten des Neuen Testaments steht Maria von Magdala gewöhnlich an erster Stelle. Sie ist die erste Zeugin des Osterglaubens: Jesus ist ihr als erster erschienen. Und sie ist es, der Jesus selbst den Auftrag zur Osterverkündigung gegeben hat. Vielleicht zeigt sich darin, dass sie in der frühen Kirche eine Petrus analoge Bedeutung hatte. Möglicherweise hat es mit frühester Kirchenpolitik (der Evangelisten) zu tun, dass ihr Petrus und im Johannesevangelium auch der Lieblingsjünger zur Seite gestellt wird!

Unter Umständen hat es auch mit Kirchenpolitik zu tun, dass sich im Laufe der Zeit die Vorstellung von der Apostelin Maria von Magdala stark verändert hat: Sie wird zu einer Frau stilisiert, die sehr erotisch dargestellt und mit einer sündhaften Sexualität ausgestattet wird. Dieses Bild hat sich in einer langen Wirkungsgeschichte aus den Erzählungen über die verschiedenen Marias in den Evangelien ergeben. Schon in den ältesten Auslegungstraditionen kündigen sich Vermischungen und Verwechslungen mit der „großen Sünderin“ (Lk 7,36-50) und mit Maria von Betanien (Joh 12,1-8), der Schwester der Martha und des Lazarus, an.

Dieser verzerrenden Entwicklung verdankt sich die westkirchliche Ikonografie, die besonders die Motive der (erotischen) Büßerin und der Salbung Jesu (vgl. S. 225) ausgestaltet hat.

Denkanstöße

- *Maria weint*: Manchmal fällt es schwer um einen Menschen zu trauern; sich Zeit zu lassen und die entstandene Leere auszuhalten. Vielleicht sind die Gründe dafür in der Angst vor der Einsamkeit und der Wut über den Verlust zu suchen. Womöglich kann aber das Weinen beide Gefühlsdimensionen miteinander in Verbindung bringen und das Gefühl der Ohnmacht, das einen in solchen Situationen erfasst, überwinden helfen.
- *Maria erinnert sich*: Die neue Wendung der Geschichte Jesu beginnt mit einer Frau, die sich erinnert. Ist dies die Antwort auf die Erfahrung des leeren Grabes? Sich erinnern: sich an die Heilige Schrift erinnern, sich an die Erfahrung mit Jesus erinnern, sich an die „Liebe“ erinnern.
- *Maria bricht auf*: Die Evangelisten geben mit der durch die Frauen vermittelten Sendung der Jünger in chiffrierter Form einen Hinweis auf den Neuanfang: Man muss sich immer wieder neu auf Jesus, seine Verkündigung und sein Handeln einlassen; sich erinnern und nachdenken – das Evangelium lesend nachdenken.

Lesehinweis

- ERNST, JOSEF, Johannes. Ein theologisches Portrait, Düsseldorf 1991
- MILLER, GABRIELE, Maria von Magdala – eine Frau, die man kennen muß. Johannes 20,1-18, in: MILLER, GABRIELE / NIEHL, FRANZ W. (Hrsg.), Von Batseba – und andere Geschichten. Biblische Texte spannend ausgelegt, München 1996, S. 189-210

Entdeckungen am Text

Kummer, Schmerz und Depression sind beim Erleiden eines schweren Verlustes unvermeidlich. Solche Verluste müssen bearbeitet werden. Davon erzählt Lukas in der Emmausgeschichte. Die beiden Jünger müssen die grauenhafte Hinrichtung von Jesus verkraften. Vielleicht geht es in der Erzählung um die Fragen: Wie können Menschen die Traumatisierung ertragen, die der gewaltsame Tod eines nahe stehenden Menschen auslöst, der in einem universellen Sinn als Hoffnungsträger oder als Heilsgestalt erfahren wurde? Wie werden sie mit den Tatsachen fertig, dass der Gekreuzigte nicht mehr leben kann und die Zurückbleibenden alleine leben müssen? Sind sie verzweifelt? Bestimmen Depression oder Wut ihre Reaktion? Trauernde müssen sich ihrer Gefühle und Gedanken bewusst werden. Sonst verdrängen sie Gedanken und Gefühle über den Verlust eines nahe stehenden Menschen. Wenn sich aber in diesem Prozess Gedanken, Vorstellungen und Auffassungen ändern, wenn der Blick auf das Ereignis ein anderer wird und dieses Ereignis anders gesehen und bewertet wird, dann ändern sich Trauer, Schmerz und Depression. Der Prozess dieser Veränderung ist bei Trauernden unterschiedlich und verschieden lang.

Was haben die Jünger nach der Hinrichtung Jesu als besonders hilfreich erfahren? Wie haben sich ihre Verzweiflung und Depression verändert? Dazu überliefert Lukas eine Erzählung, die die Flucht(?) zweier Jünger aus Jerusalem weg nach Emmaus beinhaltet. In narrativer Diktion verkürzt Lukas den Trauerprozess und berichtet aus der Sicht eines Menschen, der von Ostern her das Kreuzesgeschehen betrachtet. Vielleicht wirkt deshalb der Emmaustext zunächst so harmlos und idyllisch!

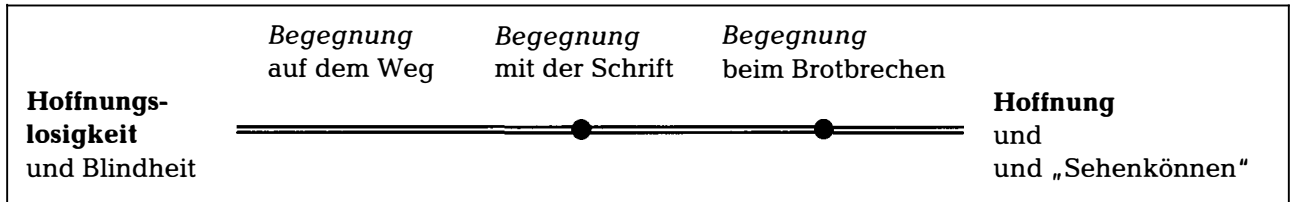
Manchmal kann man diese Veränderung der Sicht auf ein tragisches Ereignis direkt an sich selbst beobachten: Wenn wir an den Verlust einer geliebten Person denken, dann fühlen wir

bei diesen Gedanken zuerst Trauer, seelische Schmerzen und/oder Empörung. Einige Zeit später, wenn wir an etwas anderes denken, etwa an ein freudiges Ereignis mit dem Verstorbenen oder etwas ganz anderes, dann wechseln die Gefühle. Der sich verändernde Blick auf den Verlust eines geliebten Menschen bestimmt den Umgang mit diesem Ereignis. So erzählt Lukas von einem versöhnten Ende her! Und auch die heutigen Leserinnen und Leser des Textes kennen den Schluss der Erzählung. Den Zustand des seelischen Schmerzes, der Spannungen und der schweren Trauer nach der Kreuzeshinrichtung, von der die Jünger Jesu betroffen waren, ist schwer nachzuvollziehen.

Doch es geht in der Legende um die Trauer zweier Menschen, die durch den gewaltsamen Tod womöglich ihre ganze Hoffnung verloren haben. Am Beispiel der beiden Jünger wird ein Weg aus dieser bitteren Krise, der kompliziert ist, aufgezeigt. Vielleicht wird in diesem Text deutlich, wie Menschen aus der Hoffnungslosigkeit und Resignation neuen Mut und neue Zuversicht gewinnen können.

Lukas hat die Erzählung kunstvoll gestaltet. Die durchdachte Komposition kommt auch durch das Wortspiel vom „Blindsein“, vom Öffnen der Augen gegenüber dem Öffnen der Schrift in den Blick.

Die hier überlieferte Wiedererkennungserzählung (vgl. die Ausführungen zur „Wiedererkennungslegende“ im vorigen Kapitel, S. 262) gliedert sich in fünf Szenen, die den Verarbeitungsprozess des Todes Jesu nachzeichnen. Die Leserinnen und Leser müssen sich, um den Text nachvollziehen zu können, so weit wie möglich vom Ende der Erzählung lösen und den Gang der Emmausjünger innerlich selbst mitgehen. Zunächst erfährt man von der „Flucht“ aus Jerusalem, dann geht es um die Neuinterpretation der Hoffnung. Dazu erzählt Lukas die Begegnung mit Jesus auf dem Weg nach Emmaus und dessen Auslegung der Schrift. In der Mahlszene erinnern sich die Jünger: Ihnen werden die Augen geöffnet und sie erkennen *ihn*.



Den Schluss des Textes bildet die Szene, in der die Jünger ihre tröstenden Gemeinschaft finden.

Die Begegnung auf dem Weg

Der Evangelist lenkt die Aufmerksamkeit auf zwei Personen, die sich im Anschluss an das Passionsgeschehen auf den Weg nach Emmaus machen. Dieses kleine Dorf liegt möglicherweise zirka 30,7 Kilometer von Jerusalem entfernt; jedenfalls passt diese Angabe zu dem seit frühester Zeit für Emmaus ausgegebenen Ort. Warum sie dorthin gehen wollen, bleibt unge-sagt. Ihr Weg beginnt in Jerusalem. Dies ist der Ort, an dem offensichtlich ihre Hoffnung enttäuscht wurde; Jerusalem ist der Ort ihrer Ratlosigkeit, ihrer lähmenden Traurigkeit – aber auch ihrer Blindheit. Hier sollte sich die große Hoffnung Israels erfüllen; hier sollte – so die biblische Erwartung – die Königsherrschaft Gottes errichtet werden. Hat sich mit dem Tod Jesu alles zerschlagen? Ist ihr Vertrauen in die Botschaft vom Kommen des Reiches Gottes zerstört?

Lukas stellt die beiden Personen nicht extra vor. Er erwähnt nur, dass sie zu den Jüngern gehören.

Der Evangelist gibt ausdrücklich das Thema ihres Gespräches an: Sie sprechen über die Ereignisse in Jerusalem und vom Tod Jesu. Dann erzählt der Text ohne große Überleitung von Jesu Annäherung und von seinem Mitgehen. Er selbst wird nicht beschrieben. Doch die Jünger sind noch unfähig, ihn zu erkennen: *Ihre Augen waren wie mit Blindheit geschlagen.*

Lukas überliefert das Gespräch zwischen den Dreien und lässt Jesus gleich und ohne Verzögerungen den zentralen Gedanken der Szene

ansprechen. Betroffenheit veranlasst einen der Jünger – der Evangelist nennt ihn Kleopas – zu einer Gegenfrage, die die Leserin/den Leser für die Auskunft hellhörig macht. Er nennt Jesu Auftreten, seine Verurteilung durch die Anführer und die dadurch vereitelte Hoffnung auf Erlösung. Mit dem Hinweis, dass bereits drei Tage seit dem Kreuzestod Jesu vergangen sind, wird eine noch eventuell bestehende Hoffnung als vergeblich gekennzeichnet: Einerseits wegen des höchst wahrscheinlichen Eintritts der Verwesung und andererseits wegen des bereits überschrittenen Termins der angekündigten Auferstehung. Jedoch könnte die kurze Wiedergabe der Grabesgeschichte auch darauf hinweisen, dass die beiden Jünger irgendwie noch daran denken, Jesus könne doch auferstanden sein. Aber glauben können sie das nicht mehr.

Die Begegnung mit der Schrift

Lukas lässt den Auferstandenen mit einem Ausruf der Verwunderung reagieren: *Versteht ihr denn nicht? Wie mutlos sind doch eure Herzen!* Dann erinnert er sie an die Propheten. Indem der Auferstandene die Schrift selbst auslegt, hilft er ihnen und zeigt zugleich den Leserinnen und Lesern einen Weg, mangelnden Glauben und Zweifel zu überwinden. Dabei geht es um das Gesamtzeugnis der Bibel.

Die Begegnung beim Brotbrechen

In Emmaus angekommen, laden die Jünger ihren Weggefährten ein und bitten ihn, am Mahl teilzunehmen. Jesus verhält sich dabei wie ein Hausvater und spricht das Segensgebet nach orientalischer Sitte. Mit den traditionellen Einsetzungsworten (vgl. **80** S. 226ff.) wird es den

Jüngern jetzt ermöglicht den Auferstandenen zu erkennen. Die ihnen nun geschenkte Sehkraft bewirkt diese neue Wahrnehmung! In diesem Augenblick aber entzieht sich Jesus ihnen: *Und er entschwand ihren Blicken.*

Vielleicht hätten sie den Auferstandenen schon früher erfassen können, wie die rhetorische Frage (*Brannte uns nicht das Herz?*) deutlich macht. Warum haben sie ihn nicht schon unterwegs bemerkt? Hätten seine Rede und seine Auslegung der Schrift sie nicht innerlich betroffen machen müssen? Doch erst das Öffnen der Augen durch Jesus selbst bewirkt ihren neuen Blick auf das Passions- und Ostergeschehen. Nun können die Jünger zu ihrer Gemeinschaft nach Jerusalem zurückkehren. Von dort aus können sie die Botschaft vom Auferstandenen *sehend* verkünden. So kann Lukas zeigen, wie sich die biblische Hoffnung doch in Jerusalem erfüllt: Jerusalem wird Ursprungsort der Kirche.

In Jerusalem – in der Gemeinschaft

Der Text betont die Zuverlässigkeit des Gesagten gegenüber den Zweiflern durch seinen Schluss. Zurückgekehrt nach Jerusalem erfahren die beiden von den Erscheinungen Jesu. Erst nach diesem „offiziellen“ Bekenntnis der Jerusalemer Gemeinde erzählen die Jünger von ihrer Begegnung mit dem Auferstandenen und wie ihnen beim Brotbrechen die Augen für Jesus geöffnet wurden.

Möglicherweise hat Lukas in diesem Text auch Erfahrungen der jungen Kirche aufgegriffen. Sicher gab es Menschen, die ihre Hoffnung verloren hatten und die Gemeinde verlassen haben. Wurden gar Zweifel über die Osterbotschaft geäußert? Vielleicht hat das die junge Gemeinschaft verunsichert; sie hatten Angst. Womöglich aktualisiert der Evangelist und findet Situationen der ersten Christen in den Situationen der Emmausjünger vorgebildet.

Dabei stellt er neben die Auslegung der Heiligen Schrift mehrfach den Gemeinschaftsgedanken in den Mittelpunkt. Er soll die junge Kirche prägen:

- Jesus schließt sich den beiden Jüngern auf dem Weg an.

- Jesus nimmt am Mahl teil.
- Jesus bricht das Brot.
- Die beiden Jünger gehen zurück zur Jerusalemer Gemeinde.
- Sie suchen den Rat und die Bestätigung durch die Elf.

Dialog mit dem Text

Die Emmausgeschichte wird jährlich am Ostermontag als Tagesevangelium im Gottesdienst vorgelesen. Mit Ostern beginnt im Kirchenjahr eine sieben Wochen währende Freudenzeit. Am fünfzigsten Tag danach schließt sie mit dem Pfingstfest (vgl. **95** S. 271ff.). In diesem Zeitraum werden in den Gottesdiensten festliche und freudenvolle Lieder gesungen, wie z. B. „Erschienen ist der herrlich Tag, dran niemand genug sich freuen mag. Christ unser Herr heut triumphiert, sein Feind er all gefangen führt. Halleluja“ (Gotteslob Nr. 225).

Vielleicht führt diese Verbindungen zwischen dem kirchlichen Leben und der biblischen Überlieferung dazu, die Situation, in der die beiden Emmausjünger nach dem Tod Christi standen, nicht mehr wahrzunehmen: Wie reagiert man aber, wenn man seinen Helden und Hoffnungsträger verliert? Möglicherweise „verführt“ die kirchliche Lesesituation dazu, nicht mehr an dem Lern- und Erfahrungsprozess der frühen Christen teilhaben zu können. Deshalb soll im Dialog mit dem Text vor allem die Trauer- und Krisensituation der beiden Männer nach der Hinrichtung Jesu in den Blick genommen werden. Vielleicht hilft es, sich dazu einmal die Abschiedsrede der Enkelin von YITZHAK RABIN durchzulesen.

Yitzhak Rabin war einer der bedeutendsten Staatsmänner Israels. Er war 27 Jahre lang Soldat und wandte sich dann der Politik zu. Als er zum zweiten Mal Ministerpräsident Israels wurde, kämpfte er zusammen mit seinem Außenminister Shimon Peres für den Frieden. Dabei wurde er zur Symbolfigur und zum Hoffnungsträger für den Friedensprozess im Nahen Osten. Rabin arbeitete dabei mit Staaten und Politikern zusammen, gegen die er zahlreiche

Kriege geführt hatte. Der historische Handschlag zwischen ihm und Jassir Arafat vor dem Weißen Haus in Washington markierte den Beginn des Friedensprozesses.

Doch die rechte Opposition in Israel war nicht bereit den Friedensprozess mitzutragen. So kam es immer wieder zu gewalttätigen Ausschreitungen bei Demonstrationen gegen Rabin und seine Friedenspolitik.

Darauf reagierte die israelische Friedensbewegung. In Tel Aviv wurde eine große Friedensdemonstration veranstaltet. Dabei trat Rabin als Redner auf und wurde von der Menschenmenge begeistert gefeiert. Als er die Tribüne verließ, schoss Yigal Amir ihn an. Yitzhak Rabin starb noch auf dem Weg ins Krankenhaus. Rabin, einer der größten Staatsmänner Israels, wurde zwei Tage später beigesetzt. Bei der Trauerfeier für Yitzhak Rabin am 6. November 1995 hielt seine Enkelin YITZHAK NOA BEN-ARTZI folgende Rede:

„Verzeiht, dass ich nicht über den Frieden sprechen möchte. Ich möchte über meinen Großvater sprechen. Man erwacht immer aus einem Albtraum. Doch gestern erwachte ich in einem Albtraum – dem Albtraum eines Lebens ohne dich und das kann ich nicht verkraften. Das Fernsehen hört nicht auf dein Bild auszustrahlen. Du bist so lebendig und greifbar, dass ich dich fast berühren kann, aber eben nur „fast“, weil ich es ja nicht mehr kann.

Opa, du warst mein Feuer vor dem Lager, jetzt ist da nur das Lager ohne Feuer, allein in der Finsternis, und es ist so kalt und traurig für uns. Ich weiß, man spricht in großen Begriffen, man spricht von einer nationalen Tragödie. Doch versuch mal, ein ganzes Volk zu trösten oder es am privaten Schmerz teilnehmen zu lassen, wenn Oma nicht aufhört zu weinen und wir stumm sind und das ungeheure Vakuum bemerken, das durch dein Fehlen entstanden ist! Wenige kannten dich wirklich. Sie können eine Menge über dich sagen, aber ich fühle, dass sie nichts wissen über die Tiefe des Schmerzes, das Schreckliche und, ja, diesen Holocaust für – zumindest für uns, die Familie und die Freunde, die zurückgeblieben sind im Lager, ohne dich, unser Lagerfeuer.

Opa, du warst und bist immer noch unser Held. Ich möchte, dass du es weißt: Bei allem, was ich getan habe, habe ich dich immer vor Augen gehabt. Deine Achtung und Liebe haben uns bei jedem Schritt und auf jedem Weg begleitet und wir haben im Licht deiner Werte gelebt. Du hast uns niemals im Stich gelassen, aber jetzt müssen wir dich allein lassen – dich, meinen ewigen Helden. Und ich kann nichts tun um dich zu retten, dich, der du so wundervoll bist.

Größere als ich haben schon ehrende Worte für dich gefunden. Aber keiner von ihnen hat diese Zärtlichkeit von dir bekommen, diese weichen, warmen Hände und die herzlichen Umarmungen gefühlt, die nur für uns waren. Und dein ange-deutetes Lächeln, das mir immer so viel gesagt hat, dieses Lächeln, das es nun nicht mehr gibt, das mit dir erfroren ist.

Ich habe kein Gefühl der Rache, weil der Schmerz und der Verlust in mir so groß sind, zu groß. Der Boden unter unseren Füßen ist fortgezogen. Jetzt versuchen wir in diesem leeren, verlassenen Raum zu sitzen, irgendwie, ohne den geringsten Erfolg. Ich bin unfähig mich loszureißen, aber es scheint, dass eine fremde Hand, ein schrecklicher Mensch, mir das Losreißen bereits abgenommen hat.

Ich habe keine Wahl, ich verabschiede mich von dir, einem Helden, und ich bitte, dass du in Frieden ruhst und dass du an uns denkst und uns vermisst, weil wir hier unten dich so lieben. Die Engel im Himmel, die dich jetzt begleiten, bitte ich, gut auf dich aufzupassen und dich gut zu beschützen, weil du einen solchen Schutz verdienst. Wir werden dich lieben, Opa. Immer.“ (YITZHAK NOA BEN-ARTZI, zit. n. dpa, 6. November 1995).

Vielleicht bringt die Enkelin in ihrer Rede das zum Ausdruck, was die Jünger auf ihrer Flucht nach Emmaus dachten. Möglicherweise bringt sie das auf den Punkt, wenn Hoffnungsträger und wirkliche Helden sterben müssen.

Denkanstöße

- *Nichterkennen*: Manchmal braucht man Zeit, bis man ein bestimmtes Erlebnis „richtig“

deuten kann. Möglicherweise ist dieses anfängliche Nichterkennen eine verpasste Lebenschance. Vielleicht fehlen einem aber auch verschiedene Lebenserfahrungen und andere Perspektiven um wirklich verstehen zu können. Vielleicht muss man sich zuerst „bewegen“ und Einsichten gewinnen. Ist dies nicht auch vergleichbar mit der Situation der beiden Jünger, wie Lukas sie darstellt? Während Jesus mit ihnen spricht, erkennen sie ihn nicht. Möglicherweise weil sie ihre

Erfahrungen mit Jesus in Zweifel ziehen und verzweifelt sind. Jedoch: Auch für sie gibt es eine zweite Chance. Beim gemeinsamen Mahl gehen ihnen die Augen auf. Ist das eine Auferstehungserfahrung?

- Erwarten wir heute noch Auferstehungserfahrungen?
- Wann haben wir zuletzt darauf geachtet?
- Wie sehen unsere Auferstehungserfahrungen eigentlich aus?

94 Ein Auftrag an die Jünger Jesu

Mt 28,16-20

Entdeckungen am Text

Es ist immer etwas Besonderes, betrachtet man die letzten Worte, die von berühmten Personen überliefert sind. Zumeist findet sich in ihnen eine Art Zusammenfassung ihrer Lehre oder gar ihr Testament. So ist es nicht verwunderlich, dass auch der Schlussabschnitt des Matthäusevangeliums eine Art Grundsatzerklärung formuliert. Der Evangelist hat den Abschnitt klar konzipiert. Er greift in ihm auf Begriffe und Themen zurück, die in seinem Evangelium immer wieder eine wichtige Rolle spielen:

So erinnern z. B. die Worte *Galiläa* und *Berg* (vgl. S. 179f.) vielfältig an das von Matthäus überlieferte Leben Jesu. Der Text selbst ist eine *Erscheinungsgeschichte* (vgl. S. 262).

Bei der Lektüre gewinnt man den Eindruck, dass hier von einem strahlenden Gipfeltreffen der Jünger mit Jesus erzählt wird. Das dicht formulierte Jesuswort selbst ist in drei Teile untergliedert:

- I. Vollmachtswort
- II. Sendungsauftrag
- III. Verheißung

Wie oft im Evangelium, wird der Text durch eine Situationsangabe eingeleitet. Die Leserinnen und Leser kennen *Galiläa*. Es ist die Landschaft, in der Jesus gelehrt und gelebt hat. Hier hat seine Verkündigung ein positives Echo

gefunden. Galiläa ist aber auch das Fluchtland, in das sich die Jünger nach dem Kreuzesgeschehen aus Jerusalem zurückgezogen haben. Ebenso erinnert das Wort *Berg* an Geschichten, die Matthäus zuvor in seinem Evangelium überliefert hat. Auf welche Erzählung spielt er hier an? Spielt er hier auf den Ort der Versuchung an oder vielleicht auf den Ort der Verklärung oder gar auf den Ort der Bergpredigt? Wahrscheinlich aber meint der Verfasser keinen bestimmten geografischen Ort, sondern verweist mit dem Begriff auf eine theologische Aussage: Wie Gott sich Israel immer wieder auf dem *Berg* offenbart hat, so zeigt sich nun der Auferstandene seinen Jüngern.

Die Begegnung mit ihm ruft jedoch bei den elf Jüngern unterschiedliche Reaktionen hervor: *Sie fielen vor ihm nieder. Einige aber hatten Zweifel.* Vielleicht will Matthäus in dieser Szene noch einmal deutlich machen, dass auch der Glaube immer wieder zwischen Mutlosigkeit und Gewissheit, zwischen Vertrauen und Zweifel pendelt. Eventuell möchte er seiner Gemeinde, die möglicherweise entsprechende Erfahrungen macht, Trost spenden.

Nun tritt Jesus auf! Matthäus erinnert mit dem Vollmachtswort an den Osterglauben. Damit benennt er eine Vorstellung, die für das frühe Christentum charakteristisch ist: Dem gekreuzigten und erhöhten Christus ist alle Macht gegeben (vgl. Röm 1,4; Phil 2,9-11 u. ö.). Der

Text erhält durch die vorangegangene Passion und Auferstehung seine Resonanz. Aber es klingen auch – typisch matthäisch – die Hebräischen Schriften mit. In Dan 7,14 heißt es: *Ihm wurden Herrschaft, Würde und Königtum gegeben. Alle Völker, Nationen und Sprachen müssen ihm dienen. Seine Herrschaft ist eine ewige, unvergängliche Herrschaft. Sein Reich geht niemals unter.*

Die Konsequenz, die sich daraus ergibt, ist klipp und klar: *Darum geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern.* Für Matthäus ist somit der Sendungsauftrag durch Christus gegeben. Er wurzelt aber auch schon im Leben Jesu: *Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele* (Mt 20,28).

Die dreigliedrige Formel *Tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes* ist nur im Matthäusevangelium überliefert. Wahrscheinlich ist sie in der liturgischen Praxis der matthäischen Gemeinde verwendet worden.

Auffallend ist aber die Reihenfolge der drei Aufträge: Zuerst sollen die Menschen zu Jüngern und Jüngerinnen gemacht und dann getauft werden. Anschließend treten die Jüngerinnen und Jünger in die *Schule Jesu* ein. Die Lehre Jesu *folgt* also dem Eintritt in die Gemeinde. Vielleicht rückt Matthäus dadurch besonders den dynamischen Prozess der Nachfolge in den Blick. Die Gemeinde ist der Ort der Verkündigung des *Reiches Gottes* und somit dauerhaft Schule Jesu. So schließt die Taufe den Prozess des Jüngerwerdens nicht ab. Sie ist vielmehr der Beginn des Lernens bzw. der Auseinandersetzung mit der Verkündigung und dem Leben Jesu, so wie es der Evangelist überliefert hat. Offensichtlich ist das Ziel der Missionsverkündigung zuerst die *Praxis* der christlichen Gemeinde als *der Schule Jesu*.

Vielleicht liegt darin auch der Grund dafür, dass Matthäus sein Evangelium damit beendet, dass er den Auferstandenen die Zusage seiner Gegenwart versprechen lässt. Schon am Anfang seines Evangeliums (Mt 1,23) hatte er Jesus als *Immanuel – Gott ist mit uns* vorgestellt. Mögli-

cherweise bietet auch dieser Vers eine Summe des Evangeliums: So wie die Jüngerinnen und Jünger mit dem irdischen Jesus „Gott mit uns“ erfahren haben, erfährt die Gemeinde im Auferstandenen die Gegenwart Gottes – der Erhöhte und Auferstandene Christus ist niemand anderes als der irdische Jesus.

Dialog mit dem Text

Immer wieder setzen sich Literatur und Film (vgl. S. 280) exemplarisch mit dem Thema *Mission* auseinander. Zu erheblichem Publikumserfolg brachte es der Roman *Infanta* von BODO KIRCHHOFF. Die Geschichte, die er erzählt, spielt auf den Philippinen. Sie schildert im Revolutionsjahr 1986 die Begegnung eines deutschen Aussteigers mit der einheimischen Waise Mayla. Mayla lebt in einer Gemeinschaft von alten Jesuitenmissionaren, denen sie den Haushalt führte.

Der Roman stellt unter anderem auch das traditionelle missionarische Wirken der Kirche hintergründig in Frage. Er stellt es der politischen Emanzipation gegenüber, die durch die Figuren der einheimischen Frau und zweier Ex-Jesuiten repräsentiert werden. Ist die Herausforderung der Kirche heute nicht eher eine politische Aufgabe?

Denkanstöße

- *Tauft sie*: Vielleicht regt dieser Text dazu an, darüber nachzudenken, dass die Mission in der so genannten Dritten Welt oft sehr unchristlich betrieben wurde. Oft wurde die Taufe mechanisch und magisch gespendet.
 - Welchen Stellenwert hat die Taufe heute in einer individualistisch und pluralistisch geprägten Gesellschaft?
 - Wie wichtig nehmen wir die Tatsache, dass ein Täufling mit der Taufe in ein besonderes Verhältnis zu Christus tritt und dadurch (Missions-)Aufgaben übernimmt? Verliert nicht dieser Aspekt durch die Kindertaufe seine Bedeutung?

- *Lehrt sie:* Sind unsere Gemeinden Orte, an denen man bei Jesus in die Schule gehen kann? Geben wir uns Zeit für diesen Lernprozess?

Lesehinweis

KIRCHHOFF, BODO, Infanta, Frankfurt 1990

95 Sturm und Feuerzungen

Apg 2,1-13

Entdeckungen am Text

Sturm und Feuer – Urstoffe! Gleichsam wie einen Urknall beschreibt Lukas die Gründung der Kirche. Wie aufrüttelnd und dynamisch muss für ihn dieser Beginn gewesen sein! Hätte er sonst solche kraftvollen Bilder benutzt, um den Anfang der Kirche in Szene zu setzen? Vermutlich spürte er noch in den Neunzigerjahren n. Chr. die Bewegung und Vitalität der Anfangszeit. Zwei Schauplätze gliedern den Text: *Der gemeinsame Ort, an dem alle sind, und Jerusalem, wo die Menschen aus allen Völkern versammelt sind.*

Das Pfingstereignis

Den Beginn der Kirche datiert Lukas auf das erste jüdische Fest nach der Auferstehung, dem Wochenfest oder Laubhüttenfest. Es findet nach jüdischem Brauch am fünfzigsten Tag nach Pascha statt. (Die christliche Bedeutung des Wortes Pfingsten geht auf das griechische *pente koste* zurück, den „fünfzigsten Tag“.) Das Laubhüttenfest gehört zu den drei „großen“ Festen im Judentum. Gott werden die ersten Früchte der neuen Ernte zum Dank gewidmet bzw. dargebracht. Es ist das Fest der Ernte; *der Erstlinge vom Ertrag deiner Aussaat auf dem Feld* (Ex 23,16). Im späteren Judentum erinnert es auch an die Gesetzgebung am Sinai.

Um die Energie und den Schwung des Anfangs überhaupt verständlich und anschaulich zu machen, entwickelt Lukas eine Szene: Alle – gemeint sind die Apostel – sind in einem Haus versammelt. Dort werden sie von geheimnisvollen Zeichen wie von einem Sturm und wie von Feuer ergriffen. Was als äußeres Geschehen dargestellt ist, gibt eine innere Entwicklung

wieder. Und vielleicht verdichtet sich in dieser kurzen Sequenz ein Prozess, der einen Zeitraum von mehreren Jahren umfasste.

Wind und Feuer sind Urelemente, die sowohl Leben ermöglichen als auch Tod bringen können. Und sie sind Sinnbilder dafür, dass die Apostel in ihrem Leben schon manchen Lebenssturm durchstehen mussten – bis hin zur Erfahrung von Tod und Auferstehung Jesu. Nach alter Vorstellung können beide Elemente auch Symbol für die Anwesenheit Gottes sein (z. B. brennender Dornbusch ↔ Moses [vgl. Ex 3,1ff.]; „Säuseln“ ↔ Elija [1 Kön 19,12]). Und an diesem Punkt zeigt sich die theologische Konzeption des Verfassers der Apostelgeschichte: Auf Gottes Initiative hin finden die ersten Christen ihren Lebenssinn. Sie entdecken Fähigkeiten in sich selbst, die sie zuvor noch nicht kannten. Sie finden Möglichkeiten sich so auszudrücken, dass sie in ihrer Person verstehbar und in ihrer Sprache verständlich werden. Dies hebt die Gründungslegende der Kirche deutlich hervor. Für das „Pfingstwunder“, das sich in der Gemeinschaft aller ereignet und sich in jedem Einzelnen vollzieht, hat der Verfasser eine Begründung: Alle werden vom Heiligen Geist erfüllt.

Die Dramaturgie des Textes bezieht den Leser in das Geschehen mit ein. Lebensstürme und „Entflammt-Werden“ gehören zu den Wirkungen des Geistes Gottes und dienen dazu, die eigene Mitte zu finden. Das ist ein äußerst dynamisches Ereignis und es endet auch in einer neuen Bewegung. So wie bei den Aposteln, die es hinausdrängt das Evangelium zu verkünden.

Die Weitergabe

Der Verfasser macht auf die internationale Dimension dieser Szene aufmerksam. Damit

wird sofort klar: Die Verkündigung von Leben und Wirken Jesu drängt auf Weitergabe und darf sich nicht auf eine kleine Gruppe von Eingeweihten beschränken. Vielleicht hat Lukas mit dieser Ausweitung auch seine hellenistisch geprägte Gemeinde im Auge: Er kann bestätigen, dass ihr Weg der Nachfolge in einer multi-kulturellen Umwelt schon in den Anfängen der Kirche grundgelegt ist. Wie das geschieht, wird als Wundergeschichte dargestellt: *Jeder hörte sie in seiner eigenen Sprache reden.*

Die Legende lässt offen, ob sich die Leserinnen und Leser ein Sprachwunder (die Jünger sprechen in einer anderen Sprache) oder ein Hörwunder (jeder hört das Gesprochene in seiner Sprache) vorstellen. Entscheidend ist, dass der Glaube für jeden verständlich wird, ganz gleich, in welcher Kultur er lebt. Und das ist für Lukas die Art, wie der Geist in der Gemeinde handelt. Aber diese befreiende Erfahrung wirkt auch erschreckend. Die Einsicht, dass Gott im eigenen Leben zur Sprache kommt, fordert die Frage heraus: *Was hat das zu bedeuten?* Oder aber, dann, wenn das Geschehene relativiert werden muss, weil es eine nicht gewollte Veränderung im Menschen selbst verlangen würde: *Sie sind betrunken von süßem Wein!*

So wie der Verfasser von Pfingsten erzählt, nimmt der Geist Gottes dem Menschen nicht die Freiheit; vielmehr ermöglicht Pfingsten ein neues Verständnis von Gott und erweitert die Möglichkeiten der Kommunikation. Der in diesem Rahmen gefundene Lebenssinn bedeutet Aufbruch und Veränderung; er verweist auf Fähigkeiten des Einzelnen, die zuvor noch nicht zum Ausdruck kamen.

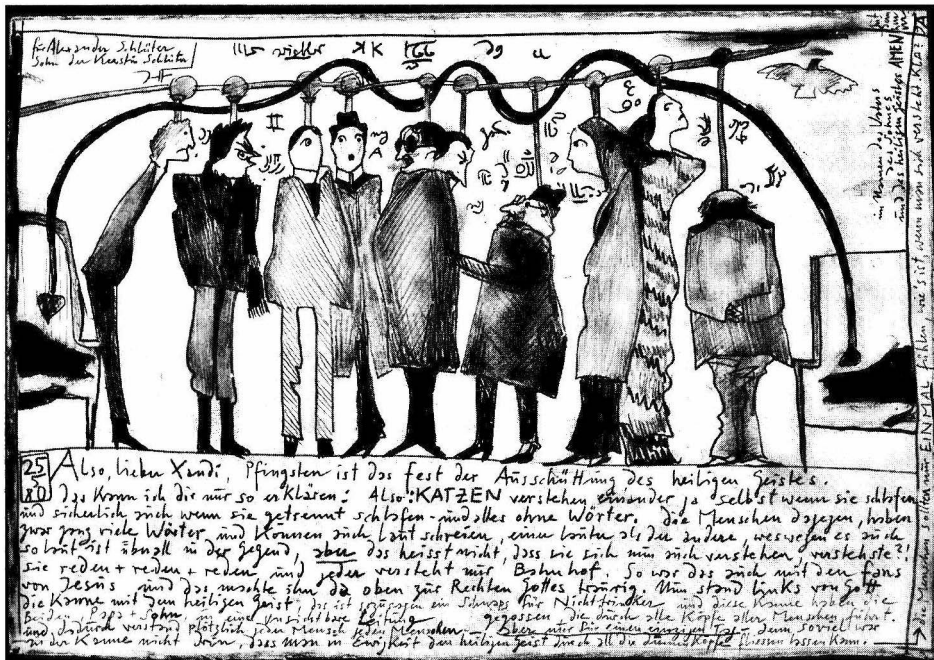
Dialog mit dem Text

Der Maler HORST JANSSEN hat einmal versucht, seinem jungen Freund Xandi die Ausschüttung des Heiligen Geistes zu erklären:

„Also, lieber Xandi, Pfingsten ist das Fest der Ausschüttung des heiligen Geistes, das kann ich dir nur so erklären: Also: KATZEN verstehen einander ja selbst, wenn sie schlafen, und sicherlich auch, wenn sie getrennt schlafen, – und alles ohne Wörter. Die Menschen dagegen haben zwar ganz viele Wörter und können auch laut schreien, einer lauter als der andere, weswegen es auch so laut ist überall in der Gegend, aber das heißt nicht, dass sie sich nun auch verstehen, verstehst?! Sie reden + reden + reden und jeder

versteht nur Bahnhof. So war das auch mit den Fans von Jesus und das machte ihn da oben zur Rechten Gottes traurig.

Nun stand links von Gott die Kanne mit dem heiligen Geist, das ist sozusagen ein Schnaps für Nicht-Trinker; und diese Kanne haben die beiden, Papa + Sohn, in eine unsichtbare Leitung gegossen, die durch alle Köpfe aller Menschen führt. Und dadurch verstand plötzlich jeder Mensch jeden Menschen – aber nur für einen einzigen Tag, denn soviel war nicht in der drin, dass man in Ewigkeit den heiligen Geist durch all die Dummköpfe fließen lassen kann. Die



Menschen sollten nur EINMAL fühlen, wie's ist, wenn man sich versteht. Klar? Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. AMEN" (Zeichnung und Text: HORST JANSSEN).

Denkanstöße

- *Sturm und Feuerzungen*: Es geschieht einfach so – sagt man: Gewissheiten schwinden dahin, Überzeugungen und Haltungen ändern sich quasi über Nacht. Irgendein Ereignis kann eine Lawine auslösen. Plötzlich sieht man alles in einem anderen Licht. Es kann durchaus so empfunden werden. Dabei darf man nicht übersehen, dass solche – im Rückblick scheinbar plötzlichen – Veränderungen sich in Wirklichkeit allmählich vollziehen –, manchmal ohne dass man es merkt.
 - Wie sehen die Stürme in meinem Leben aus? Entdecke ich im gewaltigen Brausen auch eine Chance oder bin ich so verängstigt, dass die Frage nach dem Sinn verloren geht?

- *Entdeckungen machen und weitergeben*: Das Leben beansprucht viele Ressourcen. Manchmal vergisst man darüber, die eigenen Fähigkeiten zu entdecken, zu schätzen und manchmal nimmt man sie überhaupt nicht (mehr) wahr.
 - Wie viel Zeit nehme ich mir für mich, meine Stärken (und Schwächen) kennen zu lernen?
 - Was schätze ich an mir? Bisweilen ist es gut, sich einmal hinzusetzen und die eigenen Begabungen einfach aufzuschreiben.
 - Wie gehe ich mit diesen um? Schätze und pflege ich sie? Bringe ich sie in meine Gemeinschaften (Familie, Gemeinde ...) ein?

Lesehinweis

LOHFINK, GERHARD, Wie hat Jesus Gemeinde gewollt? Zur gesellschaftlichen Dimension des christlichen Glaubens, Freiburg i. Br. – Basel – Wien 1983

96 Heil für alle Menschen der Erde Apg 2,14-17.21.22.24.36-41

Entdeckungen am Text

Gab es wirklich nur zwei Apostel, die die Öffentlichkeit beeindruckten? Manchmal kann man diesen Eindruck gewinnen, wenn man die „Apostelgeschichte“ liest. Im ersten Teil des Buches (Kap. 1-12) steht Petrus und sein Wirken im Mittelpunkt; der zweite Teil handelt vor allem von Paulus (Kap. 13-28). Da man von den übrigen Aposteln recht wenig erfährt, ist es merkwürdig, weshalb der Titel des Buches überhaupt Apostelgeschichte heißt. Das hat wohl mit der Absicht des Autors zu tun. Schon in frühchristlicher Tradition war dieses Buch dem Evangelisten Lukas als Verfasser zugeschrieben. Beide Schriften sind an einen Mann namens Theophilus gerichtet. Die „lukanische“ Konzeption ist einleuchtend: Im Evangelium berichtet er

über Leben und Werk Jesu und nun, in der Apostelgeschichte, über das Wachsen der jungen Kirche. Es geht also nicht darum, eine Lebensgeschichte der beiden Apostel zu schreiben oder gar einen historischen Bericht über die Entstehung des Christentums.

Das Buch ist zwischen 90 und 100 n. Chr. geschrieben. Zu dem damaligen Zeitpunkt hatten sich schon viele Dinge vollzogen. Unter anderem hatte sich die junge Kirche in die hellenistische Welt ausgebreitet, sich geformt und gefestigt. Sie war inzwischen multikulturell geprägt und hatte sich vom Judentum getrennt. In diesem Kontext entwirft Lukas ein Kirchenbild in lebendigen Szenen, die sich bei der Lektüre wegen ihrer Anschaulichkeit und Dramatik sehr gut einprägen. Dahinter steckt auch die Absicht, das christliche Leben und die gewachsene Tradi-

tion zu begründen. Aus dramatischen Geschichten heraus lässt der Verfasser den Richtungssinn der gewordenen Kirche hervorgehen. Dementsprechend hatte er zuvor das Pfingstereignis erzählt. Nun leiht ihm Petrus seinen Mund um diese Gründungslegende und ihre Bedeutung für die Kirche zu veranschaulichen. In dieser so genannten „Missionsrede vor Juden“ richtet er sich direkt an die Leserinnen und Leser.

Mit der Redekomposition verfolgt er mehrere Ziele. Zunächst geht es ihm darum zu zeigen, dass der Heilige Geist wirkt: Er sendet die Apostel aus und weist ihnen den Weg. Er gibt ihnen Mut und die Worte, das Heil allen Menschen zu verkünden.

Dabei wird auch deutlich, dass die christliche Gemeinde ihre Wurzeln in der Geschichte Israels hat. Obwohl inzwischen vom offiziellen Judentum getrennt, sieht sich die junge Kirche in Kontinuität zu den Hebräischen Schriften. Sie steht im Fluss des jüdischen Glaubens.

Und eine weitere Botschaft ist erkennbar: Der Geist wird nicht nur auf einzelne hervorgehobene Träger – wie etwa die Apostel –, sondern auf alle Anwesenden ausgegossen. Mit dieser Einebnung von Macht- und Herrschaftsstrukturen bleibt Lukas in der Linie der Botschaft Jesu und führt den roten Faden seines Evangeliums weiter (vgl. S. 165).

Der Text entwirft ein sehr anspruchsvolles Bild von der Kirche: im Judentum verwurzelt, im Hellenismus beheimatet, auf Jesus Christus gegründet und mit dem Geist ausgestattet. Er lässt sich in drei Abschnitte gliedern: Pfingsten – Erfüllung der Sehnsucht, Christus als Maßstab, Erlösung für alle.

Pfingsten – Erfüllung der Sehnsucht

Lukas lässt mit der Pfingstrede des Apostels Petrus die Kirche beginnen. Es ist für ihn selbstverständlich, dass Petrus die wichtigste Autorität der frühen Kirche ist. Mit der feierlichen Redeeinführung wird auf die Bedeutung der folgenden Worte hingewiesen. Petrus wendet sich an die *jüdischen Männer* und alle Bewohner von Jerusalem. Vielleicht repräsentieren sie die

Mitglieder der lukanischen Gemeinde um das Jahr 90 n. Chr.

Der Evangelist beginnt, indem er auf seine zuvor gebrachte Legende (vgl. **95** S. 271f.) verweist. Dazu greift er das Motiv von der Trunkenheit der mit dem Geist erfüllten Männer auf. Vielleicht wollte er solche Spekulationen von vorneherein ausschließen. Die positive Erklärung für das Verhalten bietet das Hoffnungsbild und die Vision des Propheten Joel. Der Prophetentext ist als „Spruch Gottes“ qualifiziert und verheißt für die Endzeit die Sendung des Geistes zu allen Menschen. Lukas findet in Joel einen Kronzeugen und bezieht die Aussage *in den letzten Tagen* auf die Zeit der frühen Kirche. Darin sieht er seine christliche Sehnsucht formuliert: *Ich werde von meinem Geist ausgießen über alles Fleisch. Eure Söhne und eure Töchter werden Propheten sein und eure jungen Männer haben Visionen, eure Alten werden Träume haben* (Joel 3,1-5).

Christus als Maßstab

Der Verfasser setzt neu ein und fordert durch Petrus zum Hören auf. Denn nun nennt er den Grund für seine Hoffnung: *Jesus Christus*. Er wird als der von Gott selbst ausgewählte Mann vorgestellt, wie er durch seine Wunder und Zeichen ausgewiesen und beglaubigt hat. Dies war – so stellt der Erzähler polemisch fest – auch den Israeliten bekannt. Vielleicht lässt sich an dieser Aussage ablesen, wie sehr sich die Wege der Juden und der hellenistischen Christen schon getrennt hatten (vgl. S. 196f.). In einer Kurzformel formuliert der Text ein Glaubensbekenntnis: Jesus, der gekreuzigt und hingerichtet wurde, ist von Gott auferweckt und zum Herrn und Messias gemacht worden. Er ist der Grund und der Maßstab der Kirche.

Erlösung für alle

Die Hörer – vielleicht auch die lukanische Gemeinde – reagieren betroffen und unsicher. Wie soll man auf eine solche Botschaft reagieren?

Der Erzähler gibt mit Petrus eine Antwort: *Kehrt um!* „Kehrt um“ ist das Motto, das alle Evangelien durchzieht (vgl. S. 173f.). Damit bringen sie zum Ausdruck, dass die Verkündigung vom Reich Gottes zu Antworten im Leben des einzelnen Christen herausfordert. Diese Umkehr und Sinnesänderung geschieht in der Nachfolge Jesu. Sichtbares Zeichen dafür ist die Taufe. Dort erfahren alle Getauften die Wirkungen des Geistes. Für den Erzähler erfüllt sich so auch die Hoffnung und Vision des Propheten Joel, die nun allen Menschen gilt. Bestätigend weist Lukas mit Stolz am Schluss des Textes darauf hin, wie aus den kleinen Anfängen inzwischen eine stattliche Gemeinde geworden ist.

Dialog mit dem Text

„Ein Mensch, der schon als kleiner Christ Weiß, wozu er geschaffen ist:
 ‚Um Gott zu dienen hier auf Erden
 Und ewig selig einst zu werden!‘ –
 Vergisst nach manchem lieben Jahr
 Dies Ziel, das doch so einfach war,
 Das heißt, das einfach nur geschienen:
 Denn es ist schwierig, Gott zu dienen.“

EUGEN ROTH

Du träumst in mir von einer Kirche

„Du träumst in mir, mein Gott, und ich mit dir:
 von einer Kirche, arm an HERR-schaft,
 reich an Dien-Mut und heiliger Gemeinschaft,
 von einer Kirche, arm an Macht und Gütern,
 reich an geschwisterlichem Leben;
 von einer Kirche, arm an Dogmen und Gesetzen,
 reich an Vertrauen in die Kraft der Liebe;
 von einer Kirche, arm an Angst und Enge,
 reich in Erwartung deines guten Geistes;
 von einer Kirche, arm an Formeltreue,
 reich an Bewegung, an spontaner Freude;
 Du träumst in mir, mein Gott, und ich mit dir:
 von einer Kirche ohne Vorurteile;
 von einer Kirche ohne Spaltung;
 von einer Kirche ohne Hierarchie;
 von einer Kirche mit der ganzen Fülle,

die du verschenkst an Charismen,
 an Fantasie und Fähigkeiten;
 von einer Kirche, die Bewegung sucht,
 weil du dynamisch-schöpferische Liebe bist;
 von einer Kirche der Befreiung,
 in der wir Menschen werden können,
 wie Jesus es verheißt.“

CHRISTA PEIKERT-FLASPÖHLER

Denkanstöße

- *Sehnsucht:* Oft ist in unserer durchorganisierten und institutionalisierten Welt kein Platz um Sehnsucht entwickeln und Visionen entwerfen zu können. Häufig fehlen auch die Kraft und der Mut dazu, eigene Sehnsüchte zu leben. Vielleicht kann man die Anstrengung auch als die Schwester der Sehnsucht bezeichnen. Es ist nicht leicht, sich Räume zu schaffen, um zu träumen und um Hoffnungsbilder sehen zu können.
- *Verkündigen:* Vermutlich sind es „Sternstunden“ in unserem Leben, wenn einer zu uns spricht und wir merken, dass uns etwas Wertvolles geschenkt wird. Manchmal erahnen wir, dass Gott zu uns spricht. Häufig aber überhören wir die Zwischentöne – oft fehlen uns das Ohr zum Hören und der Mund zum Sprechen.
- *Petrus zeigt sich der Öffentlichkeit:* Wir bleiben lieber im Hintergrund; bleiben allein und arbeiten lieber. Oft fällt es schwer, zu der eigenen Entscheidung zu stehen. Denn manchmal bedeutet das, sich der Kritik auszusetzen und angegriffen zu werden.

Lesehinweis

PEIKERT-FLASPÖHLER, CHRISTA, *Du träumst in mir, mein Gott*, Limburg 1989, S. 93

ROLOFF, JÜRGEN, Ein Buch, das aus dem Rahmen fällt. Die Apostelgeschichte: ihr Ziel, ihre Eigenart, ihre Tendenzen, in: *Bibel und Kirche* 55 (2000), S. 62-67

ROTH, EUGEN, *Ein Mensch*, Frankfurt 1995, S. 86

97 Paulus begegnet Christus und wird dadurch ein anderer Apg 9,1-23

Entdeckungen am Text

Vom Saulus zum Paulus! Kann ein Mensch seine Einstellung so grundlegend verändern? Um dies zu erklären erzählt Lukas eine Bekehrungslegende. Er bedient sich dabei vieler Motive und Elemente, die sich an alttestamentliche bzw. frühjüdische literarische Gattungen anlehnen. Die Erzählung ist aber eine eigenständige Komposition und kunstvoll in die Apostelgeschichte eingefügt. Das Thema der Erzählung ist die Bekehrung des Saulus. Er war der Verfolger der Kirche. Der Evangelist will vermutlich in dieser Geschichte zeigen, wie die Begegnung mit Christus Menschen verwandeln kann: wie Saulus/Paulus, der durch die Christuserfahrung seine Lebensorientierung grundlegend ändert. Eine solche Geschichte will Mut machen. Sie möchte auch die Glaubwürdigkeit von Paulus, dem Apostel der Heidenchristen, herausstellen. Für die heutigen Leserinnen und Leser ist die Dimension der grundsätzlichen Sinnesänderung des Paulus schwer nachvollziehbar. Kennen sie

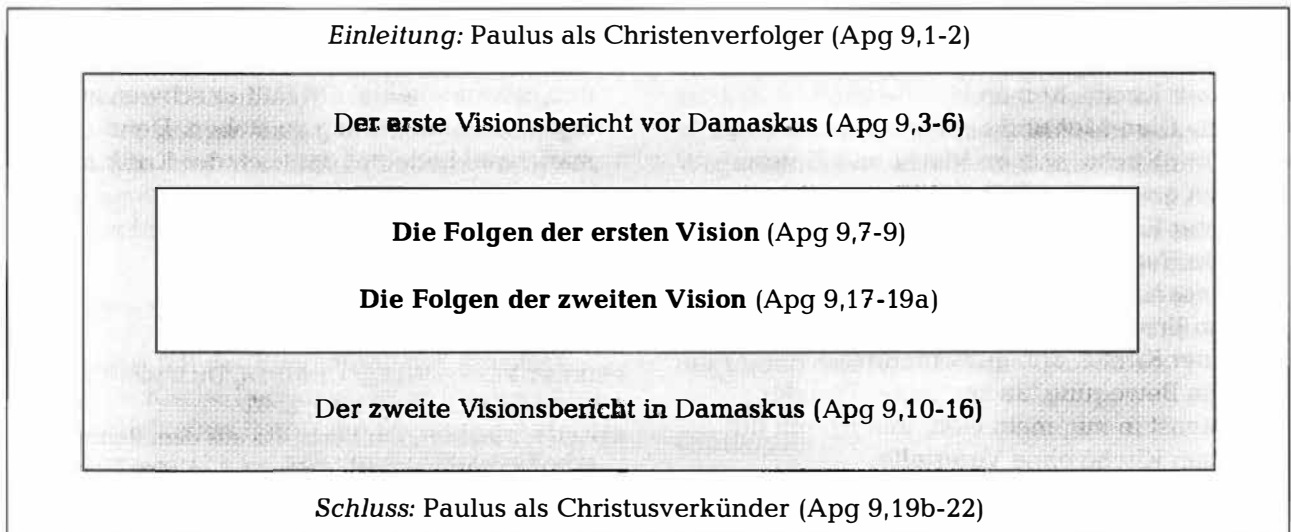
ihn doch als einen brillanten Theologen, der die Briefe an die Korinther, die Römer usw. geschrieben hat.

Dass Lukas dieser Stelle eine besondere Bedeutung zumisst, kann man nicht nur an der Länge der Erzählung ablesen, sondern auch an der Tatsache, dass er insgesamt dreimal die Bekehrung des Apostels überliefert:

- Paulus begegnet Christus (Apg 9,1-19).
- Erster Selbstbericht: Paulus erzählt davon den Juden in Jerusalem (Apg 22,1-22).
- Zweiter Selbstbericht: Paulus verantwortet sich vor dem König Agrippa (Apg 26,1-32).

Hier geht es Lukas darum klar zu machen, dass die Begegnung mit Christus die Ursache der Veränderung des Paulus war. Durch sie ist er zum Verkünder des Evangeliums geworden. Der vorliegende Text ist sorgfältig komponiert und ringförmig aufgebaut: Die erste und letzte, die zweite und vierte sowie die dritte und fünfte Szene entsprechen sich:

AUFBAU DES 9. KAPITELS



Paulus als Christenverfolger

In der ersten Szene macht Lukas die Leserinnen und Leser mit der Hauptperson bekannt. Vor seiner Bekehrung war Saulus bestimmt nicht gottlos, im Gegenteil: Er war ein Eiferer für den jüdischen Glauben, für das Gesetz seiner Väter. Mit fanatischer Härte verfolgte er alle, die sich diesem Gesetz widersetzen, so auch die Anhänger des „neuen Weges“, wie sich die ersten Christen nannten. Er tat dies ganz offiziell, denn er war von seiner religiösen Behörde bevollmächtigt. Das Gesetz, das die offizielle Institution auslegte, war für ihn striktes Gebot und unumstößliche Weisung. In dieser Überzeugung ist Paulus nach Damaskus gezogen um für die „Reinheit der Lehre“ zu kämpfen.

Der erste Visionsbericht vor Damaskus

Und dann – so der Erzähler – begegnete er einer Lichtgestalt. Diese Vision reißt ihn aus seiner bisherigen Lebenshaltung. Lukas drückt dies dadurch aus, dass er schreibt: *Er stürzte zu Boden*. Möglicherweise spürte Paulus, dass es noch etwas anderes als die offizielle Glaubensauslegung der jüdischen Behörde gibt. Vielleicht merkte er, dass er sein Leben grundlegend verändern muss.

Mit der überraschenden Frage *Warum verfolgst du mich?* eröffnet der Verfasser ein Zwiegespräch zwischen Paulus und Jesus. Entnimmt Paulus aus seiner Vision schon jetzt, dass die Stimme zu dem irdischen und jetzt erhöhten Herrn gehört, oder aber wird dies ihm erst später in Damaskus klar? Der Leser/die Leserin weiß aber, dass Christus zu ihm spricht. Paulus erfährt, was er nun unmittelbar tun soll: *Geh in die Stadt*. Die weitere Zukunft bleibt jedoch im Dunkeln!

Die Folgen der ersten Vision

Lukas sichert das Erlebnis von Paulus, indem er nun aus der Sicht der Zeugen erzählt. Sie stehen vor Erstaunen sprachlos da, ohne aber an der Offenbarung Anteil zu haben. Dann bringen die Begleiter den erblindeten und hilflosen Paulus

nach Damaskus. Die Lichterscheinung hat ihm seine Blindheit vor Augen geführt. Sie ist befristet auf drei (!) Tage. Das kompromisslose Fasten verweist auf seine radikale Umkehr.

Der zweite Visionsbericht in Damaskus

Szenenwechsel: Nun überliefert Lukas eine zweite Vision. Dazu stellt er eine neue Person vor: Hananias. Er und Christus sind nun die handelnden Personen. Hananias wird vom erhöhten Herrn mit der Heilung des Erblindeten beauftragt. Er hört sich an, was jener ihm zu sagen hat, und antwortet sogar: *Hier bin ich!* Es leuchtet den Leserinnen und Lesern sofort ein, dass Hananias auf seinen Auftrag, zu Paulus zu gehen, mit Furcht reagiert. Verständlicherweise äußert er seine Vorbehalte.

Doch mit großer Zielstrebigkeit – so beschreibt die Legende – setzt Christus seinen Plan durch. Er weist die Bedenken zurück: Paulus ist nicht mehr Verfolger der Kirche, sondern ausgesuchtes Werkzeug Gottes. Er wird den Namen des Herrn tragen; d. h. er wird sich öffentlich zu Christus bekennen und ihn Heiden und Juden verkünden. Dabei wird der Verfolger selbst verfolgt werden und einen Leidensweg gehen.

Die Folgen der zweiten Vision

Nun ist die Handlung im Fluss. Prägnant und sehr anschaulich erzählt Lukas weiter: Hananias geht in das beschriebene Haus; er führt seinen Auftrag aus und heilt den Erblindeten. Das Dunkel löst sich und der Heilige Geist erfüllt Paulus. Die Umkehrung ist abgeschlossen und wird in der Taufe besiegelt. Paulus ist nun Jünger Christi und zum Verkünden gerüstet.

Paulus als Christusverkünder

Die abschließende Szene bestätigt, dass Paulus sich vom Verfolger der Christen zum Verkünder des *Sohnes Gottes* verändert hat. Nachdem er wieder zu Kräften gekommen ist, beginnt er zu predigen und bekennt sich zu Christus. Dass ein solcher Auftritt nun zu Verwirrungen in der Öffentlichkeit führt, liegt auf der Hand. Denn

von Paulus erwartete man eigentlich, dass er die Christen in Fesseln abführt. Das Gegenteil ist nun der Fall: Paulus ist der überzeugende Verkünder vom *Messias*, dem *Sohn Gottes*.

Dialog mit dem Text

Paulus bestätigt in seinen Briefen immer wieder seine radikale Umkehr. Er bezeichnet sich selbst als ein von Gott Bezwungener (1 Kor 9,16), der durch den Willen Gottes zum Apostel bestimmt wurde (1 Kor 1,1). Deshalb nennt er sich einen Offenbarungsempfänger (vgl. 1 Kor 2,6ff.; 2 Kor 2,14b-16; 4,1ff.; Gal 1,11), der mit dem Geist Gottes begabt wurde (vgl. Gal 1,11-17). Diese Glaubensgewissheit prägt sein Selbstverständnis. Für ihn ist die Berufung jedoch kein vergangenes Geschehen, sondern die bleibende Bestimmung seiner Existenz. Weil Christus sich ihm im Damaskuserlebnis geoffenbart hat, wurde er Bote und Verkünder des Gekreuzigten. Der vorchristliche Paulus lebte ganz im Eifer für das Gesetz. Er erfuhr die Umkehrung seines Glaubens vor Damaskus. Dort wurde ihm der Gekreuzigte als Sohn Gottes offenbar, so erzählt er selbst im Brief an die Galater (vgl. Gal 1,1.11-12.13-24). Da Paulus in der göttlichen Offenbarung Jesus als Sohn Gottes erkannte bzw. anerkennen musste (vgl. Gal 1,12.15f.), wurden sein gesamtes bisheriges Leben und seine theologische Welt hinterfragt (vgl. Phil 3,7-9). Er stand nun vor der Aufgabe, einen Verfluchten (Dtn 21,23) als Sohn Gottes bekennen und verkünden zu müssen. Denn im Blick auf den Gekreuzigten gab es für ihn nur zwei Möglichkeiten: Entweder eröffnet sich dem Menschen Gott im Gesetz – dann wäre das Wort vom Kreuz eine Blasphemie; oder aber der Gekreuzigte vermittelt den Menschen die Kraft und die Weisheit Gottes. Dann erwiese sich auch die Weisheit, die im Gesetz einen Heilsweg sucht, als Torheit vor Gott (vgl. 1 Kor 1,18ff.). Im Brief an die Galater (3,13) schreibt Paulus: *Christus hat uns vom Fluch des Gesetzes freigekauft, indem er für uns zum Fluch geworden ist; denn es steht in der Schrift: Verflucht ist jeder, der am Pfahl hängt.*

Die Bekehrung des Paulus ist nicht nur ein wichtiges Datum der Kirchengeschichte; man kann sie auch als ein Weltereignis bezeichnen. Durch ihn ist die „jüdische Sekte“ in den internationalen Kulturkreis eingetreten und konnte sich so zu einer Weltreligion entwickeln. Paulus hat – wie kein anderer – das frühe Christentum theologisch geprägt. Durch ihn wurde das Christentum für die Philosophen und Denker „kompatibel“. Von ihm sind die ältesten schriftlichen Zeugnisse erhalten, die den Glauben der ersten Christen überliefern. Seine Briefe – insbesondere der Römerbrief – bilden nach wie vor eine wesentliche Grundlage für die Vermittlung des Glaubens und die Verkündigung des auferstandenen Christus. Deshalb sollen im Folgenden einige Daten genannt werden, die – über die Bekehrungslegende in der Apostelgeschichte hinaus – ein Bild von Paulus zeichnen.

Von der Zeit *vor seiner Bekehrung* kann man sagen:

- Er war Jude, aber auch römischer Bürger, wurde in Tarsus geboren und in Jerusalem erzogen (Apg 22,3). Gamaliel war sein Lehrer (Apg 22,3; vgl. Apg 5,34).
- Er war Pharisäer (Apg 26,5; Phil 3,5).
- Er war dabei, als Stephanus getötet wurde; er lebte also schon zur Zeit von Jesus (Apg 7,58).
- Er verfolgte die Kirche über die Maßen (Apg 9,1.4; 1 Kor 15,9; Phil 3,6), sogar bis ins Ausland (Apg 26,9-11).
- Er war ein übermäßiger Eiferer für die Überlieferungen der Väter (Gal 1,14).
- Er tat das alles in Unwissenheit und Unglauben, aber mit einem guten Gewissen (2 Tim 1,3).

Seine Bekehrung:

- Seine Bekehrung fand in/vor Damaskus statt (Apg 9,3.4; Gal 1,17).
- Sie war eine Christusbegegnung (Apg 9,5 und 17; 1 Kor 15,8; 9,1).
- Ihm wurde Christus als „Sohn Gottes“ offenbar (Apg 9,20; Gal 1,16).
- Seine Bekehrung hat sein Leben radikal gewendet (Phil 3,7).
- Er wurde vom Verfolger zum Missionar (Gal 1,16.23).

Denkanstöße

- *Bekehren*: Manchmal fällt es schwer zu glauben, dass Gott auch heute noch bekehren und verändern kann. Wollen wir das überhaupt?
- *Umkehren*: Wenn sich jemand „bekehrt“ hat, möchten wir, dass dieser bei uns Wohnraum und Heimat findet? Hätte ich die Wandlung von Paulus akzeptiert – oder hätte ich Vorsicht walten lassen: „Wer weiß, vielleicht ist er ein Agent – ein Wolf im Schafspelz?“ Gibt es Situationen, in denen mir Menschen begegnen, die bisher Gegner und „Feinde“ waren? Welche Beispiele fallen mir dazu ein?
- *Verändern*: Habe ich selbst schon einmal eine Situation erlebt, in der ich mein Leben radikal verändert habe? Was/wer hat dabei geholfen? Was/wer hat es schwer gemacht?

- Kann ich mich an Menschen erinnern, die plötzlich „wie umgekrepelt“ waren? Gab es äußere Anlässe für diese Wandlung? Was würde der Betreffende selber sagen, was ihn änderte? Wie haben andere Mitmenschen darauf reagiert?
- *Verwandeln*: Ist „Bekehrung“ eigentlich immer nur ein plötzlicher Akt – oder gibt es auch allmähliche Wandlungsschritte? Halte ich Menschen überhaupt für wandlungsfähig?

Lesehinweis

THEIS, JOACHIM, Paulus als Weisheitslehrer. Der Gekreuzigte und die Weisheit Gottes in 1 Kor 1-4, Regensburg 1991

98 Das Leben der ersten Christen

Apg 2,42-47

Entdeckungen am Text

Wie kann man als Christ in dieser Welt leben?

Liest man die Darstellung des Lukas, gab es anscheinend unter den ersten Christen nur heilige und vollkommene Menschen. Ihr Glaube scheint unerschütterlich. Dass der Verfasser ein solches idealtypisches Bild zeichnet, hat vielleicht folgende Gründe: Er will die Jerusalemer Gemeinde als Vorbild darstellen und zeigen, wie man christliches Leben gestalten kann.

Die Menschen der zweiten Generation mussten vermutlich viel lernen. Und besonders die Heidenchristen hatten eine Menge Fragen. Wahrscheinlich auch, weil sie die jüdische Tradition nicht kannten. Welches Verhalten entspricht dem Glauben an einen Gott? Auf welche Vorbilder kann man sich berufen? Wie haben die engsten Freunde die Botschaft Jesu gelebt? Was haben sie gemacht? Letztlich steht die Frage nach der Identität der Christengemeinde im Mittelpunkt. Ein daraufhin ausgerichteter Lebensstil musste nicht nur erst entwickelt, sondern auch eingeübt werden.

In der vorliegenden Textstelle aus der Apostel-

geschichte wird beschrieben, wie die Kirche begonnen hat. Dazu fasst der Erzähler Einzelfälle zusammen und beschreibt die Gesamtentwicklung der Gemeinde in Jerusalem. Solche Sammelberichte bringt Lukas noch an mehreren Stellen. Es geht dabei nicht um historische Berichterstattung. Vielleicht soll diese Beispiel-erzählung mit der Darstellung des christlichen Lebens in der Urgemeinde ein Ideal für die spätere Zeit vorstellen.

Zunächst erfährt man von dem alltäglichen Leben in der Gemeinde. Dieses ist durch ihr geschwisterliches Zusammenleben, das Hören auf die Apostel, das gemeinsame Brotbrechen und Beten gekennzeichnet. Dann erwähnt der Text die (heilige) Furcht. Ist sie hervorgerufen durch die Erfahrung der Nähe Gottes? Oder ist sie eine Furcht vor der Heiligkeit Gottes, die in den Wundern und Zeichen der Apostel zum Ausdruck kommt? Denn wie Jesus selbst treten nun die Apostel auf. So bestätigen sie durch ihre Lehre, durch *Wunder und Zeichen* ihren Auftrag, die Gemeinde Jesu Christi aufzubauen. Die Angaben über das Gemeindeleben spiegeln einen Beziehungsreichtum wider. In der neuen

Gemeinschaft zeigt sich, wie der Glaube an Christus auch im gemeinsamen wirtschaftlichen Leben bezeugt werden kann. Diese Gütergemeinschaft will Ausdruck der Geschwisterlichkeit und Bedürfnislosigkeit sein. Dabei vollzieht sich das Leben der ersten Christen in ihrer Beziehung zu den Mitmenschen. Sie ist durch soziale Verantwortung und gemeinschaftliche Nutzung von Besitz gekennzeichnet.

Wenn der Text hier darauf verweist, dass die Gläubigen jeden Tag im Tempel beteten, so bedeutet das auch, dass sie die Tradition der (jüdischen) Väter weiterführten. Die hier vorgestellte Vision von der christlichen Gemeinde weiß sich in einer doppelten Beziehung: Sie lebt nicht nur in der Gemeinschaft mit den Mitmenschen, sondern auch aus der Verbindung mit Gott.

Das gemeinsame Brotbrechen, die gemeinsame Mahlzeit, ist Ausdruck dieser im Gebet gefundenen Einheit. Gottesdienst und Weltverantwortung gehören zusammen. Und dies wirkt sich nach außen auf die sie umgebenden Menschen aus.

So sollte sich für Lukas die Kirche entwickeln und entfalten! Als Beleg hierfür gilt das Wachstum der jungen Gemeinde. Darin kann man den verwirklichten Segen Gottes erkennen.

Dialog mit dem Text

Der Versuch die urchristliche Utopie eines jesuanisch geprägten Gemeindelebens zu verwirklichen, wird in dem Film „Die Mission“ (England/USA 1986) dargestellt. Er erzählt eine Geschichte von dramatischer Intensität. Im Zentrum von JOFFÉs Film stehen zwei Männer: Der Jesuitenpater Gabriel (Jeremy Irons), der selbstlose Liebe und Brüderlichkeit predigt und lebt, sowie der ehemalige Sklavenjäger Mendozan (Robert de Niro). Nachdem er seinen eigenen Bruder ermordet hat, tritt er – allerdings auch reumütig – zum christlichen Glauben über. Beide ziehen zum Volk der südamerikanischen Guarani aus, um diesen die Botschaft des Christentums zu bringen. Mit ihnen leben sie gemeinsam die Vision eines geschwisterlichen

Christentums. Und sie scheinen Erfolg zu haben. Doch dann scheitert ihr Traum! Die Guarani geraten zwischen die Fronten der Kolonialmächte. Die beiden Männer unterstützen den Stamm auf ganz unterschiedliche Weise: Pater Gabriel glaubt an die Macht des Gebets; Mendoza „glaubt“ an die Macht seines Schwerts. So stehen sie sich in einem dramatischen Kampf um die Freiheit der Indianer gegenüber. Am Ende werden alle grausam niedergemetzelt und Opfer skrupelloser europäischer Macht- und Kolonialpolitik, die auch von der offiziellen katholischen Kirche unterstützt wird. Die ganze Geschichte fußt auf authentischen Vorkommnissen und spielt im 17. Jahrhundert.

Das eindrucksvoll gespielte, hervorragend besetzte und beeindruckend fotografierte Historiendrama stellt die Frage nach der geschwisterlichen Vision eines Christentums. Ist es in dieser Welt mit seinen Machtstrukturen überhaupt lebbar? Muss es nicht scheitern?

Denkanstöße

- *Ein Herz und eine Seele*: Dieses Bild für die urchristliche Gemeinde wird oft als typischer Ausdruck des anfänglichen Enthusiasmus der ersten Christen, der nicht durchgehalten werden kann, bezeichnet. Vielleicht auch deshalb, weil in unseren Gemeinden diese Vision nicht mehr vorhanden ist. Womöglich rechtfertigen wir uns dadurch. Haben wir schon je versucht eine solche Utopie zu leben? Kann man in unseren institutionalisierten Kirchen heute noch Visionen ausprobieren und entwickeln?
- *Beten*: Vielleicht ist das Gebet ein wichtiger Ort mit Gott in Kontakt zu kommen. Möglicherweise lehrt es, wie Gott immer wieder neu für die Menschen initiativ wird. Aus der Sicht von Lukas hat die junge christliche Gemeinde erfahren, dass Gott für sie sorgt. Mit seiner Hilfe haben Menschen gelernt füreinander Sorge zu tragen. Oft wird das Gebet heute als etwas Individuelles, als eine private Beziehung zwischen

dem „Ich“ und dem „Du“ (-Gott) gesehen. Kann die Apostelgeschichte uns neu darauf aufmerksam machen, dass die persönliche Beziehung zu Gott im alltäglichen Umgang untereinander ausgelebt werden muss?

- *Hab und Gut verkaufen und untereinander verteilen*: Ein solches Bild passt nicht ganz in unsere durch die Globalisierung der Wirtschaft geprägte Zeit. Bestimmen nicht der Rhythmus des Geldes und der Macht – auch in unseren Kirchen – das anscheinend Mögliche? Werden nicht Menschen, die das urchristliche Ideal zu leben versuchen, als Spinner und Utopisten betitelt? Ist es in unserer marktwirt-

schaftlich organisierten Welt überhaupt möglich, christliche Visionen zu leben?

- *Wunder tun*: Die Zeit der christlichen Helden und Heiligen scheint vorbei oder nur noch wenigen außergewöhnlichen Personen vorbehalten. Wunder können aber immer wieder in unserem alltäglichen Leben – ohne große Mühe – getan werden: durch ein gutes Wort, eine ermutigende Geste, einen überraschenden Besuch ... Vielleicht bewirken gerade solche „Wunder“ das, was Lukas eine *heilige Furcht* nennt und worin sich die ersten Christen ausgezeichnet haben.

99 Die neue Schöpfung

Offb 21,1-5

Entdeckungen am Text

Wie ein roter Faden ziehen sich Unrecht, Unterdrückung und Ohnmacht durch die ganze Menschheitsgeschichte. Angst, Leid und Tod gehören von Anfang an zum Menschen. Gäbe es ein Überleben ohne die Hoffnung auf eine gute Zukunft?

Die frühen Christen wussten um diese Hoffnung und fassten sie in Bilder. Solche Motive kannte auch die jüdische Glaubensüberlieferung in der apokalyptischen Tradition, die in der nachexilischen Zeit entsteht. Das hatte vermutlich den Grund, dass das jüdische Volk seine politische Gestaltungsmöglichkeit und Eigenstaatlichkeit verlor. Es wurde mehr und mehr zum ohnmächtigen Spielball in der Hand von Großmächten. Die Erwartung, dass Gott seine Herrschaft im geschichtlichen und politischen Rahmen aufrichten wird, verlor ihren Erfahrungsgrund im alltäglichen Leben – und damit ihre Bedeutung. Aus dieser dunklen Krisenzeit erwächst die Hoffnung auf den kommenden „Tag JAHWEs“. Das jüdische Volk richtet seinen Blick in die Zukunft und gewinnt nun von dorthin Vertrauen für die Gegenwart: Gott wird sich einzigartig und in einem außergewöhnlichen Akt als der Retter erweisen.

Auch die Christen in den Regierungsjahren von DOMITIAN (81-96 n. Chr.) befanden sich in einer sehr kritischen Lage. Ständig waren sie gesellschaftlich und religiös in Bedrängnis. Durch die Ablehnung des „göttlichen Kaiserkultes“ gerieten sie in eine soziale Isolation: Ächtung, Schikanen und aggressive Unterdrückung standen auf der Tagesordnung.

In solchen Konfliktsituationen traten Fragen auf, die nicht durch gelehrte Theorien beantwortet werden konnten. Es sind Fragen, die aus der konkreten Erfahrung erwachsen: Muss man Gott oder dem Kaiser gehorchen? Soll aktiver oder passiver Widerstand geleistet werden? Wahrscheinlich ist dieser geschichtliche Rahmen, diese Krise der Hintergrund für die Abfassung des Buches der Offenbarung. Wenn der Verfasser dabei Linien der jüdischen Apokalyptik weiterzieht, neu interpretiert und aktualisiert, geht es darum, den jetzt Lebenden Hilfen für die Gegenwart zu geben und Trost in einer unheilvollen Welt zu spenden. Diese Absicht gestaltet der Autor in seiner Vision von der neuen Schöpfung, an der die Leserin/der Leser teilnimmt. Die Vollendung der Weltgeschichte wird in zwei Visionen beschrieben: Die Erschaffung der neuen Welt und das Erscheinen des himmlischen Jerusalem.

Die Erschaffung der neuen Welt

Die Geschichte der Welt ist abgeschlossen; das Buch der Zeit zugeklappt. Es ist nichts mehr hinzuzufügen! Hat die Schöpfung ihre Vollendung erreicht? Schildert das Kapitel 21 der Offenbarung eine Welt, wie Gott sie haben wollte? Auch die Zeit ist zu Ende. Der Leser schaut mit Johannes in das hinein, was danach kommt. Er sieht *einen neuen Himmel und eine neue Erde*. Jesaja 65,17 malte es schon aus: *Siehe, ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, dass man der vorigen nicht mehr gedenken wird*, spricht Gott dort. Und im Neuen Testament (2 Petr 3,13) heißt es: *Dann erwarten wir, seiner Verheißung gemäß, einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen die Gerechtigkeit wohnt*.

Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde (Gen 1,1). Das ist der erste Satz der Bibel. Gott spricht am Anfang – und die Welt entsteht aus dem Chaos, aus der Urflut. Nun sieht Johannes wieder einen Anfang, einen neuen Anfang, einen neuen Himmel und eine neue Erde. Es herrschen ganz neue Verhältnisse. Vielleicht weil die Welt in ihrem Wesen und ihrer Substanz ganz anders geworden ist. Und dann zeichnet der Seher eine unvorstellbare Welt. Die alte Unheilswelt ist vergangen. Die neue Welt (dem dreistufigen Weltbild entsprechend Himmel – Erde – Meer; wobei das Meer der Wohnbereich der dämonischen Mächte ist) ist ganz und gar die Heimat der Menschen. Nichts ist mehr unbewohnbar und unbebaubar. Wenn es kein Meer mehr gibt, dann kann es nicht mehr über die Ufer treten. Alle Gefahren und Bedrohungen, alle Unergründlichkeiten und Unheimlichkeiten sind fortgefallen. Die Naturgewalten, denen Menschen bis heute weitgehend hilflos gegenüberstehen, sind vollständig aufgehoben und aufgelöst. Die neue Welt ist eine angstfreie Welt.

Das Erscheinen des himmlischen Jerusalems

Mit der zweiten Vision, dem Erscheinen des himmlischen Jerusalem, bestätigt Johannes das erste Bild. Er beschreibt in seiner Schau die

denkbar innigste Verbundenheit zwischen Gott und Menschen: Die vollkommene Wohnung Gottes ist aufgerichtet. Gott selbst wird bei den Menschen wohnen und sie werden seine Völker sein. Die Distanz zwischen Oben und Unten ist für den Schreiber zwar schon von Christus überwunden, sie wird aber durch Gott nun selbst endgültig überbrückt.

Das himmlische Jerusalem wird als Braut dargestellt. Diese Symbolik findet sich schon im Alten Testament und bringt die Liebe Gottes zu seinem Volk zum Ausdruck. Der Visionär weitet das alte jüdische Bild aus. Er überträgt es auf die künftige Beziehung zwischen Gott und allen (!) Völkern der Erde.

Die Erklärung der beiden Visionen

Nun bringt Johannes eine Erklärung dieser strahlenden Bilder. Alle Folgen der Gottesferne und Gottlosigkeit sind aufgehoben. Die Folgen der Sünde und die Trennung von Gott sind überwunden. Es gibt kein Leiden und keine Trauer mehr; es gibt kein Klagen mehr über verpasste Chancen und ungenutzte Möglichkeiten.

Niemand wird überfordert oder übersehen. Die christliche Gemeinde kennt keine Grenzen. Was Menschen, Völker und Länder einmal trennte, ist aufgehoben. Die ganze Erde ist ein einziges Land, die ganze Menschheit eine einzige Gemeinschaft. Überall sind neue Maßstäbe anzulegen. Alle bisherigen Maßstäbe und Denkkategorien reichen nicht aus um das Kommende zu erfassen.

Diese Bilder malt Johannes in der Offenbarung. Es sind Bilder, die mehr sagen als viele Worte; Bilder, die zum Nachdenken anregen. Die Stimme Gottes verstärkt die Visionen und bestätigt das zukünftige Geschehen: *Seht her, ich mache alles neu!*

Vielleicht kann Johannes mit diesen ausdrucksstarken Bildern seine Leserinnen und Leser trösten. Was er sicherlich nicht beabsichtigt, ist, sie zu vertrösten. Denn wenn er von dem Ende der Zeiten spricht, hat er die Gegenwart im Blick: Die jetzt Lebenden müssen sich entscheiden! Sie tragen die Verantwortung dafür, ob für sie eine solche Zukunft möglich ist!

Dialog mit dem Text

Dass Menschen innerhalb bestimmter geschichtlicher Situationen immer neue Utopien und Visionen entwickelt haben, belegt die Literatur. Sehr bekannt sind THOMAS MORUS, *Utopia*, und GEORGE ORWELL, 1984.

Wohin entwickelt sich unsere Welt? Was heißt Mensch sein? Welche Utopien haben wir? Mit diesen Fragen beschäftigt sich auch der satirische Roman von ALDOUS HUXLEY „Schöne neue Welt“. HUXLEY entwirft ein Bild einer utopischen Welt: Im „7. Jahrhundert nach Ford“ hat der Mensch sein Ziel erreicht. Er lebt in einer Wohlstandsgesellschaft. Um die soziale Stabilität zu erreichen, wurde das Kastensystem eingeführt. Die Alpha-, Beta- und Deltamenschen sind durch embryonale Vorplanung und Normung die zukünftigen Direktoren, Kanal- und Hüttenarbeiter. Jeder hat seine vorherbestimmte Rolle, mit der er, dank Drogen und Normung, vollkommen zufrieden ist. Individualismus ist nicht erwünscht. Die Menschen werden nicht mehr dem Zufall der Zeugung überlassen, sondern nach wissenschaftlicher Berechnung in ausgeklügelten Prozeduren entwickelt: Sie werden „entkorkt“, nicht geboren. Für das körperliche und seelische Wohlergehen ist bestens gesorgt: Die Geschlechtlichkeit des Menschen ist auf Lustgewinn ausgerichtet; falls einmal etwas in Ungleichgewicht gerät, steht die Droge „Soma“ bereit.

In diese Welt kommt nun noch ein „echter“ Mensch – Sigmund. Er stammt aus einer Reservation aus der Zeit „vor Ford“. Sigmund demaskiert die diktierte Ordnung: Er will keine Bequemlichkeit, sondern Leidenschaft und Freiheit, Menschlichkeit und Liebe.

Denkanstöße

- *Die neue Welt*: Vielleicht glauben wir heute nur aus Angst und weil wir es so gelernt haben an irgendwelche Grenzen. Gibt es aber Grenzen? Gibt es Grenzen für die Gedanken, für die Gefühle?
„Wer zu den Sternen reisen will, der sehe sich nicht nach Gesellschaft um“, sagt ein altes Sprichwort. Oft reagieren Menschen mit Unsicherheit, Angst und manchmal auch Wut, wenn sie von einem großen Gefühl überwältigt werden – wenn ihre Grenzen gesprengt werden und so etwas wie ein neuer Himmel und eine neue Erde erahnt werden kann. Häufig denken sie an Flucht – obwohl ihre Sehnsucht nach Gefühlen, nach Freiheit und Liebe sie fast verzehrt.
- *Das neue Jerusalem*: Manchmal haben wir das Gefühl verlorenzugehen. Manchmal denken wir daran, wie wir eigentlich leben möchten:
 - Eigentlich möchten wir Zeit haben, Zeit für die Menschen, mit denen wir zusammen sind, und auch Zeit für Gott.
 - Eigentlich möchten wir fröhlich und entspannt sein; uns freuen können ohne Sorge.
 - Eigentlich wollen wir etwas Gutes tun ohne Angst und Verpflichtungen.
 - Eigentlich möchten wir unsere Visionen leben und uns über all die hinweg setzen, die sagen: „Dabei kommt doch nichts heraus!“

Lesehinweise

HUXLEY, ALDOUS, *Schöne neue Welt*, Frankfurt 1953
RITT, HUBERT, *Offenbarung des Johannes (Die Neue Echterbibel)*, Würzburg 1986